# Acten-Auszüge

aus

der gerichtlichen Untersuchung

über

# Carl Ludwig Sand.

Gott. Christ. Sand.

Carl Lud. Sand.
nach einem jugendlichen Schattenriß.

Carl. Lud. Sand.
im vierten Monat seiner Verhaftung.

Wilhelmine Sand

# Acten-Auszüge

aus

# dem Untersuchungs-Proceß

über

# Carl Ludwig Sand;

nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben

und

Augusts von Kotzebue.

---

Mit einem Titelkupfer.

---

Altenburg und Leipzig:
im Verlag des literarischen Comptoirs.

1821.

(In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Acten-Auszüg
80 BS dir

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Zur Nachricht.

Der Herausgeber dieser Actenauszüge erhielt von einem angesehenen, ihm übrigens persönlich nicht bekannten Manne folgende, von dem hier abgedruckten Manuscripte begleitete Zuschrift:

„Ich habe durch einen günstigen Zufall vollständige wörtliche Auszüge aus den Protokollen der Untersuchungs-Acten über Sand erhalten, und dieselben in der Art verarbeitet und zusammengestellt, als Sie aus den beiliegenden Manuscript ersehen werden."

„Wollen Sie nun die Herausgabe derselben übernehmen, so überlasse ich Ihnen das ganze Manuscript unter den nachstehenden Bedingungen (die am Ende ver-

zeichnet waren.) Die Art der Bekanntmachung überlasse ich ganz Ihnen, insofern Sie mir nur Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mich nie als den Einsender nennen oder bekannt machen und mir das Original-Manuscript und dieses Schreiben nach erfolgtem Abdruck zurückgeben wollen."

Da der Herausgeber nach der genauen Durchlesung des Manuscripts nicht fand, daß die Bekanntmachung desselben auf irgend eine Weise gegen die ihm als Mensch und als Staatsbürger obliegenden Pflichten anstieß, er auch die Behandlung partheilos finden mußte, so ging er in den ihm gemachten Antrag ein, gab unter Voraussetzung der Aechtheit der Mittheilungen das verlangte Ehrenwort, (dahin bedingt, in so fern er nicht durch richterliches Erkenntniß dazu gezwungen würde,) und legte das Manuscript der herzoglich sächsischen Censur-Behörde in Altenburg zur Erlangung des Imprimatur vor, welches ihm auch mit Ausnahme folgender, also weggebliebener Stellen ertheilt wurde.

In Abschnitt IV. Seite 54 ist Kotzebue's politisch-literärisches Bülletin weggeblieben, indem die Censurbehörde meinte, daß

einen neuen Abdruck dieses Actenstückes zu geben, sich des Unrechts, das durch dessen widerrechtliche Entwendung Kotzebue geschehen sei, theilhaftig machen heiße. Aus eben dem Grunde sind auch die Zusätze und Erläuterungen der Nemesis und des Volksfreunds zu diesem Bülletin weggelassen worden.

Im Abschnitt XI. Seite 222 ist das Lied: Deutsche Jugend an die deutsche Menge, wegen seiner revolutionären Tendenz weggelassen worden. Eben so Seite 224 einige Aeußerungen Sand's über Stellen in demselben. Seite 228 ist Sand's zum Protokoll dictirte Anrede an die deutschen Fürsten, wegen schmähender Aeußerungen gegen dieselben und revolutionärer Tendenz, gestrichen.

Im Abschnitt XIII. Seite 268 mußten zwei Briefe, der eine aus Paris nach der That an Sand, der andere ein Privatbrief aus der Schweiz, da sie Sand's That nicht blos vertheidigen sondern sogar rühmen, als aller Moral widersprechend wegbleiben.

Im Abschnitt XVI Nachwort wurde der Schluß gestrichen, da man Tadel gegen das Urtheil und ein Lied auf Sand's Tod mittheilte.

Der Abschnitt XVII. Noch eine Erwägung mußte, da derselbe den Mord Kotzebue's und den Thäter zu entschuldigen ja zu vertheidigen versuchte, aus gleicher Ursache ganz weggelassen werden.

Außerdem sind mehrere kleinere Stellen, die unschickliche Aeußerungen oder sonst anstößige Dinge enthielten, weggeblieben.

---

Außer den beiden in zwei verschiedenen Zeiten gemachten Bildnissen Sand's hat die Verlagshandlung auch noch nach ihr aus einem Stammbuche mitheilten Schattenrissen, die Bildnisse der Eltern des unglücklichen Schwärmers beigefügt.

Im März 1821.

Der Herausgeber.

# Inhalt.

Seite

Vorwort.

I. Die Bildung des Zeitgeistes. . . . . . . 1

II. August von Kotzebue nach der Geschichte seiner Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne. 1790. . . 27

III. August von Kotzebue's Autor=Verhältnisse 1800. . 45

IV. Kotzebue's politisch=literarische Bülletins 1818. . . 51

V. Sand's That, nach dem Acten=Inhalt, 23. März 1819. . . . . . . . . . . . . 65

VI. Sand's Zustand nach der That . . . . . . 83

VII. Actenmäßige Notizen über Sand's Person und frühere Lebensgeschichte, Briefe. . . . . . . 91

VIII. Sand's Gesinnungen über und gegen A. v. Kotzebue. . 117

IX. Sand'sche Aufsätze: Der Todesstoß und das Todesurtheil wider Kotzebue . . . . . . . 135

X. Sand's Verhältnisse zu Andern, zur Burschenschaft, zu einem literarischen Verein, zum Turnwesen und dgl. 147

Seite

XI. Sand über sich selbst, seine Grundansichten, seine That, nebst den Urtheilen Anderer über ihn. . . 201

XII. Gerichtliche Vertheidigung für Sand. Urtheilsgründe als Bericht. . . . . . . . . . 229

XIII. Zur weiteren Beurtheilung der Sand'schen That und einiger ihrer Folgen. . . . . . . 251

XIV. Sand's letzte Tage und Tod. . . . . . . 269

XV. Nachwort. . . . . . . . . . 291

XVI. Nachtrag. . . . . . . . . . 295

# Vorwort.

Die Echtheit der folgenden Acten-Auszüge und anderes Urkundliche kann und wird nicht geleugnet werden.

Die vorangeschickten charakteristischen Notizen über Kotzebue haben ohnehin schon manche öffentliche Beglaubigung für sich.

Hier sind reine Data. Jeder urtheile, folgere, was seiner Natur gemäß ist.

Das Wahre ist unwiderstehlich. Je mehr es zurückgedrückt wird, desto elastischer springt es hervor. Ihr! reizet nicht die Springfeder. Und Ihr! Spannet den Bogen nicht, daß er breche. Wer den Tod nicht fürchtet,

was vermag er nicht? Wer zur Verzweiflung des Mißtrauens treibt, reizt zur Todesverachtung. Die Nemesis ruft allen zu: Habt Scheu vor Extremen.

O, täuschet nicht Euch selbst. Völker sind nicht zu täuschen. Völker sterben nicht.

Jedem kommt — wie bald? — der schauerliche Augenblick, wo von all diesem Treiben ihm alles nichtig wird, außer dem Bewußtseyn, nach der Wahrheit gestrebt, gedacht, gehandelt zu haben.

# I.

# Die Bildung des Zeitgeistes.

# Die Bildung des Zeitgeistes.

Friedrich der Einzige — dieser ist's, bis zu dessen Wirkungskreis zurückgehen muß, wer die gegenwärtige Zeit verstehen will. Nicht ein Siècle, aber auch nicht blos eine Geschichte seiner Zeit schuf Jener, welcher, je länger wir leben, immer mehr als der Einzige voransteht. Er schuf seine Zeit.

Einfach, wie alle Wahrheit, war das innere Element dieser Schöpfung, oder neuen Ordnung der Dinge.

Allzulange war der Schlendrian, das Herkommen, in allen Fächern das für die Meisten Entscheidende gewesen. Aller deutscher Scharfsinn wurde verwendet, ja vergeudet, um überall den Herrn von Herkommen mit der langweiligsten Künstlichkeit auszuschmücken, standesmäßig durch den Schein von der grundlosesten Gründlichkeit bei Ehren zu erhalten und, wenn man überklug war, doch zum wenigsten als ein unentbehrliches Uebel, als den unantastbaren Gott und Bezähmer der Menge, sich zugleich zur Nothhülfe und zum geheimen Ziel der Witzbolde zu machen.

Die Andersbildung Friedrich's, als Kronprinzen, ging davon aus, daß, sobald er die klarverständliche, sich in die offene Fassungskraft insinuirende Methode der Bessern aus und nach dem Siècle von Louis XIV. gekostet hatte, Ihm seine scheingründlichen Verkünstelungen gerade um soviel langweiliger wurden, je kunstgezierter und undurch-

dringlich dialektischer sie seyn wollten. Sein ganzes Leben hindurch ist Ihm diese Afterkunst, durch welche Religion, Gesetz, Sittenlehre, selbst Natureinsicht und überhaupt alles, was sich der erwachende Menschengeist als allgemeinverständlich wünschen muß, nur den Afterkünstlern allein verständlich werden sollte und doch zugleich unter diesen selbst in tausendfacher Controvers und streitiger Ungewißheit blieb, ein Greuel gewesen, den Er in allen Fächern aufjagte und wegzubannen nicht ermüdete. Ein Greuel war es Ihm, daß bei der Menge von Gesetzen und schwer bezahlten Rechtslehrern und Richtern kein verständiger Mann zum voraus wissen kann, ob er seinen Proceß gewinnen möchte, weil er nicht weiß, welche von den tausend unentschiedenen Rechtsauslegungen der Referent auf die rechte oder linke Wagschale der mit verbundenen Augen richtenden Göttin legen werde. Daher Friedrich's hellsehendes, aber oft trüb aufgefaßtes Trachten nach einem allgemeinverständlichen Gesetzbuch. Selbst sein Durchgreifen und Durchschneiden der verwickelten Rechtsfäden, wo Er sich im Streit des Müllers Arnold irrte, war Folge seines Ingrimms gegen die Verworrenheit der sogenannten wissenschaftlichen Verkünstelungen, wie aller Fächer, so auch der hochberühmten Jurisprudenz.

Kurz und klar läßt sich das meiste durchschauen, was überhaupt zu durchschauen ist. Die alte Systemsucht erschuf meist nur unübersehbare Ketten von Folgesätzen, die endlich an einem Nichts, an einem Fehlschluß hingen, dem Wahrheitsuchenden tausend richtige Folgerungen aus dem Einen Fehlschluß wie etwas Haltbares in die Hände streckten, fast allen aber das Zurückgehen bis auf den ersten vorausgesetzten Grundirrthum unmöglich machten.

Das Einlernen und Eingewöhnen in diese scholastischen Kettenlehren war es, was die Gelehrtesten zu Mechanisten machte, die sich mitten im Schlendrian, in der Routine, nicht mehr unmittelbar nach der Natur der vorliegenden Sache richteten und den leitenden, entscheidenden Grundsatz aufsuchten, sondern nur noch Reminiscenzen davon hatten, wie ihnen einst im System die Beweggründe für dieses, jenes Verfahren eingetrichtert worden seien, wovon sie jetzt die Resultate ohne neue Vergleichung der Gründe,

ohne Erwägung, wiefern diese auf den gegenwärtigen Fall kaum halb passend waren, handwerksmäßig blos in Anwendung zu setzen hatten.

Am Namen klebende Deutsche mögen es unleidlich finden, daß Friedrich II. den entgegengesetzten Geschmack, einfach und unmittelbar auf die Natur (die eigenthümliche Beschaffenheit) jeder Sache, wie sie im Leben oder Denken direct vorkommt, einzudringen und durch das scharfe Betrachten des Nächstvorliegenden jedesmal über Zweck und Mittel sich selbst verständlich zu machen, damals von Franzosen sich aneignete. Woher aus den damaligen Deutschen hätte Er ihn schöpfen können? Etwa aus Christian Wolf's Quartanten, wo man auf das Wirkliche und Brauchbare nur durch die unendliche Wanderschaft von der Ontologie und Kosmologie und Metaphysik an bis zum Praktischen kommen zu können versichert wurde? Oder etwa aus eines Leibniz chaotischer Theodikee, wo schon die vermeintliche Aufgabe, die Gottheit zu rechtfertigen, ein Beweis ist, daß bis dahin selbst der regsamste und hellste Geist unter den Deutschen sich nicht von den Phantomen der Hyperphysik losmachen konnte, um überall nur von sich, dem nächsten erkennbarsten, auszugehen und den Menschen über sich selbst, und erst durch sich und aus sich über entferntere Weise der Dinge, Begriffe und Ideen verständig zu machen.

Welch ein Unheil, wenn auch Friedrich II. in jener deutschen Art verblieben wäre, vor lauter sogenannter Vernunft nicht zum Verstand zu kommen, und, wie man das Sprichwort umwenden muß, vor dem Wald (dem nur gedachten Gattungs-Begriff) die Bäume (die einzelne Wirklichkeit, nach Zweck und Mitteln) nicht zu sehen.

Zum Glück konnte Friedrich, so gerne er vielleicht, als geneigt zum Philosophiren, vorerst gewollt hätte, unmöglich es bei jenen Kunstsystemen für den Gedanken- und Geschäftsschlendrian aushalten, weil er die Geschmacklosigkeit, ja vollendete Abgeschmacktheit der Einkleidung unerträglich finden mußte. Dort fand er die Art und Kunst, die Gedanken, wie Funken, Schlag auf Schlag hervorzulocken eine ganze Gedankenreihe in einer Sentenz, in

einem Epigramm, wie in einen Brennpunct, zu concentriren und durch beleuchtenden Witz unvergeßlich klar zu machen. Die französische Darstellungsart nöthigt den Leser nicht, alle die Umwege auch wieder mit durchzumachen, in denen der Forscher erst vergeblich, was er suchte, zu finden gemeint hatte. Sie führt ihn mitten in die Sache. Sie läßt die Hauptgründe für die Wahrheit ihrer Ansicht zum voraus ein Licht auf den ganzen Weg werfen, der nothwendig zu machen ist. Sie öffnet die Aussicht auf das Ziel, damit man ihm unverdrossen zueile. Was hatte dagegen der feurige Prinz in der deutschen Manier zu bewundern? Die trostlose Mühe, den lernenden Hörer oder Leser breit und lang durch alle Seiten- und Irrwege, über Steine und Sümpfe, welche der Lehrer oder Autor durchwandert hatte, herumzuführen. Zum Labsal unterwegs wußte sie dem Schmachtenden eintausend Terminologien zu reichen; zur Begeisterung aber je und je einige nach der Rhetorik wohlgetrocknete Floskeln vor die Nase zu halten, mit welchen die sehr wahrheitliebend als nothhelfende (Chrien) charakterisirten Formen der Darstellung gewürzt scheinen sollten.

Dessen kaum zu erwähnen, daß die deutsche Sprache überall noch die Alongen-Perücke trug und, selbst wenn sie elegant seyn wollte, (wofür sie ohnehin noch jetzt kein Wort hat,) sich wohl hütete, von der Reichstags-Beredtsamkeit, der unsterblichen Mutter anderer deutscher... Tags-Beredtsamkeiten, nicht allzuweit entfernt zu erscheinen.

Wer darf es dem guten, milden Gellert übel deuten, daß sein Vorgefühl des bessern Geschmacks eigentlich doch nur mit Lafontaine, Fontenelle, Fenelon sympathisiren konnte? Von jenen im empfänglichen Gemüth angesprochen, mußte der arme Mann umhersuchen, ob er nicht auch aus dem deutschen rohen Vorrath heraus da und dort etwas Beugsames, jenem nachzubilden, fände; wie andere seitdem nach römischen und nach griechischen Musterbildern noch immer an der deutschen Masse zu kneten und zu formen haben.

Friedrich, während einer peinlichen, aber für das Suchen in sich selbst heilsamen Einsamkeit und Bedrückung, seiner Bestimmung zum Regenten, oder damals eigent-

sich zum Herrscher, eingedenk, weilte nicht bei der Sprache, deren Aussöhnung mit der Verständigkeit Er andern überlassen konnte und, so roh Er selbst im deutschen Ausdruck blieb, doch bald in seinen Geschäftsmännern hervorbrachte. In sich drang er durch auf die Hauptsache, auf den schlichten festen Vorsatz und die vom Größten bis zum Kleinsten ausgedehnte Gewöhnung, nichts ohne eigene Einsicht und Ueberzeugung zu thun; diese Einsicht aber nicht irgend in weitentfernten Vordersätzen oder Auctoritäten, vielmehr so nahe wie möglich in scharfer Betrachtung des Gegenstandes selbst, in der Natur der Sache, zu suchen.

Sich über den Zweck, den er nach Recht und Klugheit fassen könnte, selbst zu verstehen, sich über die entsprechendsten Mittel dazu klar zu machen, dies ist der Inhalt seines Lebens, dieses die Basis seiner Größe. Nicht daß Er Schlachten gewann, ist bei dem Denkenden sein Ruhm, sondern daß Er sie einzig durch die schnelle Anwendung des natürlichen, gesunden Verstandes und durch eine elektrische Verbreitung dieser Lust der Verständigkeit gewonnen hat. Allzukünstlich pflegt man indeß zu sagen, daß ein Feldherr, ein Gebieter, auch die moralische Kraft in's Spiel zu ziehen wissen müsse. Friedrich, wie er selbst vor dem Denken sich nicht scheuete, sah voraus und erfuhr oft genug, daß denjenigen Ordres am besten parirt werde, über deren Grund und Zweck man selbst denken dürfe, weil man nur für solche auch durch Selbstwollen und Besonnenheit alle Kraft aufbietet.

So fand er, daß für seinen Zweck, ein selbstständiges Volk zu regieren, das beste Mittel offenbar nicht wäre, sie als Maschinen zu dressiren. Aber nur weil er selbst wußte, was und warum er wollte, sah er auch ein, daß sogar der Soldat weit zweckmäßiger zu gebrauchen sei, wenn er wissend und wollend agirte. Was erschuf und erhielt in dem gemeinen preußischen Soldaten unter Friedrich jenen auf Selbstgefühl gegründeten Stolz? Sein Selbstgefühl beruhte auf dem Bewußtseyn, wenn der große Fritz etwas Wichtiges befohlen hatte, auch selbst raffinirt und räsonnirt zu haben, warum die Ordre gegeben sei, wozu sie führen solle und wie er am besten aus allen seinen Mitteln, und nicht blos durch die in der Ordre vorgezeichneten, zu Erreichung ihres Zwecks beizutragen vermöge.

Wie mancher Graukopf, mit nur Einem Arm oder Bein, öffnete damals, nach der siebenjährigen preußischen Besiegung der Herkömmlichkeit und des Schlendrianismus von Halbeuropa, dem Reisenden seinen Schlagbaum und zeigte sein gescheidtgewordenes Gesicht, mit der sich selbst belohnenden Miene, daß auch in seinem Hirnkasten die Freude, sich zu besinnen und zu wissen, warum und wie er das Seinige zu thun habe, eingekehrt sei. Mit dieser Besonnenheit, mit dieser Lust der Verständigkeit, sich in seinem Kreise über Zweck und Mittel klar zu machen, hatte er einst auf manchem Posten, in mancher heißen Schlacht gestanden, nicht blos um seinen Schießprügel loszubrennen, sondern ihm auch, wo möglich, und allen seinen Kräften eine treffende Richtung zu geben. Er wußte, daß der Ruf, ein gescheidter Kerl zu seyn, der sich auch, wo die Ordre nicht ausreichte, zu helfen wüßte, ihm vom Unterofficier bis zum General hinauf Ehre mache, weil seinem König selbst das Wissen, warum, so hell aus den Augen blitzte, als das Wollen der Unterordnung, das Selbstdenken aber bei diesem Selbstdenker keinen verdächtig machen konnte.

Auch die großen Autoritäten vor ihm achtete Friedrich, aber nur um das zu wissen, wodurch sie Autoritäten geworden waren. Er commandirte wie Montecuculi, nicht weil dieser halter wider die Türken so commandirt hatte, sondern nur, wenn die Ursachen, warum Montecuculi einst so commandirte, wieder gekommen waren. Es ist eine große Aufforderung zu sorgfältiger Prüfung, wenn denkende, erfahrne, mit Geist und Herz dafür interessirte Menschen etwas als wahr, als richtig, als zweckmäßig ausgesprochen haben. Aber nie darf, wer nicht auf eigene Verständigkeit verzichten will, vergessen, daß, jenes nicht wahr ist, weil sie es sagten, sondern daß sie es sagten, weil es ihnen wahr war.

Eben deswegen achtete Friedrich auch das Recht überhaupt und erworbene Rechte wahrhaftig viel sorgfältiger, als die sogenannten Gewissenhaften. Das Recht und die Rechte sind eine wichtige Autorität aus der Vorzeit. Nicht nur der Verstand machte dem König klar, daß durch Nichtachten des Rechts und der Rechte jeder Einzelne in Allem den Reiz, auch gegen ihn dergleichen nichts mehr

zu achten, wecke und daß alsdann der mächtigste Einzelne gegen diese geheime Lust Aller bald oder spät gewiß verloren sei. Auch bis zur Vernunftidee führte ihn die Verstandesklarheit; zur Vernunftidee, daß die unbedingte Achtung aller den übrigen Mitmenschen eigenen Vervollkommnungsmittel eine wesentliche Vollkommenheit des Menschengeistes sei, ohne welche die Vervollkommnung der Gattung nicht möglich werde. Friedrich war es bekanntlich nicht, der die Theilung von Polen veranlaßte oder förderte.

Fast unglaublich ist es, wie schnell der Verstand so vieler Anderer sich, nach dem vorleuchtenden Beispiele des in sich großen Königs, in allen Richtungen selbstthätig zeigte. Dies war die Zeit, wo der Name Preuße sich die Erbschaft von Anerkennung erwarb, welche er nie unvermehrt aufzehren sollte. Jener geräuschlos fortwirkende Geist in Sanssouci zog an, ohne zu magnetisiren, machte Hellseher ohne Schlafwandlerei. Unsichtbare Strahlen gingen aus auf Freunde und Feinde. Alles strebte, sich der Klarheit, wie Pflanzen dem Lichte, zuzuwenden. Da auf der Terrasse seines Sorgenfrei Friedrich, nicht ohne Sorge für die Nachkunft, das letzte Mal in die Sonne als untergehend blickte, wie gerne hätte Joseph II. davon eine Morgenröthe heraufgeführt.

Jetzt, so lange jene Selbst-Sonne leuchtete, ward es mit einem Mal Sitte, es ward, wo es möglich war, Mode sogar und Hofton, überall mit geschärften Augen, aber ohne gefärbte Brillen, jede Sache nach ihrer Natur, nach dem, was ihr wesentlich zukommt und in ihrem Seyn und Begriff gegründet ist, zu beschauen. Wie erstaunte man überall, wie unsäglich viel man sich hatte weis machen lassen?

Jetzt untersuchte man jene alten Systemsketten von Gelenk zu Gelenk. Wie viele falsche Scheinglieder fand man zwischeneingeflickt. Und wenn die consequenteste Verkettung am Ende an einem Fehlgedanken, an einem Nichts angeklebt war, so drang man unaufhaltsam in das mystische Dunkel, welches den letzten Ring enthalten sollte.

Klarheit im Gedanken führte unmittelbar auch auf Klarheit in der Sprache. Der Geschichtschreiber der Deutschen, da wo er zu Würzburg noch als Selbstforscher

schrieb, hat das größte Unheil des Mittelalters darin gefunden, daß Niemand eine Sprache hatte, daß man in ungeheurer Weitläufigkeit immer der vorigen Dunkelheit zu entgehen strebte und dennoch, auch wenn man noch so oft duplicirte und triplicirte, für das nur dunkel Gedachte wenig verständliche Worte und noch weniger Gedankenordnung fand.

Sobald man offen und furchtlos sich ausdrücken durfte, lernte man auch deutsch reden. Undeutsch wird die Sprache wieder, besonders die der Geschäftmänner, sobald man undeutlich, das ist undeutsch zu werden für räthlich halten muß. So wunderlich-deutsch es oft klang, wenn ein Abt Reinbeck den alten theologischen Scholasticismus in die neue Gottesgelahrtheit zu übersetzen sich bemühte; vieler Unverstand verschwand doch schon deswegen, weil er nicht in die Volkssprache zu übertragen war. Hätte man sonst je all des non-scibile, und doch possibile, oder irgend cogitabile und futuribile los werden können? Hat man es denn Euch, Ihr unverständigen Verschreier der Aufklärung zu danken, daß man von Religion mehr als von Dogmatik und Glaubenslehren zum schmachtenden Christenvolk zu reden anfing? Zu welchen Vormännern, zu was für einer Abkunft aus der Vorzeit gehört Ihr? Wessen Lehrart ist die, welche Ihr gerne wieder aufbringen möchtet? Ist es nicht eben dieselbe mit dem Licht und Recht jenes Hallischen Lange, durch welchen noch Friedrich's Vater zum Machtspruch auf Landesverweisung und Strang gegen Wolf verleitet wurde, weil er sich, im Schlendrian seiner Orthodoxie, einreden ließ, daß, nach der verruchten neuen Lehre von der vorherbestimmten Harmonie zwischen dem Körperlichen und Geistigen, seine Potsdamer Garden schuldlos wären, wenn ihre Füße sich zum Desertiren bewegten, während ihre geistige Monade etwas von freiem Willen in sich verspürte? Selbst der Ungelehrte kann sich aus Friedrich's Zeit her einen Maßstab borgen gegen diejenigen, welche in den veralteten Gallimathias zurück lenken möchten. Er frage sie nur, welche Vormänner von dorther für ihre Methode sie nennen können. Sie werden die Namen der obscurorum virorum verbergen müssen, deren sie sich schämen; deren Mantel und Kragen aber sie wieder umhängen möchten.

Von Volks=Religion war erst seit Friedrich's Beyspiele, Hochachtende und Wollende zu regieren und dieses Achten und Wollen durch Einsicht der Gründe zu gewinnen, die Rede. Geglaubt konnte die Religion werden, seit man aus ihrem Innern wissen konnte, woran und warum man glaube, ja seit man zu der Ironie kam, öffentlich die Frage zu behandeln, ob denn das Volk zu täuschen nöthig, räthlich, erlaubt seyn möchte. Jetzt wurde durch Selbsterfahrung die Religiosität was sie seyn soll: ein thätiges Glauben an die Verbesserlichkeit des Menschen und des Menschengeschlechts, eine Zuversicht, daß auch diese Erdenwelt selbst schon, und nicht erst der künftige Himmel der Seligen, eine Welt Gottes ist, in welcher das Gute, mit Begeisterung zugleich und mit Besonnenheit gewollt, nicht unwiderstehliche Hindernisse zu fürchten habe. Kurz — praktisch, willens=thätig wurde auch die Religiosität, weil die große Aufforderung, sich selbst zu verstehen, und nach dem, was dem Menschengeiste in ihm selbst als allein befriedigend, allein bleibend unverkennbar ist, zu wollen und zu wirken, aus der allgemeinen Verstandeserregung auch auf die Religionslehre überging.

Freilich aber ist es mit seiner Verständigkeit eine fast bedenkliche Sache. Ihr habt recht, Dunkelmacher! Wenn man in Einem Fache nach Gründen fragen und aus Einsicht wollen läßt, wer wird verhüten, daß nicht eben diese Verständigkeit auf jedes andere auch hinüberblicke. Zu dulden war es allenfalls, daß verständige Ueberzeugung manchen etwas religiöser, humaner machte, weil, nach der Natur der Sache betrachtet, als Christ zu handeln zugleich das Menschen Würdigste ist. Aber, sobald das Religiöse populär, das ist, Sache der allgemeinen Ueberzeugungskräfte, wurde, wer vermochte zu hindern, daß man nicht auch die ganze Rechtslehre, wie einst Sokrates die Philosophie, aus den Wolken herabzusteigen und sich nach der Natur der Sache betrachten zu lassen einlud.

An der sogenannten bürgerlichen Rechtsgelahrtheit gab ohnehin Friedrich's Naturverstand selbst das allbekannte erste Beispiel. Er ließ seinen Ictis keine Ruhe, bis die Volksgesetzgebung und Proceßordnung

verständlich deutsch sprachen. Und auch dieses Wunderwerk der gesunden Verständigkeit ging, mit eigenthümlichen Verbesserungen, bis auf Oesterreich über.

Aber ist nicht das Staatsrecht selbst der höhere, erste Theil alles Rechts der Bürger? Kann der Einzelne seiner persönlichen Freiheit, seines Eigenthums und Erwerbes gesichert seyn, wenn über die Gesammtheit, ohne vorherbestimmte, aus dem Begriff und Verhältniß beider Theile geschöpfte Verfassungsgesetze, nach vorübergehenden Ansichten von Staatswohl und Staatsbedürfnissen verfügt werden darf? Wenn Arretirungen, Bestrafungen, Landesverweisungen ohne collegialische Beschlüsse freier Richter möglich sind? Kann jeder Einzelne für sein bürgerliches Recht Gewährleistung sehen, wenn die obersten Staatsbeamten Niemand verantwortlich, von Niemand officiell beobachtet sind, als von dem, welcher ihnen entweder nach persönlichem Willen gebietet, oder, von ihnen allein umgeben, den gefälligen Rath annimmt? Ist dem Einzelnen der für alle seine Geschäfte unentbehrliche Ruhestand gewiß, wenn Bündnisse, welche die Habe und selbst die Person vieler in den Abgrund von den landesverderblichsten Angriffskriegen stürzen können, nicht mit offener Darlegung der Gründe ihrer Unvermeidlichkeit, vielmehr von Wenigen insgeheim vielleicht aus Kurzsichtigkeit und Unkenntniß, vielleicht sogar nach Cabalen und aus Verrath zur Verbindlichkeit für alle gemacht werden können? Schwieriger mag allerdings die verständige, nicht einseitige Berichtigung dieses höhern Theils der Rechte aller Bürger seyn, schon weil sie ungewohnter ist. Aber der gesunde Verstand, läßt man ihn nur eine Zeitlang aus seinen verschiedenen natürlichen Repräsentanten und Sprechern, den Naturbegabten und Denkgeübten, offen zum Worte kommen, durchschaut und ordnet auch das Schwierigste. Und gewiß ist wenigstens dieses, daß eben so, wie die Theologie im Reiche der Verständigkeit zu ihrem und Aller Vortheil sich zur Religionswissenschaft und Religionslehre popularisiren und klar machen lassen mußte, auch an die Staatsrechtsgelehrsamkeit die Reihe, populär, das ist, nach der Natur der Sache betrachtet zu werden, kommen mußte, nachdem Themis oder Asträa über die einzelnen deutschen Bürger nicht mehr blos aus lateinischen oder gar byzantinischen Gesetzfragmenten, sondern aus

lesbar deutschen Paragraphen sprach, in denen nöthigenfalls auch jeder Deutscher Sinn suchen und finden konnte. Wie man dahin kommen mußte, daß des deutschen Bürgers Heil im einzelnen Rechtstreit nicht davon abhange, ob etwa noch ein zweiter und dritter Gajus über das, was Römern Gesetz gewesen seyn mag, aus einer lang verschlossenen Klosterbibliotheks=Ecke hervorkäme oder die Pandekten noch hundert Jahre länger durchgestöbert wären; so hatte Friedrich's entscheidende Verständigkeits=Methode, überall über Zweck und Mittel aus der Natur der Sache und dem vor Augen liegenden Verhältnisse klar zu werden, offenbar durch Einführung der Verständigkeit in die Privatrechts=Gelehrsamkeit eben diesem Naturverstand auch bis zum allgemein regen Denken über das innere und äußere Staatsrecht die Bahn geöffnet.

Leider so! werden einige seufzen. Aber nein! Nur auf halbem Wege muß man nicht stehen bleiben oder gar dem Ziele wieder den Rücken zuwenden wollen. Nur so lange man auf halbem Wege steht und scheue Blicke gegen das Ziel hinwirft, sieht man dieses in der Ferne von Staub und Dunst verhüllt. Vorwärts! und die wahre Gestalt der Sache wird unverkennbar. Nur Halbdenkerei ist verderblich. Was einmal Zeitbedürfniß geworden ist, muß durchgedacht werden; gerade wie von allem Philosophiren, das heißt gesund=denken wollen, das alte Sprichwort gilt, daß flüchtig gekostet die Quelle berausche, gewöhnlich getrunken sie alle Kräfte stärke.

Ob Friedrich's Absicht es war, daß der gesunde Verstand auch bis tief in das Staatsrecht dringen solle, ist vielleicht nicht zu entscheiden. Aber der Erfolg war es, und wir können jetzt wohl sagen, er mußte es seyn. Und hat denn nicht Friedrich selbst sich so gerne, so kräftig den ersten Diener des Staats genannt! War nicht selbst seine Politik oder Staatskunst wenigstens viel einfacher, viel übereinstimmender mit der verständigen Ansicht der Natur der Gegenstände. Wem war das viele diplomatische Getreibe, das Intriguiren um Nichts und durch Nichts, verhaßter? Wem auch überflüssiger, weil Er mit verständigen Gründen, die sich hören lassen durften, aufzutreten pflegte?

Nur in Einem Hauptpunct hatte seinen Scharfblick die Nachahmung des Französischen berückt, weil er darin sich nicht an die verständige Methode, nach einfacher Sachkenntniß zu handeln, hielt, sondern sachwidrig eine französische Wirklichkeit übertrug, die nicht aus der Verständigkeit, vielmehr aus Willkührlichkeit und Höflingskünsten entstanden war. Und gerade dieser verfehlte Hauptpunct mußte, gewiß gegen des Königs Absicht, am meisten dahin wirken, daß der gesunde Bürgerverstand sich immer mehr mit Fragen über das Staatsrecht zu beschäftigen getrieben wurde.

Hätte sein scharfer Sinn für das Einfache, als das übersehbare, klarste, der Verständigkeit genügendste, haltbare, auch noch dieses Wunderwerk zu Stande gebracht, das Staatsabgabenwesen auf das einzig einfache, auf eine jährliche nach Classen geordnete Besteuerung des Einkommens aller Art, mit Aufhebung aller theilweisen, vornehmlich der mittelbaren und versteckten Steuern zurückzubringen; wieviel weniger würde es dahin gekommen seyn, wo es jetzt ist, daß, wenn nichts Anderes, desto drängender doch die allgemeine Finanznoth zum sogenannten Politisiren, oder vielmehr zum Denken und Klarwerden über minder kostbare und doch zweckmäßigere Methoden, regiert zu werden, hintreibt.

Was ist einfacher? Das jedesmalige Einkommen ist es, was den jedesmaligen Staatsschutz fordert. Das jedesmalige Einkommen soll ihn also auch bezahlen! Das Einkommen jedes Jahres kann freilich nur zum Theil zum voraus ausgemacht werden; aber es ist doch immer so weit voraus bestimmbar, daß es für ein oder zwei Quartale abschlagsweise gegeben, am Ende des Jahres aber nach der wahren Summe Abrechnung mit den Steuerpflichtigen getroffen werden kann. Die getreuen Stände haben dann nicht hauptsächlich auf das Erfinden neuer Steuer-Rubriken zu sinnen. Sie sollen desto aufmerksamer ihre kostbare Zeit auf die Prüfung, inwiefern jeder Ausgabe-Artikel sich als zum Gutregieren nothwendig legitimire, zu verwenden trachten. Was nach strenger Wahrheit nothwendig ist, wird sodann leicht repartirt. Bezahlt aber wird dann der Betrag der ganzen nöthigen

Jahresabgabe, was die Hauptsache ist, auf die einfachste Weise, ohne die unsäglichen Kosten für Einnehmer und Verrechner, für Rechnungs-Revisionen und Oberrevisionen, für die Habachte und Helfershelfer der unzähligen Unterschleife und Schmuggeleien, für alle die Controlenmacher, über welche immer wieder eine Controle der Controle seyn müßte. Der Steuerpflichtige müßte nicht, damit eine Million in die Staatscasse komme, noch eine Million für alle die Hände geben, die es sicher dahin schaffen sollen. Wenn das Einkommen, statt alles andern, besteuert wäre; so würde, was man hat, nicht was man blos hofft, besteuert. Würde dann auch regelmäßig, das heißt, nach der Natur der Sache und weil wir Menschen sind, etwa um ein Drittheil zu wenig angegeben, so möchte ohnehin bei den meisten mittelbaren Steuern, Accisen und dgl. das nämliche Uebel der Täuschung und noch größeres eintreten. Dagegen hätte die fast unvermeidliche Unsitte, das Wahre nicht voll anzugeben, gerade bei der Einkommensteuer am wenigsten zu bedeuten. Wird auch ein Drittheil weniger, als das Einkommen im Ganzen wäre, fatirt, so wird die nöthige Staatseinnahme dennoch auf die fatirten zwei Drittheile ganz einfach und ohne Bedenken gleichförmig umgelegt. Auch würden sowohl die übermäßig unrichtigen Fassionen als die höchst lästigen Verfolger und Verfolgungen der Defraudationen um so gewisser wegfallen, wenn jede Bürgerschaft selbst zur Einnehmerei aufgestellt wäre und der, welcher gar zu wenig zu fatiren versuchte, von jedem eben dadurch gefährdeten Nachbar darüber Einspruch zu befürchten hätte. Dagegen würde die gesammte Summe der nöthigen Staatsabgaben klar und offen bekannt seyn. Auch wüßte jeder bestimmt die Summe, die er entbehren, die er also auf seinen Erwerb gegen Andere schlagen müßte. Die drückendste, alles Privatwohl zerstörende Folge der so vielerlei, so unbestimmbaren Abgaben ist, daß die Ungewißheit des Verhältnisses zwischen Abgaben und Einnahmen die Theuerung im Stillen bis ins Unerschwingliche steigert, da jeder Verkäufer das drei- und sechsfache auf die Waare schlägt, weil er, wieviel er selbst abgeben müsse, und wieviel alle, die ihm arbeiten, von ihren Abgaben auf ihre Preise gegen ihn schlagen werden, nicht überschauen kann.

Verzeihung daß diese, an sich äußerst wichtige Simplificirung des Staatsabgabensystems hier zusammengedrängt werden mußte, um die Behauptung, Friedrich hätte eine einfache Besteuerung einführen können, anschaulich zu machen. Seine durch die Einfachheit große Kraft im Denken und Wollen hätte es vermocht, eine so große Abänderung ganz ins Klare und dann in die Wirklichkeit zu bringen. Die Aufgabe wäre bei weitem nicht eben so schwer gewesen, als die Umbildung einer Soldaten-Maschine von vielen Tausenden, sogar geworbenen und gezwungenen in ein durch rege Besonnenheit und Ehrgefühl bewegliches Preußen-Heer, dessen Verstandesgott Er war, weil jeder durch Ihn in seinem Kreise mit seinem Verstande thätig zu seyn sich aufgemuntert fühlte.

Von der entschiedenen Richtung seines Geistes auf klare, naturgemäße Einfachheit wich Friedrich nirgends so auffallend ab, als in der Beibehaltung und Vermehrung der vielerlei Abgabenarten, ja durch Einführung mittelbarer Abgaben, welche unzählig mehr Betrug als die Einkommens-Fassionen, und deswegen auch die geld- und sittenverderbende Spionerie, das zur Regel gewordene Auflauren und die Angeberei der Sykophanten, Zöllner und Sünder zu Begleiterinnen haben mußten. Wahrhaftig, als solche waren sie nur eines französischen Intriguengeistes würdig. Wie sehr aber standen sie, mit der Maxime des großen Regenten, wollende, folglich verständig überzeugte und auf Verständigkeit stolze, rechtliche Bürger zu regieren, in Widerspruch!

Ganz Europa würde der jetzigen langen Geburtsschmerzen überhoben seyn, hätte nur Friedrich seine einfache Verständigkeit auch noch über das Staats-Abgabenwesen ausgedehnt. Alle Welt würde ihn, wie in andern Hauptpuncten, auch in dieser Vereinfachung nachgeahmt haben. Weil er das viel schwierigere französische Hofsystem mittelbarer Abgaben, welches zu endloser Vervielfältigung der Abgabentitel verleitet, und statt der Oeffentlichkeit auf das übersehbar Heimliche ausgeht, vorzuziehen überredet wurde; so steht jetzt der von ihm sonst überall begünstigten Methode einfacher Verständigkeit dieses Dunkel verflochtener Verhältnisse disharmonisch in den Staatsverwaltungen gegenüber, und reizt um somehr den auf-

geregten Naturverstand, auch diese Verwickelung und ihre in jedem Beutel fühlbaren Folgen zu durchdringen.

Alles zusammengefaßt, macht sich nichts klarer, als daß des großen Königs Methode, durch einfache Verständigkeit Menschen, und nicht Maschinen und Sclaven, regieren zu wollen, durch alle Fächer der Kenntnisse und der Handlungsweise, besonders in Deutschland, allwirksam einen Hang und Trieb der alles prüfenden Verständigkeit verbereitet hat, aus welchem vieles von dem, was jetzt mit Einem Wort dem überall wehenden und nirgends gesehenen Zeitgeist zugeschrieben wird, zu erklären ist.

Ersieht man klar, wie und woher die Erregung der Verständigkeit in dem Geiste der Zeit gekommen ist und unabwendbar kommen muß, so wird auch das mancherlei sonderbare Entgegenwirken und laute, modische Verschreien des Verstandes begreiflicher. Viele, denen es allzu mühsam wird, bei dem allgemeinen Streben nach Verständigkeit, bei dem aufgeregten, vielseitigen, lästigen, anstandswidrigen Fragen nach Gründen und Beweisen, nach Zweckmäßigkeit der Mittel, nach Nothwendigkeit der Zwecke und dgl. sich doch als die Verständigere zu erhalten, möchten nur gar zu gerne Jedermann, außer ihnen selbst, wieder an die höchst bedauerliche menschliche Verstandesschwäche demuthsvoll glauben machen. Wäre aber diese Schwäche wirklich so kläglich, was gewännen jene andern, die doch auch mehr nicht als schwache Menschen sind? Gleich wären denn doch wieder alle, und müßten am Ende sich mit dem Maß von Verstand zu helfen suchen, das nun einmal das menschliche ist. Selbst wenn ein Gott durch sie spräche, so würde es in ihnen doch vermenschlicht seyn und das Maß von Menschenverstand, das die Uebermenschlichkeit aufnehmen sollte, würde mehr davon nicht fassen, als es fassen kann.

Von dieser Seite her möchte also verständiger Weise nichts entgegen seyn können, auf der seit Friedrich dem Einzigen eröffneten Bahn der Verständigkeit unter dem Losungswort: Prüfet alles und das Gute haltet fest! mit dem sogenannten Zeitgeist vorzurücken, so weit jedesmal er selbst sich vor der Verständigkeit zu legitimiren vermögend ist.

Andere Stimmen aber erschallen und erschallten, welche den armen, schwachen Menschenverstand mit einem Schlage niederwerfen und mit Fußtritten bedrohen, weil er nur Verstand, nicht absolute, nicht göttliche, nicht heilige Vernunft und wohl auch nicht zugleich Glaube, Liebe, Hoffnung und — Geduld sei. Schämt Euch des bloßen, platten, flachen, schlichten Verstandes, rufen diese. Und wären sie doch nur wenigstens verständig genug gewesen, nichts dergleichen vornehmlich der erst reifenden Verständkeit zuzurufen.

Aus absoluter Vernunft soll, nach ihnen, handeln, absolute Vernunft soll seyn der Mensch, welcher nicht nur tausendfach im Aeußeren, sondern selbst in dem Innersten seines Bewußtwerdens nur ein Wesen der Allmählichkeit, nur beschränkt und bedingt ist. Ist denn der Mensch in allem, wo er denkt und will, ein vollendetes, bestehendes Bewußtseyn? Ist er nicht ein fortdauerndes Werden und Werden? Ist denn je sein Bewußtseyn, ohne welches er nicht vernünftig, nicht verständig ist, ein absolutes Seyn? ist nicht auch seine Bewußtheit immerhin ein Werden, welches man nur ein Seyn nennt, weil es ein war, ist und wird umfaßt, während es vom war immer verliert, aus dem ist das war fortdauernd ergänzt, am letzteren aber, dem wird, immer wächst und nur über der Unabläßigkeit dieses Anderswerdens vergißt, daß es immer ein anderes ist.

Solch ein Absolutes ist der Mensch. Und in diesem Absoluten soll er absolute Vernunft seyn. Und ihr rufet ihm zu: Pfui! Schande, nach Verstand zu handeln! Nur verständig zu seyn, welch eine niedrige Stufe. Nach absoluter Vernunft, Kinder, sollt ihr denken, und wollen, und Thaten thun und über alle die rücksichtenvolle Verständigkeit euch frühzeitig hoch erheben!

So bekanntlich die Herolde der absoluten (Menschen-) Vernunft seit etlichen Jahrzehnden, als die erklärtesten Feinde des Verstandes, oder des besonnenen Menschen, insofern er sich selbst verstehende, sich selbst regelnde Urtheilskraft ist und dadurch gegen alle Uebertreibungen einen furchtbaren Maßstab hat. Jene schwangen sich, leichter als alles, bis in den Feuerhimmel, brachten aber aus

dem Empyreum wenig Licht, desto mehr Entzündbarkeit, Feuer und Rauchdampf hernieder, worauf man, wenn man sich eine Zeitlang wie der Hahn, über dessen Kopf weg eine Kreidenlinie auf dem Boden gezogen ist, ruhig in ihr Dunkel setzte, von unbeschreiblichen innigsten Anschauungen, von Staunen und Ahnen aus dem Absoluten heraus viel Seltsames hören mußte.

Das Absolute gefiel allerseits, wo man über den Verstand weg seyn mochte. Es läßt sich darin so leicht Alles aus Allem machen. Nur die noch zugleich genannte Vernunft war manchen, von der Ahne her, ein eben so verhaßter Laut, als Verstand, und noch mehr. Aber auch da war zu helfen. Wenn man nur gemeinsamlich gegen den Verstand anging, so konnte man ja wohl auch die Vernunft, deren Wesen und Treiben man ohnehin nicht so recht zu beschreiben wußte, mit dem Glauben versöhnen, oder jene sogar gegen diesen umtauschen. Hatte doch dem Sentimental-Philosophen von Pempelfort schon manches schwache Köpfchen deswegen zugenickt, wenn er nur eine Vernunft zu haben versicherte, die sich dem Glauben zum Gefangenen ergeben müsse.

Selbst aus dem Absoluten war zu einem vernunftleeren Glaubenwollen hinüber zu gelangen. Mit der souverainen, absoluten Vernunft war einmal das staunende Anschauen aus sich selbst hinaus in's blaue Unendliche, ja das Ahnen des Anschauens verbunden. Warum also nicht auch, statt des verwünschten, mühevollen und doch durch das Prüfen immer weniger werdenden Wissens oder Gewißseyns, das Glauben des Ahnens? und warum nicht das Versinken in den wissenlosen Glauben des geahneten Absoluten, Unbedingten und Unendlichen? Es ging. Man versenkte sich und versank. Auch der Vernunft war man jetzt los und entsunken. Man versank in das unbedingteste Glauben an das ahnende, innigste Anschauen des Absoluten in seiner ganzen Unendlichkeit, und das Absolute war jetzt das Göttliche, das Heilige, welchem, wie man es ahne und anzuschauen glaube, man sich in ganzer Liebe hingebe, resignire, und in Liebesflammen der Hoffnung alles aufopfere. Ist doch dessen, was wir nicht wissen, gewiß recht viel. Weil also so viel ist, wovon die Philosophie, mit Vernunft und Verstand, nichts weiß, so ist es ja um

so andächtiger, liebevoller, demüthiger, allerlei, was man nicht zu wissen vermag, geradehin zu glauben. Vermagst denn du, kalter Verstand, zu erweisen, daß es nicht möglich sei? Nein! Weil also nicht die Unmöglichkeit erwiesen ist, so glaube die Wirklichkeit, du Verstockter!

Lächelnd sahen pfäffische Dunkelmacher zu, und voll ungehoffter Wohlbehaglichkeit, daß mit einem Mal durch die absolute Vernunft selbst, auch ihre alte Feindin, die wirkliche Vernunft, verjagt und verbannt werden sollte, daß die höchste Weisheit ein unbedingtes Glauben, und das geahnete Absolute das Göttliche wurde. Phantasirt nur einmal wieder, ohne Vernunft und Urtheilskraft, über das Göttliche, bald sollt ihr wieder ohne Polarstern und Compaß über diesem Ocean schwimmen; bald, dachten sie, soll das Göttliche wieder nichts als die uns nutzbare Gottesgelahrtheit unseres Kirchenherkommens, oder, noch besser, nur desjenigen Kirchenthums seyn, worin es für uns, die Priesterschaft des Göttlichen, am meisten zu herrschen geben kann. Bald soll man wieder nichts als glauben dürfen, aber nur an den Gott, welchen wir geben und jedem nach Umständen, wie er ihn brauchen kann, auch wohl in modischern Redensarten, Altes und Neues versöhnend, zu geben wissen werden. Wer unserm Gott glaubt, der glaubt Uns. Sind nur wir erst das Absolute, Vernunft und Verstand sollen in kurzem bedingt und beschränkt genug seyn. Auch empfehlen wir uns alsdann, wenn nur auch wir selbst damit gewinnen, wieder durch den absoluten Glauben, daß das Ungöttlichste göttlich sei, so lange es die Gewalt hat.

Mit einem Mal war es soweit, daß gewisse Philosophen und gewisse Theologen, zum Erstaunen oberflächlicher Beobachter, gemeinschaftliche Sache gegen Verstand und Vernunft zugleich machten. Versöhnt waren mit einem Mal die Langgetrennten für das Absolute, das Göttliche, das heißt, für sich, weil nur sie und die Ihrigen in dieses Göttliche eingeweihet waren und seyn können, nur ihnen gegeben, vergönnt, beschieden ist, das Göttliche in sich zu erschauen und, weil es das Ihrige war, in Liebe zu glauben und im Glauben über alle Vernunft hinaus zu lieben.

zum Verwundern einerlei Sprache und einerlei Richtung hatte mit einem Mal das philosophische wie das theologische Mystificiren. Wer Lust hatte, erklärte sich für einen, dem es gegeben sei, für Einen der Eingeweihten, und so war er's. Angenehm war er sogleich, auch wenn er's fast zu toll machte, den übrigen und gerne anerkannt, wenn nur Einer mehr wurde, welcher Ahnen, Glauben, Lieben, und das Göttliche, Absolute, Unendliche, jene nur den Geweihten erforschliche, unerforschliche Höhe und Tiefe der Geheimnisse u. s. w. im Munde führte, etwas Altglaubiges neu machte oder sonst etwas Abentheuerliches zu glauben gebot. Auf eine Zeitlang konnte doch jeder mithelfen, Verstand und Vernunft weg zu exorcisiren; jene der göttlichen Faulheit und Gemüthlichkeit widerstrebende Selbstthätigkeiten und hochmüthigen Naturkräfte, womit andere sich unseligerweise abmüheten und, als wahre Lucifers, die Demuth nicht haben wollten, alles was einem Geweihten einfiele, als Strahlen der göttlichen Absolutheit zu preisen, um, wenn auch aus ihnen der Geist spräche, je nach dem Maße von Autorität, das sie sich zu geben wüßten, wieder gepriesen zu werden.

Die Zeit, wo sich diese Göttlichen von zweierlei so sehr verschiedener Art wieder scheiden und, wie immer das Böse, sich selbst bekämpfen müssen, ist noch nicht ganz eingetreten. Weil alle diese göttliche Absolutheiten nichts anderes als die von Vernunft und Verstand sich möglichst losreißenden Ichs sind, welche in dieser Ungebundenheit nichts als Empfindeln und Phantasiren übrig behalten; so kommt die Zeit, wo ein Prophet dem andern die Hörner abzureißen sucht und ein Mystagoge dem andern für einen unter die bösen Mächte gerathenen Unseligen erklärt, unausbleiblich. Das Göttliche der Egoisterei wäre ja nicht das Absolute, wenn es einen Andern anerkennen wollte, als das Ich und jene, die niederfallen und ein Ich, dem das Höchste gegeben ist, anbeten. Indeß aber, so lange, leider noch gegen Verstand und Vernunft einmüthig gelärmt und getobt, ja Scepter und Hirtenstab aufgeboten werden muß, weil der Zeitgeist noch gar zu eigenwillig der Verständigkeit ergeben ist, darf das Reich noch nicht uneins werden.

Ohnehin ist der Mystiker sogleich alles in allem, Naturforscher, Philosoph, Theolog und so weiter. Er

nimmt von Kenntnissen so wenig, oder so viel als er gerade hat, und ahnet und erfühlt sich das Weitere. Im Dunkel wird alles einander ähnlich. Man mischt die Aehnlichkeiten in einander, und siehe da! es ist All-Eines. Die modernste Kunst aber ist, alles Symbolischtheologische in die Sprache der philosophisch-mystischen Absolutheit, und umgekehrt zu übersetzen, damit die Gläubigen meinen, von jeher sei keine andere Versöhnung Gottes gemeint gewesen, als eben dieses Amalgamiren des Absoluten mit dem Göttlichen, wodurch wer wolle, wenn er nur immer den Verstand durch die Vernunft, die Vernunft aber durch Ahnen und Glauben demüthige, durch Sehnen und Stöhnen, durch Streben und Schweben nach dem Unendlichen hin ein Gott werden könne.

Auch hier aber gilt die allgemein wahre Bemerkung: Kein Irrthum ohne Wahrheit. Auch der Irrthum würde nicht geglaubt werden, wenn nicht Wahres darin wäre. Dieses Wahre wird das Mittel, wodurch manche gute Seele mystificirt wird, wenn ihr allmähliches Erwachen zum Selbstbewußtwerden in eine Zeit fällt, wo die Selbstgeweihten Schein und Wahrheit so chaotisch in einander mischen, daß der Ungeübtere noch nicht durch das Dunkel zum Lichte durchzudringen vermag und, wenn sein halbwahres Ahnen zu schnell zur Handlung wird, er in der Wasser- oder Feuertaufe des Mysteriums, wenigstens für den Augenblick, untergeht. Vernunft ist der Mensch, indem er Vollkommenheiten als Ideale denken kann, ohne alle äußere Verhältnisse. Er nimmt nun einmal keine Rücksicht auf den Einfluß von Umständen, Umgebungen und Verhältnissen. Vielmehr ist ihm die innerlich anschaubare Vollkommenheit die entscheidende Regel, nach welcher sich alle Verhältnisse zu fügen und zu ordnen haben. So ist der Mensch als Vernunft im Absoluten. Er geht nicht aus von dem, was ist; er frägt nicht, was seyn oder werden kann; er sinnt und denkt, *was seyn soll, um vollkommen zu seyn*, und erschafft sich Musterbilder. Unter allem, was er sich denken kann, ist ein einziges, das zum Vollkommenseyn nur seiner selbst bedarf, also durch sich absolut seyn kann. Der Wille, das Vollkommene zu wollen, ist, sobald er ist, durch sich selbst ein vollkommener Wille. Im Willen, das Vollkommene zu wollen, lebt die Vernunft. Eben dieser Wille ist seine

innere eigne, Vollkommenheit. Neben dem Vermögen, Vollkommenes aller Art zu denken, ist im Menschen, wenn er sich in das ihm Eigene zurückzieht, nichts als sein Wollen. Versetzt er sich ganz in dieses Innere, in das Absolute seines Selbst, wie könnte er leben in der Kraft, Vollkommenheit zu denken, und doch durch einen Vorsatz, das Unvollkommene zu wollen, sich mit sich selbst in Widerspruch stellen? Das innigste Denken und das innigste Wollen sind durch die Richtung auf Vollkommenseyn vereint. In jedem Augenblick des Bewußtseyns von diesem Wollen des Vollkommenen ist der Wollende von nichts abhängig, absolut, weil von nichts als von seinem Willen, der innern That, die Rede ist. In dem Wollen des Vollkommenen leben ist göttlich und selig leben; es ist ein Leben in Gott. Denn wie anders wäre Gottheit zu denken, als daß sie das Vollkommene vollkommen wolle und ihr Seyn ein solches Wollen sei.

Dieses tiefsinniger abgeleitete möge hier gesagt seyn für die tiefer Sinnenden. Um in's Reine und Klare zu kommen, ist es nöthig, bis zum Denken und Wollen aller Vollkommenheit überhaupt aufzusteigen, weil Vernunft nicht nur das sittlich Vollkommene umfaßt oder das, was man das G u t e nennt, sondern auch das S c h ö n e (das in der E r s c h e i n u n g, in der Bezeichnung durch Gestalt oder Ausdruck Vollkommene) und das W a h r e, welches auf der Vollkommenheit der Erkenntniß, auf der Nothwendigkeit, daß es so gedacht werde, weil es so sei, beruht.

Allgemein verständlich wird dieses tiefer durchdachte zunächst da, wo es das Sittlichgute betrifft und daher am meisten dem Zeitgeist angehört.

Nur in das Denken und Wollen zurückgezogen, in einem durch sich selbst absoluten Geisteszustand, kann der Mensch Vollkommenheit denken und wollen. Im Wollen will er selbst ein solches Vollkommenes seyn, und es ist sogleich klar, daß ein sich immer gleicher Wille, Vollkommenes zu wollen, die Vollkommenheit des Willens selbst ist. Der Wille ist in sich gut, wenn er Entschlossenheit ist, das Gute und allein das Gute zu wollen. Aber was ist das Gute? Woran erkenne ich es? Diese Frage

führt und treibt mit einem Mal aus dem absoluten Geisteszustand heraus in die so gar nicht absolute Wirklichkeit. Nicht der Zweck allein soll gut seyn. Auch die Mittel sind des vollkommen guten Willens nur würdig, wenn sie gut sind. Hier muß der Menschengeist vom absoluten Denken des Allgemeinen in das Verstehen des Einzelnen übergehen. Nur wenn er dieses mit jenem in Einklang bringt, darf er handeln.

Nicht eine Kluft aber ist zu befestigen, nicht ein Gegensatz zu machen zwischen jenem Vernunftwollen, das im Absoluten die That ist und dem Wollen in der nichtabsoluten Wirklichkeit. Eben jener in sich nach der Vollkommenheit entschlossene Menschengeist ist's, welcher aus seinem Absoluten in das Nichtabsolute denkend und wollend herübergeht. Er soll dorther mitnehmen, was er dort als Vollkommenheit denken kann, er soll nicht aufhören, vollkommen entschlossen zu seyn, nur das Gute zu wollen. Aber er soll eben deswegen auch erst die Wirklichkeit verstehen wollen, für welche er das Vollkommengute wollen und durch welche er es bewirken will. Er ist Vernunft. Er vermag alle Augenblicke sich in das reine Denken und Wollen des Guten zurückzuziehen und kann in dieser Absolutheit frei sich machend, sich über sich selbst orientiren und zurechtfinden. Aber sein absolutes Seyn ist innerhalb eines nichtabsoluten großen Theils nicht von seinem Denken und Wollen abhängigen Daseyns. Er ist auch Verstand, um sich selbst in diesem seinen ganzen Daseyn, nicht als Vernunft allein, sondern als alles das, was er ist und worin er ist, zu verstehen. Er ist so gewiß Verstandesvermögen als Vernunftvermögen. Er soll anwenden nach dem guten Wollen des Guten, alles, nicht nur eines, was er vermag.

Die Verständigkeit ist eben so wenig aufzugeben, als die Vernünftigkeit. Nur, weil diese auf das innige Seyn des Geistes gegründet ist, jene auch auf Zufälliges sich bezieht, muß Verständigkeit der Vernünftigkeit untergeordnet seyn. Jene muß diese in der Wirklichkeit geltend zu machen dienen. Und diese, auch in der Natur der Sache gegründete Regel verhütet und verbietet, daß man nicht verständig zu seyn sich bestrebe, um die Vernunft für unausführbar zu erklären und der Weisheit Klugheit vorzuziehen.

Dies also ist die Aufgabe, Vernunft durch Verständigkeit geltend zu machen, Vernunftzwecke durch die der Vernunft würdige Mittel zu verwirklichen. Diese Mittel sind jederzeit nicht absolut, sondern durch Verständigkeit zu finden. Der beste Wille kann allein dazu nicht genügen.

Die Fortbildung des Zeitgeistes darf das nicht verlieren, wovon seine Bildung in's Bessere ausging. Aus dem Dunkel der Grundlosigkeit führt der Verstand zur Vernunft. Ueber die Vernunft hinaus wieder ein Dunkel zu suchen, um es rückwärts über den durchgemachten Weg zu verbreiten, wäre der verkehrte Weg, welcher zur Verschlimmerung führen müßte.

---

Der Zweck dieser Blätter ist, Materialien zur Beurtheilung zu liefern, nicht vorzuurtheilen. Daher auch hier keine Anwendung. Wir achten alle nachdenkende Leser zu sehr, um, sobald sie nur nicht Parthei seyn wollen, Verständigkeit, Urtheilskraft, Vernunftachtung genug ihnen selbst zuzutrauen.

Das Bewußtseyn, mit inniger guter Gesinnung gehandelt zu haben, heiligt das Gemüth und erhält es in einer beseligenden Ruhe. Auch leitet das gute Wollen am sichersten zum wirklich Guten. Aber der gute Wille allein sichert nicht vor Irrthum. Nur leidenschaftslose Verständigkeit ersieht im Möglichbesten das Gute.

Aufopferung für seine Ueberzeugung erweckt unwiderstehlich Bewunderung. Je mehr die Redlichkeit der Ueberzeugung hervorleuchtet, desto frommer wird das Bewundern der gottandächtigen, höchst seltenen Gemüthsfassung.

Aber centnerschwer ist das Wort: Meine Ueberzeugung! wenn es in eine unwiederbringliche That übergehen soll. Der Mensch ist der Sohn der Allmahlichkeit. Nur daß das gute Wollen des Guten ewig in des Menschen absoluter Ueberzeugung das Höchste, das Göttliche sei, kann er gewiß wissen. Muß er jetzt handeln, so kann er anders nicht als die jetzige Einsicht von dem, was jetzt das Gute sei, zur That zu

machen. Aber ist die That nicht jetzt nothwendig, würde sie abweichend seyn von dem, wofür Vernunft und Verstand in andern auch Gutwollenden entschieden gesprochen hat, ist die Besonnenheit darüber nicht von Neigung und Leidenschaft rein, o so scheue Dich, unter dem hohen Wort Ueberzeugung unwiederbringlich zu vollbringen, was morgen als mit Irrthum gemischt der klaren Verständigkeit klar werden kann.

---

## II.

# August von Kotzebue

nach der Geschichte seiner Schrift:

„Bahrdt mit der eisernen Stirne.“

## August von Kotzebue

### nach der Geschichte seiner Schrift:

### „Bahrdt mit der eisernen Stirne."

Die zum Selbstdenken und Hellersehen durch Friedrich's des II. zum Glück langdauernde Wirksamkeit aufgeregten Preußen (wie allgemein war in jener Zeit dieses Wort zum Ehrennamen erhoben durch König Friedrich's Handlungsweise!) mäßigten, nach menschlicher Weise ihr Selbstgefühl nicht immer. Besonders übten manche Berliner ihr Censuramt über die deutsche Schriftstellerwelt öfters zum Verdruß Anderer, die doch auch gescheidter geworden zu seyn sich bewußt seyn mochten.

Aber nicht wenige von diesen waren es in der That noch so wenig, daß sie um der Privatrache willen nicht sowohl gegen die Uebertreibungen der Aufklärer, als gegen die Aufklärung oder Aufhellung der Einsichten aller Art persönliche, leidenschaftliche, unwürdige Kämpfe zur Mode zu machen suchten. Diese waren es, welche das erbärmliche Neckwort Aufklärerei, gangbar machten; sie, die unklaren, die Dunkelmacher, welche dann sich selbst durch geheime Obern, Lojoliten, Ordensmysticker, orthodoxe Ignoranten und alle Gattungen pfäffisch arglistiger Selbstsucht in der Dunkelheit mißbrauchen ließen, wie von allem diesem der Verfasser des Mac = Benac, am Ende selbst ein verirrter Mystiker, glaubhafter Zeuge ist.

Natürlich hatten diese halbsehend gewordenen Selbstsüchtler all den Pöbel unter Vornehmen, Scheinfrommen,

Andächtlern, kirchlich oder politisch Herrschsüchtigen und ohnehin alle Schwachköpfe auf ihrer Seite. Wie sollten nicht alle diese sich herzlich erfreuen, daß sogar ein Mann wie Ritter von Zimmermann der Aufklärung zuviel werden sehe und das Licht eher zu löschen als zu putzen hervortrete.

Unglücklicher Weise wähnte unter andern auch dieser Mann, welcher selbst ein Licht der Aufklärung zu werden tüchtig versucht hatte, von den Berlinern und ihren Freunden nicht anerkannt und geschätzt genug zu seyn. Auch Er schrie jetzt überall gegen Aufklärerei. Wo man den Kopf nicht angreifen konnte, da wurde das Herz, die Sitte, die Gesinnung in Argwohn gezogen. Was alles sonst gegen Eremiten und Mönche von ihm Bitteres gesagt war, wurde jetzt zum Pfeil wider sogenannte Aufklärer, und leider mehr gegen Personen, als gegen Thaten und Meinungen.

Endlich hatte sich der durch einen Orden zum Ritter gewordene, einst durch das Buch von der Einsamkeit, besonders in seiner ersten, geistigeren Gestalt, und durch die ärztlich psychologische Schrift über die Erfahrung zu allgemeiner Achtung gekommene Leibarzt von Zimmermann durch seine von Einbildungen aufgeblasene, gegen viele und vieles beleidigende Declamation „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm, kurz vor seinem Tode" (Leipzig 1788 332 S. in 8.) und durch die ähnliche „Vertheidigung Friedrich's des Großen gegen Mirabeau" (1790 53 S.) eben so lächerlich als verhaßt gemacht. Unter einer Fluth von Gegenschriften war die beißendste von dem bekannten D. Bahrdt, unter dem Titel:

„Mit dem Herrn von Zimmermann, Ritter des St. Wladimirordens dritter Classe, Königl. Hannöverischen Leibarzt und Hofrath rc. — deutsch gesprochen von rc. (Berlin 1790. 93 S.)"

Auf Bahrdt's Sarkasmen schwieg Z. selbst still. Er versichert sogar in seiner öffentlichen Erklärung, er habe seine Freunde gebeten, ihn nicht zu vertheidigen. Es wäre, so urtheilte sehr richtig die Allgemeine deutsche Bibliothek in des 112. Bds. 1. Stück (Kiel 1792.) wo

die meisten längst verschollenen Flugschriften über diesen Gegenstand aufgeführt sind und deren unwidersprochene Notizen großentheils hier dem Auszuge zum Grunde liegen, zu wünschen gewesen, daß zwei vertraute Freunde des Hrn. von Z. dieses sein Stillschweigen, welches man ihm als Gleichgültigkeit oder als Großmuth gegen seine Gegner auslegen mochte, sich zum Muster genommen hätten. Aber diese wollten, wie sich nachher einer von ihnen ausdrückte, dem Lärm ein Ende machen. Der Sinn war: Sie selbst wollten gegen jeden Gegner den Lärm so groß, die göttliche Grobheit so grob und derb machen, daß künftig Zimmermann allein gegen Jedermann laut sollte sprechen dürfen, Niemand aber gegen ihn. Das, was Bahrdt mit Zimmermann deutsch gesprochen hatte, machte den meisten Eindruck. Diesen kühnen Widersacher Zimmermann's wollten sie daher exemplarisch bestrafen; zugleich aber sollte nebenbei jeder Gelehrte, der nur ein beiläufiges Wort wider Zimmermann eingewendet hatte, nicht etwa widerlegt, sondern so arg mit Koth beworfen werden, daß Niemand wieder ein Wort wider Zimmermann wagen würde.

Ein vertrauter Freund des Hrn. von Zimmermann sagte in seiner gedruckten Erklärung vom 7. Februar 1792. ausdrücklich: man übte gegen den Hrn. v. Z. aus, was Voltaire gegen Rousseau vorschlug: „il n'y a qu'une partie à prendre contre lui, de le reduire au point, de ne plus être cru sur rien. Je donnerai l'exemple, imités moi tous.“ Eine solche Verbindung mehrerer Gelehrten wider Zimmermann erdichtete Zimmermann selbst, dieselbe dichteten ferner die beiden Freunde desselben, die ihn durch ein Pasquill vertheidigen wollten.

Weil Bahrdt ein verschrieener und wegen mancher unbesonnener und vielleicht unmoralischer Handlungen von vielen verachteter Mann war, so wollten sie diesen zum Haupte der nur in ihrem Gehirn existirenden Verbindung machen. Bahrdt hatte eine deutsche Union erdacht, eine Windbeutelei, womit er etwas Geld zusammenbringen wollte. Sie hatte mit Zimmermann nichts zu thun; aber es war leicht, zu ersinnen, auch wider Zimmermann habe er eine deutsche Union errichtet. Er hatte zur Er-

klärung, warum er sich erdreiste, mit Hrn. v. Z. deutsch zu sprechen, gesagt: „Ich bin ja bekanntlich ein Mann, der von der Mutter Natur einmal mit einem schier seltenen Grade von Feuer und Dreistigkeit ausgesteuert ist. Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirne, besonders die Narrheiten sowohl als die Tücken der Gläubigen mit unverschonender Hitze anzugreifen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sich diese Krankheiten unter Stern, Ordensband oder Rittergehäng verbergen, oder ob sie unter einem zerlumpten Rocke vorschimmern. Da war also der Titel gefunden zu der schändlichen Schrift:“ „D. Bahrdt mit der eisernen Stirne, oder die deutsche Union gegen Zimmermann.“ *)

Es existirt ein französisches niedriges Pasquill auf die erste constituirende Nationalversammlung in Paris, unter dem Titel l'Assemblée nationale au B**. Dieses hat der dramatische Verfasser dieses scheußlichen Schauspiels (der, wie endlich gewiß wurde, leider der Hr. von Kotzebue war,) vermuthlich bei seinem Aufenthalt zu Paris gesehen. Dieses armselige Ding, voller Plattitüden, wurde nun für würdig gehalten, auf deutschen Boden und zum Lobe und zur Vertheidigung seines Gönners, Zimmermann, in einer scheußlichern Gestalt verpflanzt zu werden. Zugleich hatte er, was Sittenlosigkeit und plumpe schamlose Schreibart betrifft, ein würdiges Muster an D. Bahrdt selbst vor sich, nämlich dessen Drama, das Religionsedict, wofür aber Bahrdt zu büßen gehabt hatte. Dasselbe befolgte K. in allem, sogar in der verabscheuungswürdigen Idee, einen Unschuldigen namentlich auf dem Titel als Verfasser anzugeben.

Von dem Stücke selbst wollen wir weiter nichts sagen. Daß es ein Schandfleck der deutschen Gelehrsamkeit ist und alles übertrifft, was man sich von Niederträchtigkeit und hämischer Verunglimpfung hätte vorstellen können, darüber war ganz Deutschland einig. Nicht nur die niedrigsten Verleumdungen, die pöbelhaftesten Beschimpfun-

*) Der weitere Titel war:
Ein Schauspiel in vier Aufzügen, vom Freiherrn von Knigge. 1790. (76 S. in 8.)

gen zusammen zu schmieren und drucken zu lassen, sondern auch einen unschuldigen Mann namentlich als Verfasser anzugeben! Großer Gott! bis wie weit kann doch Leichtsinn und Dünkel und blinde Leidenschaft ein sonst mit Tugend und Laster bekanntes Gemüth in eine ganze Reihenfolge von Verkehrtheiten hineintreiben!

Die Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne erregte den größten Unwillen, selbst bei denen, welche Zimmermann sonst vorzüglich wohlwollten. Der Inhalt war so toll, daß wohl die Neugierde erregt werden konnte, wer denn sinnlos genug gewesen sei, zu glauben, durch eine solche Schrift könnte Zimmermann beschützt oder geehrt werden. Indessen würde die schmutzige Brochüre vielleicht in Vergessenheit versunken seyn, wenn nicht eine merkwürdige gerichtliche Untersuchung über den Verfasser veranlaßt worden wäre.

Es schien Jedermann unbegreiflich, warum Herr Klockenbring in Hannover in diesem Pasquill mit aufgeführt und noch dazu viel wüthender angegriffen war, als alle übrigen, Bahrdt ausgenommen. Es war nicht bekannt, daß Klockenbring jemals wider Zimmermann geschrieben hätte. Ja es war bekannt, daß Z. ehemals sein besonders guter Freund war, und eine kleine Schrift desselben: „Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik," zum Drucke beförderte.

Weil alles, was von Klockenbring in der Schandschrift gesagt wird, nur Dinge sind, die sich auf die Stadt Hannover beziehen, und außer Hanuover nicht das geringste Interesse haben, so kam man, selbst in Hannover, auf die sonderbare Vermuthung: die Verfasser hätten Klockenbring hineingebracht, und von ihm eine hannöversche Chronique scandaleuse zusammen gedichtet, damit man jemand in Hannover für den Verfasser halten möchte. Auf diese Art habe der Verdacht auf den auf dem Titel als Verfasser genannten Freiherrn von Knigge immer näher gelenkt werden sollen.

Die Einmischung Klockenbring's wirkte am stärksten gegen den wahren Autor mit der eisernen Stirne. Sie

allein ward Ursache, daß die Verfasser früh bekannt wurden. Alle andere angegriffene Personen betrachteten das Ding mit verdienter Verachtung. Nur Klockenbring nahm sich diesen boshaften Angriff sehr zu Herzen*). Er konnte vielleicht in seiner Lage, da er ein öffentliches Amt bekleidete und vor der Stadt, deren Polizei er zu verwalten hatte, geschändet war, Ursachen haben, sich darüber mehr zu kränken. Er machte der Regierung zu Hannover von der Schrift Anzeige.

Die natürliche Folge war, daß die Regierung der Justizkanzlei in Hannover auftrug, eine Untersuchung anzustellen, um den Verfasser herauszubringen und zu bestrafen. Man ließ durch gerichtliche Requisition verschiedene, in dem Pasquill angegriffene, auswärtige Personen vernehmen und auffordern, daß sie eidlich anzeigen sollten, wen sie für den Verfasser hielten.

Dies wurde auch von dem Obristlieutenant Mauvillon zu Braunschweig gefordert. Seine Vermuthung ging dahin, daß der Hr. v. Z. selbst Verfasser der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirne sei. Er schloß dieses aus der genauen Uebereinstimmung vieler Ausdrücke und Wendungen in dem Pasquill, und aus dem ganzen Benehmen des Hrn. v. Z. gegen seine Gegner. Besonders aber schien die ganz genaue Bekanntschaft mit den geringsten, den Hrn. v. Z. betreffenden Kleinigkeiten, mit unbedeutenden Streitschriften, die zehn Jahr alt waren, mit jeder einzelnen, wider ihn geschriebenen Zeile sich nur bei Hrn. v. Z. selbst finden zu können. Mauvillon gab eine Probe sinnreicher höherer Kritik. So scheinbar sie war, so warnend mag sie für alle diejenigen seyn, welche nur durch innere Gründe den Verfasser irgend einer

*) Es ist sehr zu beklagen, daß die schändliche Schrift auf diesen, um den hannöverschen Staat verdienten und als Schriftsteller schätzbaren Mann eine allzubetrübte Wirkung hatte. Er hat sich dieselbe so sehr zu Gemüthe gezogen, daß er von der Zeit an, da sich Herr von Kotzebue endlich als Verfasser dieser Schrift nannte, und sie für eine Posse ausgeben wollte, in einen traurigen Gemüthszustand verfiel. Wehe dem Schriftsteller, der solche Folgen seiner Schriften auf dem Gewissen hat!

ältern oder neueren Schrift zu bestimmen wagen. Nachher hat sich gezeigt, welch ein vertrauter Herzensfreund des Hrn. v. Z. hinter der Decke war.

Bekanntlich erbot sich damals Zimmermann wegen Mauvillon's Vermuthung einen schauderhaften Eid zu schwören. Das Erbieten schien lächerlich, da man von einem Mann wie Z. wohl nicht vermuthet hätte, daß er das Schauderhafte eines Eides für das wichtigste halten könnte. Es wurde aber auch bemerkt, daß er in seiner seltsam gefaßten „Erklärung" die Hauptfrage überging, worauf damals die ganze Untersuchung sich einschränkte, ob er nämlich wisse, wer der Verfasser der Schmähschrift sei. Darüber war Mauvillon gefragt worden, und wenn Z., wie man dies gewiß vermuthete, von der Justizkanzlei auch darüber befragt worden wäre; so würde er schwerlich haben leugnen können, daß er wisse, sein vertrauter Herzensfreund und ein ihm sehr verpflichteter Jüngling hätten dieses Pasquill hervorgebracht, „um dem Lärm seiner Gegner ein Ende zu machen." Hierüber würde er also wahrscheinlich keinen Eid, schauderhaft oder nicht schauderhaft, abgelegt haben.

Indessen hatte die hannövrische Justizkanzlei nach und nach erfahren, daß die Schmähschrift zu Greiz im Voigtlande gedruckt war. Dies brachte natürlich näher auf die Spur, von wem der Buchdrucker das Manuscript erhalten habe. Und nun mußten die Verfasser zu fürchten anfangen.

Hier nahm Hr. v. Kotzebue, um sich zu verstecken, zu einem Mittel Zuflucht, welches freilich nur ein Mann zu wählen sich erlauben konnte, welcher sich schon erlaubt hatte, so viele rechtschaffene Leute in ein so scheußliches Pasquill zu verwickeln. Kotzebue versuchte, sich durch ein dreifaches falsches Zeugniß herauszuwickeln.

Rath Schulz (nachher in Mietau) hatte, da er und Kotzebue zugleich in Weimar waren, auf Kotzebue's Ersuchen bei'm Kupferstecher Lips die an sich ganz un-

schuldige Vignette bestellt und das Manuscript des Pasquills durch seinen Schreiber abschreiben lassen. Er versicherte in der Folge, daß er es ungelesen empfangen, und ungelesen mit der Abschrift wiedergegeben habe, welches auch, den Umständen gemäß, nicht unwahrscheinlich war. Nun hatte ein Reisender zufälligerweise bei Hrn. Lips einen Abdruck der Vignette gesehen. Dieser ganz unschuldige Mann, welcher den Zweck der bei ihm bestellten Vignette gar nicht gewußt hatte, sagte ganz unbefangen, von wem sie bei ihm bestellt worden sei. Dies erfuhr Kotzebue und befürchtete eine gerichtliche Requisition an Schulz nach Mietau, welche auch nachher erfolgt ist. Kotzebue schrieb also voll Angst an Rath Schulz, er möchte, wenn er gerichtlich befragt würde, nicht die Wahrheit sagen, sondern vorgeben, er habe von dem Buchhändler Gauger zu Dorpat den Auftrag bekommen. K. versicherte zugleich, er wolle an Schulz einen antidatirten Brief von gedachtem Hrn. Gauger schaffen, worin ihm dies aufgetragen werde. Diesen Brief solle Schulz dem Gerichte als Beweis vorlegen. Dies wäre also ein doppeltes falsches Zeugniß gewesen.

Damit noch nicht zufrieden, bewog er (durch welche Mittel?) einen gewissen Traugott Friedrich Leberecht Schlegel, in Reval, sich für den Verfasser des Bahrdt's mit der eisernen Stirne auszugeben und dieses falsche Zeugniß sogar vor einem kaiserlichen öffentlichen Notar zu bekräftigen. Diese unter Schlegel's Namen verfaßte falsche Erklärung (1791.) ist abgedruckt, auch das Zeugniß des Notarius hinzugefügt, welchem diese Unwahrheit von Schlegel als Wahrheit vorgelegt war. Welche Strafe die Veranlassung eines solches offenbaren Falsum in den Gesetzen verdiente, und wie sehr derjenige, welcher sich es zu begehen erlaubte, in der Achtung aller rechtschaffenen Leute herabgesetzt werden mußte, darf nicht erst gesagt werden.

Zu all diesem kommt, daß die in Schlegel's Namen verfaßte Erklärung nicht die geringste Reue zeigt, vielmehr in einem muthwilligen, wegwerfenden Tone und voll neuer Beleidigungen der angegriffenen Personen und des Gerichtshofes, welcher die Untersuchung veranlaßt

hatte und sie hatte veranlassen müssen, Schuld auf Schuld häuft. Man sah leider wohl, daß dem echten Verfasser sein Pasquill noch sehr gefiel, und daß er glaubte, dies mit stolzem Muthwillen zu erkennen geben zu dürfen, weil er nun einen andern vorgeschoben zu haben und unbekannt bleiben zu können meinte. Hätte er hier, noch unter Schlegel's Namen, Reue gezeigt, seine Unbedachtsamkeit gestanden und sie in bescheidenem und reumüthigem Tone zu entschuldigen gesucht; so hätte man einigermaßen Mitleiden für ihn fassen können.

Die Sache nahm auch gar nicht die Wendung, welche Kotzebue beabsichtigte. Ungeachtet des Notariatinstruments, welches auf eine unverzeihliche Weise und von wem? von dem Präsidenten eines Gerichtshofes, *) und zwar eines Gerichtshofs in eben dem Orte, wo der Notarius wohnte, gemißbraucht war, wurde doch Niemand einen Augenblick verführt, Schlegel für den Verfasser des Pasquills zu halten. Es ward sogar in der Jenaischen Literaturzeitung (da Schlegel in Jena studirt hatte) gesagt, Schlegel sei nicht so beschaffen, daß er Verfasser seyn könne.

Der Rath Schulz hatte vorher schon das Zumuthen, ein falsches Zeugniß abzulegen, mit Abscheu zurückgewiesen. Um dies deutlich zu zeigen, schickte er den Brief, worin ihm Kotzebue dieses Verbrechen zumuthete, im Original an einen Freund, und erzählte in einem Briefe an denselben den wahren Verlauf der Sache. Nur ersuchte

---

*) Kotzebue (geb. 1761. aus Weimar verwiesen 1781.) war so glücklich in Rußland gewesen, daß er 1784. eine Fräulein von Essen, die reichbegüterte Tochter des Obercommandanten und Obristlieutenants dieses Namens, seine Schülerin, als Gattin gewann und 1786. Präsident des Gouvernement-Magistrats der Provinz Esthland zu Reval wurde. 1790. verließ er zu Weimar seine Gattin im Todeskampf und machte seine „Flucht nach Paris,“ wo er nach etlichen Tagen (nach seiner eigenen Erzählung S. 185.) mit einem drolligen Freudenmädchen soupirt, um doch einmal zu sehen, wie es bei solchen Mädchen aussehe, und versichert, daß seine Empfindungen wahrlich edel waren. s. Leben Aug. v. Kotzebue's 1820. (Leipzig bei Brockhaus) S. 130.

er seinen Freund, beide Briefe zwar Jedermann lesen zu lassen, den sie enteressiren könnten, aber sie doch nicht zu einem juridischen Gebrauche anzuwenden.

Diese Briefe also, welche in verschiedenen Städten Deutschland's gelesen wurden, setzten die ganze Sache in ein freilich für den Herrn von Kotzebue nur allzudeutliches Licht. Auch in öffentlichen Zeitungen ward dieser Brief erwähnt.

Kotzebue war von allen Seiten gedrängt. Er machte zunächst mancherlei verkehrte Anzeigen in den Zeitungen, bald erklärte er die Schrift für eine bloße Posse; bald gestand er, er habe zu Leipzig einen Verleger gesucht; bald sagte er, der wahre Verfasser habe sich schon zu erkennen gegeben. Aber er mochte selbst fühlen, daß ihn alle diese Behelfe nicht retten könnten.

Endlich entschloß er sich, den 24. December 1791, öffentlich in den Zeitungen zu erklären, daß er Verfasser der schändlichen Schrift sei.

Er bekannte aber nur, daß er die erste Idee zu diesem Schauspiele entworfen habe, und wollte sich dadurch entschuldigen, daß alles, was jene verhaßte Schrift, so nennt er sie nun, nachdem er sie ganz vor kurzem noch für eine Posse ausgegeben hatte, die keines Menschen Ehre antasten könnte, an Persiflage, Scherz und hin und wieder an Muthwillen enthalte, alles was den moralischen Charakter der darin auftretenden Personen antaste, alles was die Herren Klockenbring, Lichtenberg, Kästner, Mauvillon, Campe, Trapp, Ebeling u. s. w. betreffe, kurz alles, was die Requisition hannöverischer Seits bewirkt habe, wörtlich von einem Manne herrühre, der sein Freund sei, und dem es Gott verzeihen möge, daß er ihn, Kotzebue, in diese unangenehme Geschichte verwickelt habe. „Wörtlich sage ich," fuhr Kotzebue fort; „denn ich habe die Anekdoten nicht eingekleidet, ihnen nicht das Gewand der Sprache geliehen, sondern sie ganz unverändert gelassen, wie

sie waren, welches ich eben so unbefangen vor jedem Richter beschwören kann, als ich es in diesem Augenblicke vor dem Publico beschwöre. — Er allein mag verantworten, was er schrieb, und wenn er jetzt zu seiner Entschuldigung anführen möchte, er habe die Schrift vor dem Druck nicht wieder gesehen; so hebt dies doch die Thatsache nicht auf, daß er das, was er schrieb, wirklich zum Druck bestimmt hatte, u. s. w."

Kotzebue, der Freund, forderte nun sogleich diesen Freund auf, sich zu nennen, weil er ihn sonst selbst nennen würde.

Dieser Mann mußte sich nun nennen, und zum großen Erstaunen Deutschland's war es ein bis dahin noch ganz unbescholtener Mann, noch dazu ein Herzensfreund Zimmermann's, der Leibmedicus Marcard in Oldenburg. Seine öffentliche Erklärung war freilich nicht in dem Tone abgefaßt, den man von einem solchen Manne nach einem solchen Vorfalle hätte erwarten können. Er klagte auch jetzt noch Zimmermann's Gegner auf eine sehr unbillige Weise an, schrieb ihnen eine Verbindung wider Z. zu, die nie existirt hat, von der aber Z. selbst schon so oft kindischer Weise gesprochen hatte. Er verschwieg ganz, wie grob Z. selbst viele Gelehrte angegriffen hatte, zeigte selbst nicht die geringste Reue, daß er solche schändliche Anekdoten dem von Kotzebue mitgetheilt habe, und gab sie, unbestimmt, für ganz bekannte Anekdoten aus, da doch gewiß ein großer Theil unwahr ist. Er suchte seine einzige Entschuldigung darin, daß wenn auch einiges wörtlich eingerückt seyn möge, dennoch zwischen ihm und Hrn. v. K. kein bestimmter Gebrauch verabredet worden sei, daß er nicht einmal dunkel daran gedacht habe, man könne so roh hingeworfene Dinge in Druck geben, daß der unvorsichtige Gebrauch dem Hrn. v. K. allein zur Last falle, daß weder der erste Plan noch (NB.) der Einfall, sie einem fremden Verfasser zu unterlegen, noch die Ausführung, noch das Zotenhafte von ihm, Marcard, herrühre.

Wenn nun freilich Hr. v. Kotzebue ausdrücklich behauptete, diese schändlichen Anekdoten seien wirklich zum Drucke bestimmt gewesen, so mußte man dahin gestellt seyn lassen, auf wessen Seite die Wahrheit sei. Eine spätere Schrift: Ueber und an Hrn. v. Kotzebue, nebst einem Postscript an die heilige Inquisition, den Verfasser des Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne betreffend (Hannover und Reval 1792. 401 S. in 8.) war bestimmt, die Schuld des Hrn. von Kotzebue in dieser Sache, da sie nicht mehr geleugnet werden konnte, wenigstens zu vermindern, und ihn auf einer viel vortheilhaftern Seite zu zeigen. Der Verfasser dieser Apologie kennt den Hrn. v. Kotzebue selbst und alle ihn angehenden Kleinigkeiten so genau und urtheilt so ungewöhnlich gelinde von ihm, daß man kaum den Gedanken, der Vertheidigte und der Vertheidiger möchten in Einer Person vereinigt seyn, vermeiden konnte.

Endlich erschien *) noch: „An das Publicum von August von Kotzebue", ein Bogen in 8., welcher allen Buchhandlungen Deutschland's gratis ausgegeben werden sollte.

Diese Blätter welche den 17. August 1793 datirt waren, aber erst im Jänner 1794 in Deutschland bekannt wurden, enthalten eine Bitte des Verfassers um Vergebung. Herr Kotzebue schrieb hier S. 13. „Einige Versuche, durch welche ich meine Verfolger zu täuschen hoffte, sind hinlänglich durch die Nothwehr entschuldigt." Eine ganz neue Moral! Wenn jemand ein Verbrechen begeht, (denn dies ist es doch wohl, eine ganze Anzahl respectabler Gelehrten durch das infamirendste Pasquill anzugreifen;) so soll die Nothwehr hinlänglich entschuldigen, ein Falsum zu begehen, dieses Falsum durch einen Notar bestätigen zu lassen, öffentlich von dem Pasquill als von einer Posse, die Niemand Schaden zufüge, zu reden und noch mehrere Personen in falsche Zeugnisse über das Scandal verwickeln zu wollen.

---

*) s. Neue allgemeine deutsche Bibliothek IX Bd. Kiel 1794.

So sagt Hr. von Kotzebue noch, da er dafür Vergebung zu erbitten suchte oder suchen mußte. S. 13. „Genug; ich bin überzeugt, daß ich keinen andern als mir selbst Schaden zugefügt, und daß noch nie, seit die Welt steht, eine literarische Unbesonnenheit so stark gebüßt worden.“ Hr. v. K. fährt, nachdem er so lange Zeit zur Besinnung gehabt hatte, fort, das scheußlichste Pasquill nur eine Unbesonnenheit zu nennen.

Was den Schaden betrifft, war und ist es unbegreiflich, wie er sich nicht erinnerte, daß ein sehr verdienter Geschäftsmann in Hannover, den er in dem Pasquill auf die abscheulichste Art angriff, dadurch in die traurigste Krankheit verfiel, woraus er erst nach länger als einem Jahre mit Mühe gerettet ward, während dessen ganzes Hauswesen zerrüttet und seine Familie unglücklich gemacht war.

Eine gerichtliche Untersuchung ist es, was wider sein Drama veranlaßt worden war. Dies verdient jedes Pasquill. Kotzebue nennt dies Verfolgung. Er hatte es durch Protection dahin gebracht, daß die Folgen der gerichtlichen Untersuchung nicht bis nach Reval reichen konnten, daß er nicht bestraft ward. Gönnen mochte man ihm die Straflosigkeit, aber er mußte nicht sagen, er habe stark gebüßt. Er ist vielmehr gelinder weggekommen als andere. Bahrdt gab das Pasquill: das Religionsedict, heraus. Es konnte ihm nicht einmal bewiesen werden, daß er Verfasser sei, und er beging kein öffentliches Falsum, um die Autorschaft von sich abzuwenden. Gleichwohl ward ihm zwei Jahre Festungsarrest zuerkannt, und er mußte Ein Jahr Festungsarrest wirklich ausstehen. Konnte Kotzebue glauben, er hätte den Rechten nach nicht eben das verdient? Weshalb? weil er Präsident hieß? (was seine Schuld vielmehr vergrößern mußte!) oder weil das Pasquill für den Ritter von Zimmermann geschrieben ist, welcher Protection hatte?

So viel man erfuhr, hatte die Justizkanzlei zu Hannover an acht Orte in subsidium juris Requisitionen erlassen: nach Greiz im Vogtlande, wo das Pasquill

gedruckt war, nach Leipzig, Berlin, Braunschweig, Gotha, Hamburg, Oldenburg und Reval. Die Männer in Gotha, Braunschweig und Berlin, welche in dem Pasquill angegriffen waren, und denen man zumuthete, sie sollten in subsidium juris sogar ihre Muthmaßungen und was sie sonst von dem Pasquill wußten, dem Gerichte an Eidesstatt anzeigen, und also wider ihren Willen Denuncianten werden, hätten sich eher beschweren können, daß man hart mit ihnen umgehe. Aber daß die Justizkanzlei zu Hannover, nachdem August von Kotzebue in öffentlichen Zeitungen als Verfasser des Pasquills genannt war, den sie pflichtmäßig aufsuchen sollte, endlich nach Reval in subsidium juris requirirte; konnte er eben so wenig hart oder eine Verfolgung nennen, als wenn man, sobald er sich einmal unter hannöverischer Jurisdiction hätte betreten lassen, gegen ihn gerichtlich verfahren wäre.

Er sagte aber ferner eine Unwahrheit, welche nahe an Verleumdung grenzt, da er S. 11. vorgab, es sei den Verfolgern endlich gelungen, auf einem ungesetzmäßigen Wege sogar bis zum Throne seiner Monarchin durchzudringen. —

So viel genauer bekannt wurde, verhielt sich die Sache auf folgende Weise. Als die Requisition aus Hannover nach Reval kam, um in subsidium juris den von K. wegen der ihm angeschuldigten Verfassung des Pasquills zu vernehmen, reisete Kotzebue selbst nach Petersburg und führte dort zu seiner Entschuldigung an, daß er wörtlich nur die Materialien eines Andern verarbeitet habe. Darauf erging Gnade für Recht; doch mit dem Beding, daß er den Andern öffentlich nennen sollte, damit die Schande nicht auf Rußland bliebe, ein solches Pasquill hervorgebracht zu haben. Darauf that Kotzebue die bekannten Schritte, um sich zu retten. Auf welcher Seite nun hier die Ungesetzmäßigkeit und der Mangel an Großmuth liege, mag jeder entscheiden.

Kotzebue ruft endlich S. 14. aus: „Ich wende mich an Euch, Ihr alle, die ich unschuldig beleidigt habe,

verzeiht mir!" Dies klingt fast so, als hätte er im Sinne, einige Schuldige seien in der Sache, die er nicht um Verzeihung bitten wolle. Zum Schluß aller dieser den Charakter Kotzebue's vielfach beleuchtenden Thatsachen bemerkte man noch einen besondern Widerspruch. Die öffentliche Bitte um Vergebung ist vom 17. August 1793 datirt. Wenige Wochen vorher kam eine Schrift von eben demselben Herrn August von Kotzebue an's Licht, betitelt: „Die jüngsten Kinder meiner Laune."

In dieser Lieblingsschrift von ihm greift er einen Theil der Männer, die er schon in seinem Pasquill so gröblich beleidigt hatte, mit dem plattesten Aberwitze an, (man sehe die Neue allgemeine deutsche Bibliothek VII. Bd. 2. St. S. 343.) besonders auch den Hrn. von Knigge. Was soll man denken von der Aufrichtigkeit seiner Reue über vorherige Beleidigungen? Was soll man denken von dem Schritt, daß er, ungeachtet dieser neuen Beleidigungen, kurz darauf als ein Abbittender erschien? Er versicherte in der Abbitte S. 13: „Niemand hat die schlaflosen Nächte gezählt, in welchen meine eignen Vorwürfe mich peinigten, und Niemand hat die bittre Empfindung gemessen, welche mir oft alle Freude vergällte."

S. 10. gibt er vor, diese Vorwürfe hätte er sich schon im Jahre 1790 kurz nach Verbreitung der Schrift gemacht. Wie aber vereinigte sich dieses mit der leichtsinnigen Art, mit welcher er lange nachher in Schlegel's und in seinem eigenen Namen in öffentlichen Zeitungen von seinem Pasquille sprach? Noch mehr! Im Jahre 1791 kam Kotzebue nach Bremen, besuchte, als ob er sich nichts vorzuwerfen hätte, den Freiherrn von Knigge, ward von ihm zu Tische gebeten, und nahm ganz unbefangen die Einladung an. Welche Stirne, dem Manne in die Augen zu sehen, und seinen Bissen in dessen Schüssel zu tauchen, den er so unbeschreiblich beleidigt hatte? Und diesen Mann beleidigte er wieder, noch wenige Monate vorher, ehe er seinen Abbitte-Bogen ausfliegen läßt, um vor dem Publicum alles, das ehrenrührigste Pasquilliren, voll Zoten, die fortdauernde Herzenslust daran, drei attentirte

und soviel ihm möglich war, verübte Falsa und bis zum Meineid getriebene falsche Zeugnisse, wiederholte gehäufte Beleidigungen der Beleidigten, kurz — alles, alles, was auf ewig schamroth machen mußte, mit einem doppelsinnigen peccavi... gegen die Nicht-Schuldigen abzumachen, der strafenden Gerechtigkeit sich zu entziehen und wie reingewaschen in seinem eigenen Bade, ja wie ein Edelmann unter Adeligen, aufzutreten!

---

# III.

# August von Kotzebue's

## Autorverhältnisse.

## August von Kotzebue's
### Autorverhältnisse.

Das Gerücht, als ob der nunmehrige Professor zu Bonn, A. W. von Schlegel, sein selten gewordenes Witzspiel: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue, betitelt, nach dem Abdruck von 1800 wieder auflegen lassen werde, war ohne Zweifel ganz ohne Grund. Ist Hr. von Schlegel doch jetzt vornehmlich damit beschäftigt, der Brahma der indischen Literatur für Deutschland zu werden. Im Gegentheil wurde um die Zeit von Kotzebue's Tod behauptet, daß ein Kotzebue'sches Gegenstück auf v. Schlegel's endlichen Rückzug vom Lande der Franzosen nach Deutschland eine gewisse Rache gedroht habe. Man verband damit die Kunde, daß Kotzebue der Sohn, Capitain, in einer Mannheimer Buchdruckerei auf Zurückgabe handschriftlichen Nachlasses gedrungen habe. Ohne Zweifel wäre Professor v. Schlegel so rein und tadelfrei, daß, wenn je etwas dergleichen vorhanden gewesen wäre, er selbst es dem Publicum unbedenklich vorlegen könnte. Die deutsche Franzosenschen ist ohnehin gemindert. An welcher Art von Franzosen, im höhern Sinn gebildeter Weltleute, Hr. v. Schlegel, im Umgang einer Frau von Stael und dergleichen, Theil genommen hatte, ist bekannt.

Einige Inschriften über seiner Ehrenpforte für Kotzebue, schildern des letztern literarische Verhältnisse so, wie es der Lesewelt durch Hrn. v. Schlegel's Darstellung um so einleuchtender werden konnte.

---

## August Wilhelm von Schlegel's „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" (Jena 1800.)

---

### IX. Sonnett. (S. 9.)

„Der Muse Spiel soll nicht die Pflichten lehren.
Der Tugend Ernst verschmäht entlehnte Flügel.
Ist nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
So wird von selbst die Dichtung Gutes nähren.

„Du aber strebst die Meinung zu verkehren!
Du brichst mit schlaffem schmeichelnden Geklügel,
Durch strenger Zucht und Sitt' und Wahrheit-Riegel,
Und Weib und Mädchen kuppelst Du, mit Ehren.

„Dann kommst Du mit der Zuthat milder Thaten,
Mit Lebensretterei und edlem Triebe.
So, glaubst Du, kann der Teufel Dich nicht hohlen.

„Nein, Schuster Kotzebue! Wie falsch gerathen.
Wir woll'n die Schuhe nicht aus Christenliebe.
Auch sei dazu das Leder nicht gestohlen.

### V. VIII. (S. 5. 8.)

Von Idealen schwatzt man viel und Edeln.
Du aber weißt bei menschlichen Gebrechen,
Vergiften, Lügen, Rauben, Jungfern-Schwächen
Das Edle noch durch's kleinste Loch zu fädeln.

Was sag ich erst vom edlen Goldvertrödeln?
Vom edlen Fluchen, Tobakspfeifen brechen?
Ja, Deine Feinde selber müssen sprechen:
Daß edel auch bei Dir die Hunde wedeln.

---

Den Silberthaler gangbarn Edelmuthes
Sammt leichten Platten Deines zinknen Witzes
Weißt Du armirten Nerven aufzudrücken.

Und o wie wunderbare Wirkung thut es.
Du zwingst mit der Empfindung eines Blitzes
Das Publicum, den großen Frosch, zu zucken.

---

## Ode. (S. 89.)

Im Bahrdt warst Du bemüht, den niedern Haufen
Mit Zoten und Pasquillen zu erkaufen:
O Schand und Spott,
Du Sansculott!
Drauf schreibst Du, noch gebrandmarkt von dem Tadel,
Ein Buch für den durch dich vermehrten Adel.
Verwegne That,
Aristokrat!

Du läufst von Deinem todeskranken Weibe
Und dienst damit der Welt zum Zeitvertreibe;
O Schand und Spott,
Du Sansculott!
Dann höhnst Du in Paris der Zeiten Streben,
Den Staat zu Recht und Freiheit zu erheben,
Verwegne That,
Aristokrat!

Gleich gelten Dir im Schauspiel alle Mittel,
Sind Deine Pfeile stumpf, so helfen Knittel;
O Schand und Spott,
Du Sansculott!
Doch willst Du blind nach jedem Ziele rennen,
Und wagst es, neben Shakespeare Dich zu nennen,
Verwegne That,
Aristokrat!

Der Spruch: Volks-Stimme Gottes-Stimm'! — Dir heißt er:
„Klascht nur die Gallerie, so bin ich Meister!"
O Schand und Spott,
Du Sansculott!
Doch rügt ein Kenner Deiner Werke Schwächen,
So nennst Du's Neid und Hochmuth und Verbrechen.
Verwegne That,
Aristokrat!

Du wähnest der Natur recht liebzukosen,
Wenn Du die Menschheit bloß gibst, ohne Hosen.
O Schand und Spott,
Du Sanscülott!
Prahlst dann mit Edelmuthes Purpurlappen
Und machst zu Kronen Deine Narrenkappen.
Verwegee That,
Aristokrat.

## Festgesang. (S. 85.)

Du bist unser Herzensmann,
Der uns recht errathen kann.
Reden, Thränen kannst Du schreiben,
Wie wir sie zu Hause treiben,
Daß wir bei der Lampen Schein
Glauben ganz bei uns zu seyn.
Das kann Niemand so wie Du
Kotzebue! Kotzebue!

's Wird die schwangre Frau geneckt,
Von der Schwägerin entdeckt.
Kora hat doch nichts verbrochen,
Muß sie nächstens gleich in Wochen —
Das verstehen wir so gut.
Ja, das rührt uns Muth und Blut.
Rühr' denn immer, rühre Du!
Kotzebue! Kotzebue!

Wie Du weißt, Uns selbst kommt oft
Gute Hoffnung unverhofft.
Aber Deine Gurly's machen
Wir auch, so gestalter Sachen.
Und im tändelnd zarten Schritt
Spielt die kleine Hoffnung mit.
Bald wirst Du Gevatter, Du
Kotzebue! Kotzebue!

Quält die Madam Müller sich?
Das ist freilich wunderlich.
Längst vergaßen wir das Wissen
Von so ängstlichem Gewissen.
Aber Unschuld, Sünd und Reu
Steht doch gar zu hübsch und frei.
Fallend lehrst gefallen Du,
Kotzebue! Kotzebue!

# IV.

# Kotzebue's
## politisch-literarische Bülletins.
## 1818.

## Kotzebue's politisch-literarische Bülletins. 1818.

Während der erste Enthusiasmus für deutsche, innere Rechtsfreiheit gerade auf derjenigen Universität am meisten lodern mußte, wo man, mit Billigung der von Napoleon unterdrückten, besonders norddeutschen Regenten, an der Befreiungssache gegen außen den willigsten Antheil genommen hatte, wurden von Weimar aus, wo längst schon August von Kotzebue, der dort geborne und sehr bekannte, *) eine in der Sache unerwünschte Erscheinung war, Fragmente aus Bülletins bekannt, von denen Kotzebue glauben machen wollte, daß sie nur auf höhere Veranlassung verfaßt würden und an höchsten Orten große Aufmerksamkeit erhielten.

Wie wenig Wahrheitsgrund diese Selbstberühmung hatte, war im Augenblick der Entdeckung durchaus nicht bekannt. Nur allzu oft hatte sein argwohnsäender, böser

*) Im Herbst 1781. war K. von Weimar nach Petersburg gegangen. Warum? In seinem Lebenslauf im 5. Bändchen der jüngsten Kinder seiner Laune (1796.) antwortet K. auf eine solche Frage nicht. „Ausschweifungen, Verirrungen übertriebene Selbstsucht, zügellose Ergüsse seiner Satyre hatten dem Störenfried einen Proceß zugezogen, dessen Resultat ein auf Landesverweisung lautendes Urtheil war, so das er im Weimarischen nie Anstellung zu erwarten habe." s. S. 86. im „Leben August's von Kotzebue, nach seinen Schriften und authentischen Mittheilungen." (Leipzig bei Brockhaus 1820.)

Dämon, Aristokratie genannt, damals ausgebreitet, daß man nur aus Scheu vor russischen Cabinetsgrundsätzen in Deutschland so liberal für Verfassung nicht seyn könne, wie man gerne selbst wünschte.

Durch längere Zeit und Beobachtung ist Niemand von dergleichen Mißkennung der Zeitbedürfnisse entfernter erkannt worden, als das Gemüth Kaiser Alexander's. Selbst aus dem Verfolg der Unglücksgeschichte Kotzebue's wurde nichts klarer, als daß der russische Hof sich in den Gang der Rechtssache seinetwegen nicht im geringsten einmischte.

Auf Kotzebue selbst liegt das Unheil, daß er sich gar zu gerne wie eine diplomatische Person unter den Leichtgläubigen geltend machte. Der Inhalt der bekanntgewordenen Bruchstücke beweist nur s e i n e Absicht, w a s und g e g e n w e n er es in Rußland geltend und schädlich machen wollte, nicht, daß er es vermochte, nicht, daß ihm eine Richtung dieser Art anders, als aus seiner eigenen Denkart heraus, gegeben war.

Er wurde genommen, wie er sich selbst gab. Allgemeiner Unwille gegen ihn brach besonders zu Jena, und am meisten in den Gemüthern der noch nicht, weltklugen akademischen Jugend aus, da L u d e n ein allgemein geachteter Lehrer ist. Auch Sand war damals gerade zu Jena.

Die That gegen Kotzebue ging, wie der Thäter selbst oft angab, zunächst aus dieser Bülletinsgeschichte hervor. Sie müssen also in den Zusammenhang, wie sie, durch die eigene Schuld ihres Verfassers, betrachtet wurden, zur Aufklärung der That aufbewahrt werden. Der Volksfreund 1818. gab davon im Januar, Nr. 13. 14. was vor der Erklärung von Kotzebue zu geben war. *)

---

*) Der Wiederabdruck der Fragmente aus den Kotzebue'schen Bülletins, so weit sie im Volksfreund geliefert worden sind, ist von der Censur verhindert worden. Die desfalsige Behörde meinte, daß ein solches durch das widerrechtliche Verfahren des D. Lindner bekannt gewordenes Actenstück durch den Wiederabdruck weiter zu verbreiten sich das dadurch A. v. Kotzebue angethanen Unrechts theilhaftig machen heiße.

Nach Kotzebue's eigener Erklärung in seinem Literar. Wochenblatt Nr. 42. 1818. hatte das ganze Bülletin weit über 20 Foliobogen (in der Abschrift gegen 50) betragen. War das, was D. Lindner daraus in der Eile zur Probe auszog, das Einzige deutschen Gelehrten schädliche, was K. an seinen Hof heimlich anzubringen suchte? Da er hörte, daß die Probe in der Nemesis abgedruckt, aber nicht mit der Behauptung, Er sei der Vf. abgedruckt werde, schrieb Er dem Staatsminister, Grafen Edling, zu Weimar, daß er diesen Abdruck erstlich für unschicklich in Hinsicht auf seinen Hof halte und zweitens für einen Eingriff in sein Eigenthum. Er selbst also zog die Sache auf sich und suchte sogleich und als das Erste seinen Hof darein zu mischen. Wären seine Bülletins oder, wie er sie auch nennt, Rapporte von der Art gewesen, wie Grimm's Correspondenz mit der Kaiserin Katharina, hätte er sie rein-literarisch für das, was aus deutscher Literatur für Rußland Neues, Nutzbares, ihm auffiel, bestimmt behandelt, wie der Sinn des Auftrags war, wie hätte es ihm einfallen können, was damit vorging, wie eine diplomatische Angelegenheit deuten zu wollen. Wenn Grimm's Correspondenz auch schon früher gedruckt worden wäre, wie sie es jetzt seit Jahren ist, kein Mensch hätte dabei eine Hinsicht auf den russischen Hof einzumischen gedacht. Einzig dieser unwahre und eitle Charakterzug, zwischen einem literarischen und diplomatischen Correspondenten schweben zu wollen, verwirrte hier abermals den durch so viele Warnungen seines Schicksals, den selbst durch Siberien nicht genug gewarnten Weltklügling.

Er verlangte, daß durch den Schutz des Großherzogs die unrechtliche Publication unterdrückt wurde. Daß er fortführe, heimlich Ehrenmänner, so viel seine Kraft ausreichte, an höchsten Orten anrüchig und verdächtig zu machen, war nicht unrechtlich! Dieser Heimlichkeit durch Oeffentlichkeit zu steuern, sollte allein unrechtlich seyn. Wenn ich erfahre, daß der Andere Gift gegen mich bereitet, soll ich es ihm nicht entreißen, nicht es als Gift zeigen und zernichten dürfen, weil es sein — Eigenthum ist, und weil er Nutzbares zu versenden einen respectabeln Auftrag hat?

Diesen Auftrag hatte K. in 2 Briefen an seine Mutter (Reval 29. Nov. 1815. und 10. Jan. 1817.) selbst so angegeben:

„Se. Majestät, der Kaiser, hat mir die Bestimmung angewiesen, Ihm monatlich Berichte zu erstatten, von allen neuen Ideen, welche über Politik, Statistik, Finanzen, Kriegskunst, öffentlichen Unterricht rc. in Deutschland und in Frankreich in Umlauf kommen; und aus diesen monatlichen Rapporten sollen sodann die verschiedenen Ministerien Auszüge erhalten, ein jedes von der Materie, die in dessen Hauptfach schlägt. Dieser Auftrag ist mir in so ehrenvollen, schmeichelhaften Ausdrücken geschehen, daß die Bescheidenheit verbietet, sie zu wiederholen. Ferner scheint es mir ein Geschäft, welches nicht allein ganz mit meiner Neigung übereinstimmt, sondern in welchem ich auch für das russische Reich unendlich viel Gutes stiften kann. Wie manches Gute und Nützliche wird nunmehr dem Kaiser selbst und dessen Ministern bekannt werden, was ohne diese Berichte ihnen unbekannt geblieben wäre." —

Selbst da, wo Kotzebue gleich Anfangs seinen Auftrag offenbar so hoch wie möglich stellen wollte, war derselbe auf Verpflanzung von Gutem und Nützlichem für Rußland, nicht auf das Nachspüren nach Meinungen, welche, aus ihrem Zusammenhang herausgerissen, einer geheimen Polizei als belauschenswerth dargestellt werden könnten, gerichtet.

Da man aber in Deutschland, besonders zu Weimar, Kotzebue's Art und Unart, überall Privathaß einzumischen, sogar schon vor Bahrdt mit der eisernen Stirne so sehr kannte, daß er eben deswegen von Weimar verwiesen worden war, so wurde genauer bei dem russischen Gesandten nach dem Zweck seiner Sendung gefragt, nicht, wie wenn dieser an sich hätte beargwohnt werden können, sondern unfehlbar um Kotzebue den Wink, daß er ihn nicht auf seine Weise ausdehnen dürfte, zum voraus zu geben. Jetzt war K. genöthigt, zu schreiben:

Der Kaiser wolle, daß sein Auftrag blos wissenschaftlich sei und daß man Kotzebue als einen Reisenden betrachte. Mit Vergnügen werde der Kaiser Ihn sich ganz den Wissenschaften widmen sehen. *)

O, hätte er dies gethan! Hätte er den menschenkennerischen Wink des Kaisers, nicht immer ein Geschäftsmann scheinen, sondern ein Mann der Wissenschaft seyn zu wollen, verstanden und befolgt! Hätte er sich selbst wie ein für das Wissenschaftliche Reisender betragen! Nicht wie ein Halbdiplomat erscheinen wollen, nicht wie ein wirklicher Anschwärzer, da wo keine Vertheidigung möglich ist, schon Argwohn aber gefährlich werden kann, sich bewiesen!

Aber selbst da, wo K. schon genug wußte, welche Sensation die Proben aus seinem zweiten Bülletin in Deutschland gemacht hatten, selbst da, wo er sich durch sein letztes Wort darüber sichern wollte, trieb ihn sein böser Dämon, nur Argwohn säen zu wollen. Er schrieb S. 331.

„Ich vermuthe ferner nicht blos, sondern ich bin fest überzeugt, daß manche deutsche Schriftsteller eine Revolution sehnlichst wünschen, um als Volksredner, Deputirte, Repräsentanten eine Rolle zu spielen.**) Wer die französischen Flugschriften in den ersten Jahren der Revolution gelesen hat, muß durchaus verblendet seyn, wenn er nicht erkennt, daß manche deutsche

---

*) s. beide Briefe vollständiger in dem Leben Aug. v. Kotzebue (1820. bei Brockhaus) S. 413. 414. ganz im Literar. Wochenblatt 4. Bd. Nr. 2. Schon Nr. 1. daselbst ist gesagt: „Zufällig ist die kaiserliche Instruction, welche Kotzebue erhielt, schon nach Rußland zurückgegangen. Ihr Inhalt würde deutlich zeigen, wie sehr man sich geirrt hat, als man hinter Kotzebue's literarischer Bestimmung diplomatische und politische Plane suchte.“ Hätte doch Kotzebue's Eitelkeit dies nicht allzu sehr veranlaßt!

**) Alle Welt hält Kotzebue für Seinesgleichen.

Flugschriften (welche?) gerade dasselbe (wovon doch, besonders in den ersten Jahren der französischen Revolution vieles sehr gut war!) sagen, predigen und begehren, sich gerade, wie jene, wohltönender Phrasen (sollten sie sich des repristinirten Kanzleistyls besser bedienen lernen?) bedienen und immer nur das Heil des Volks (also das Heil Aller, aber nicht blos der Kasten) im Munde führen. Wenn nun gleiche Ursachen, wie gewöhnlich, gleiche Folgen hervorbrächten, wer sollte nicht zittern, wer nicht warnen?"

„Meine Ueberzeugung ist," fährt K. fort, „daß, wenn die Weisheit unserer Fürsten uns nicht vor einem auswärtigen Kriege bewahrt, jene Schriftsteller (welche denn, Du öffentlicher Angeber!) endlich das Volk, das sie unaufhörlich bearbeiten (bearbeitete es Einer so viel, wie Kotzebue? Sollte nur Er auf diese Weise „sich den Wissenschaften ganz widmen" dürfen?) zu gefährlichen *) Schritten verleiten werden."

„Meine Ueberzeugung ist, daß es Katheder- und Stuben-Gelehrten (sie sollten ja wohl Alle solche wissenschaftliche Reisende, wie K. werden?) an der nöthigen Erfahrung und Weltkenntniß mangelt, um klar in die nächste Zukunft zu schauen und daß folglich der Same, den sie in junge Gemüther streuen, nur bittere Früchte tragen werde, entweder für die Jünglinge **) selbst, oder für das Vaterland."

---

Kann noch eine Frage seyn, wer gegen diesen Unklaren, welcher alles verdächtig machte, weil er öffentlich ganze Classen anklagte, und heimlich in den

*) Wer also hat die Geheime-Polizei-Feuer angeblasen? — Kotzebue!

**) Wer hat also gegen Katheder und Stubengelehrte die geheime Polizei gereizt? Wer gegen die Jünglinge den allgemeinen Angeber gemacht? — Kotzebue!

Bülletins Einzelne durch abgerissene Stellen unter die allgemeine Gefährlichkeits-Anklage subsummiren lehrte, den tiefsten Widerwillen erweckt habe? So günstig ihm das Glück war, so unverbesserlich wurde sein Charakter immer wieder der Schöpfer seines Unglücks.

---

Steigen mußte wohl im deutschen Publicum die üble Meinung, daß Kotzebue auf eine Unterdrückung des öffentlichen Urtheils und des selbstthätigen deutschen Universitätsunterrichts immer thätiger hinarbeite, da man in Nr. 1. seines literarischen Wochenblatts, im Januar 1819., unter dem leichtem Titelchen

Literarische Bemerkung

las:

„Ueber die in allen Zeitungen erwähnte Schrift:
Mémoire sur l'état actuel
de l'Allemagne
erlauben wir uns nicht, unsere Meinung zu sagen. Denn wir wissen, daß diese Schrift officiell ist. —"

(Ueber Officielles also sollte keine Meinung mehr gesagt, keine Rechtfertigung bekannt gemacht; auch den Großen nicht mehr von unten herauf deutlich gemacht werden, wenn sie, die Hochstehenden, weil, in der Mitte, falsche Brillen ihnen vorgehalten werden, oft das wahre nicht nach Pflicht und gutem Willen sehen können?)

„Desto mehr," fuhr die literarische Bemerkung fort, „müssen wir uns wundern, daß die Zeitungen diesen Umstand ignoriren, und daß ein Nachdruck *)

---

*) Gibt es bei officiellen Staatsschriften, deren Verfasser sich kein nutzbares Eigenthum daran vorbehalten, einen — Nachdruck? Ausgetheilt werden sie natürlich nur dort, wo man für sie officiell einstehen will. Nichtofficielle Bekanntmachung, wenn sie nicht ausdrücklich verboten ist, kann kein Recht verletzen.

derselben (Schrift) mit dem Namen des Redacteurs erschienen ist, da nur 50 Exemplare zur confidentiellen Mittheilung an die verbündeten Mächte bestimmt, in Aachen auf höhern Befehl gedruckt worden sind."

Kotzebue vergaß also seine Menschenkenntniß und Erfahrung, mehr als alle Stubengelehrte, um öffentlich in Deutschland, wo man nur durch Oeffentlichkeit so viele unter den Vornehmen verbreitete falsche Ansichten berichtigt zu sehen hoffen kann, zu erklären, etwas officiell Gedrucktes dürfe nicht auch sonst wieder bei Zeiten gedruckt und durch öffentliche Mittheilung der Gegenmeinungen geprüft werden, wodurch allein doch bei Zeiten die Möglichkeit entstehen kann, es entweder als „den wirklichen Zustand der Dinge" in der Nähe anzuerkennen und die Besserung zutrauensvoll mitzuwünschen und durch Uebereinstimmung zu fördern, oder das Nicht-Wirkliche, da selbst in den officiellsten geheimen Darstellungen manches nur Vermeintliche den Regenten vorgehalten werden kann, von dem Wirklichen scheiden zu helfen. Denn solche Vormünder, welche nicht einmal ihre Mündel über sich selber zum Wort kommen lassen und anhören wollten, wollen doch die größten und die kleinsten europäischen Mächte gewiß nicht seyn, könnten es auch, wenn sie wollten, nicht mit Selbstzufriedenheit werden.

---

Noch auffallender wurde es, daß im vierten Stück des März *) 1819. in Nr. 22. des literarischen Wochenblatts, nachdem die Stourdzaische für ganz Deutschland

*) Eben dieser März (d. 23.) war der Todesmonat Kotzebue's. Weil aber das Manuscript des Wochenblatts von Mannheim nach Weimar ging, wurde, was früher geschrieben war, schon voraus gedruckt und ausgegeben. Im ersten Märzstück steht Kotzebues Erklärung vom 11. Februar 1819, daß er nicht um einer unschicklichen Aeußerung im literarischen Wochenblatt willen zurückgerufen sei. Er war ja nicht diplomatisch ausgesandt.

so bedenkliche Schrift schon von genannten, bedeutenden Männern öffentlich geprüft worden war, Kotzebue drucken ließ:

1) Von dieser dem Congreß zu Aachen überreichten Schrift sei Staatsrath von Stourdza Redacteur und nichts weiter gewesen. Sie sei auf höhern Befehl gedruckt und in wenigen Exemplaren confidentiell an Mächte vertheilt worden, die Deutschland's Heil zu berathen versammelt waren. Sie sei eine Schrift, die große, auf lauter *) Thatsachen gestützte Wahrheiten enthalte, Wahrheiten, die von dem liberalsten Herrscher anerkannt werden. Die Schreier, die gegen das Memoire sich aufgelehnt haben, seien lauter Menschen, welche fühlen, daß wunde Flecke ein wenig unsanft berührt worden und fürchten, von ihrem verderblichen Einfluß zu verlieren, wenn gewisse Gegenstände ernstlich zur Sprache kommen. Kein vernünftiger und rechtlicher Mann, der das jetzige Turn= und Studenten=Unwesen auch nur von Ferne beobachtet, zweifle an der Nothwendigkeit, die Jugend, und in ihr das Glück der kommenden Geschlechter, dem Irrgarten zu entreißen, in welchem sie jetzt herum stolpert.

2) Weil der Satyriker, Friedrich, in einem Aufsatz über Preßfreiheit und akademische Freiheit in den Originalien „meinte," bald würden Kosaken und Baschkiren Preßgesetze und Studienplane für Deutschland entwerfen, der Verf. des Memoire's wolle Wissenschaft und Kunst in eine russische Hornmusik verwandeln, wo jeder nur Einen a posteriori eingeübten Ton hervorbringe; so sollten von Rechtswegen die Posteriora des Herrn Friedrich die Verantwortung

*) Jetzt also erlaubte sich K. seine Meinung über die Schrift zu sagen, wenn sie gleich eine officielle geblieben war. Und erlaubt er es sich nicht in einem Tone, wie wenn Er selbst alles eben so gewußt hätte?

dieser ekelhaften Gemeinheiten übernehmen, wobei allerdings einige Kosaken und Baschkiren nützliche Dienste leisten würden."

So weit ging Kotzebue über das Meinen und Urtheilen und die Gedanken=Mittheilungs=Freiheit eines wissenschaftlichen Reisenden hinaus! Gegen Friedrich sprach er jetzt mehr als Bahrdt mit der eisernen Stirne; gegen das deutsche Vaterland als Einer auftretend, der wie ein diplomatisch Eingeweihter sprechen könne und in dieser geheimnißvollen Infallibilität mit Freude, und ohne den Gedanken an Berichtigungen des Officiellen zulassen zu wollen, laut versicherte, daß alles in jenem Memoire Wahrheiten, schon von dem liberalsten Herrscher anerkannte Wahrheiten, alle die „Schreier" dagegen lauter Leute von verderblichen Einfluß seien. Dennoch sprach er immer nur von gewissen, so daß kein Ehrenmann sich gegen ihn bestimmt vertheidigen, offenes Recht für alle Verleumdete wider ihn fordern konnte.

Nicht zu vergessen ist, daß man in Deutschland dem russischen Staatsrath von Kotzebue gerne um dessen willen, was auch Er wider Napoleon's Gewaltherrschaft aufzuregen mitgeholfen haben mochte, alles Vorherige vergessen hatte. Jeder Stubengelehrte ohne Menschenkenntniß begreift, daß der Unwille gegen ihn um so heftiger steigen mußte, da er jetzt nur eine Befreiung für die Großen und neue Gewaltherrschaft gegen alle Andere beabsichtigt zu haben, kund that. — — Alles dies erklärt psychologisch das, was erfolgte. Es zeigt, wie der gefährliche Irrthum, einen Ungewarnten als Einzelner im Namen des Ganzen durch eine unabänderlich entscheidende That strafen zu dürfen, entstehen konnte.

---

Noch ein Wort. Viel Schlimmes mußte in allen bisherigen über Kotzebue's Denkart und Handlungsweise dargestellt werden, weil es geschichtlich vorliegt und das Erfolgte erklärt. Das Beste, was von Ihm gesagt wer=

den kann, fand sich nach seinem Tode von ihm selbst, in einer nichts anderes enthaltenden Schreibetafel, *) rührend ausgedrückt.

O, hütet Euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben! wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden seyn.
Auch wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müßtet Ihr durch keine Zähre
Des Freigelaßnen Grab entweihn.

Doch, gleich dem holden Morgensterne,
Winkt uns, aus heilig dunkler Ferne,
Der neuen Freistatt Wiederschein.
Nach ihr erhebet Eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft — —
Ein sanfter Druck
Der Hand, die oft a'ns Herz Euch preßte,
Liebkose meine kalten Reste.
Und wollt Ihr meinen Tod begehn,
So weiht den Tag zum Freudenfeste
Und widmet es dem Wiedersehn.

Nur sucht mich nicht in meinem Grabe.
Nein! mein Gedächtniß-Tempel sei
Die Halle, wo ich sorgenfrei
Mich oft mit Euch gefreuet habe.
Hier feiert, den Agapen gleich,
Ein heilig Bundesmahl im Stillen,
Und les't des Vaters letzten Willen:
„Seid Tugendhaft und liebet Euch.“

Möchte so vieles aus seinem öffentlichen Leben, das mit diesen letzten Worten nicht übereinstimmt, durch sie

*) s. die unpartheiische freimüthige Fortsetzung des literarischen Wochenblatts IV. Bds. Nr. 1.

verschwinden können. Aber — Er war gerührt, Er rührte, und durch irgend einen andern Reiz war die Rührung vorbei, und Er bot Witz und Leichtsinn und eine der Selbstsucht dienende Gefallsucht auf, für eine ganz entgegengesetzte Reizbarkeit. Zeitalter der Gefühlsmenschen! Blicke hier in deinen Spiegel.

---

# V.

# Sand's That,

## nach dem Acten-Inhalt.

## Sand's That, nach dem Acten-Inhalt.

Den 9. März wanderte Sand von Jena nach Erfurt, wo er sich in ein Wirthshaus an den Grethen einlogirt zu haben, und Abends den 11. März in ein anderes Gasthaus, zum Giebel, um dort den Abgang der Post zu erwarten, gegangen zu seyn versicherte. Auf eine spätere Frage aber mußte Sand bekennen, den 9. März Abends bei dem Turnlehrer S. eingekehrt, und bis zum 11. bei ihm geblieben, dann aber erst gegen Abend in das Wirthshaus zum Giebel zur Abreise gegangen zu seyn. Von dort machten zwei Kaufleute aus Frankfurt am Main die Reise bis Frankfurt in seiner Gesellschaft. Einen M—s aus Frankfurt beschrieb Sand als einen Bauchredner. Die Personen, welche die Reisegesellschaft unterwegs gesehen hatten, wissen von einem solchen nichts. Sand erklärte der eine dieser Kaufleute habe unter dem Namen „Alexander" in mehreren Städten Vorstellungen gegeben; er habe ihn zu Weimar gesehen und sogleich wieder erkannt.

Den 11. Nachts 11. Uhr fuhren sie mit der Post von Erfurt ab. Während am 12. in Eisenach angehalten ward, um zu Mittag zu essen, beredete Sand beide Gefährten, auf der Wartburg Mittags ihr Mahl einzunehmen. Sie ließen sich die Merkwürdigkeiten der Burg zeigen und bei dieser Gelegenheit soll Sand, nach Aussage des einen Reisegefährten, geäußert haben: „hier sind heilige Worte gesprochen, und von diesem Orte wird

noch viel Gutes ausgehen"! Sand leugnete, dieses gesagt zu haben. Er habe sich nur geärgert, daß einzelnes elendes Schnitzwerk und Kleinigkeiten gelobt, die große Art des Ganzen aber übersehen werde.

In das Stammbuch für Studenten auf der Wartburg fand sich von Sand unter dem 12. März d. J. eingeschrieben:

„Was sollen auch die alten Schlafmützen schaffen? Vertrauet auf euch selbst und bauet in eigenen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf." Alsdann der Lieblingsspruch aus Körner's Gedichten:

Drück dir den Speer in's fromme Herz hinein
Der (Deutschen) Freiheit eine Gasse."

Unter den Schlafmützen wollte er, nach späteren Auslegungen im Verhör, verstanden haben, man solle sich nicht auf das schwache Alter verlassen. Dann sollte es auch eine Anspielung enthalten, daß jetzt für die Sache Gottes wenig geschehe.

Von Eisenach bis Frankfurt ging die Reise ohne Aufhalt und weitere Gesellschaft. Nachts vom 13. auf den 14. März kam Sand zu Frankfurt an, und trat mit seinen Reisegefährten in dem Wirthshause zum Schwan ab. Er suchte seinen ältern Bekannten und Landsmann W—n aus Hof, der früher preußischer Officier gewesen, dermalen aber in der Herrmann'schen Buchhandlung war, auf und logirte bei ihm bis zur folgenden Mittwoch, den 17. März, wo er Morgens 7 Uhr den Weg nach Darmstadt antrat. W. begleitete ihn bis an die Sachsenhäuser Warte.

Während des dreitägigen Aufenthalts zu Frankfurt brachte Sand seine Zeit theils in Privathäusern, theils auf Spatziergängen zu; einmal, am Abend vor seiner Abreise, war er in Oberrad, beim Weinwirth Beil. Sein Umgang bestand aus mehreren Personen, mit denen er früher studirt hatte, und aus andern, die er zu Frankfurt kennen lernte.

Alles dieses wurde erst durch amtliche Nachforschungen der Untersuchungs-Commission bekannt; Sand selbst

hatte im Verhör vom 24. März, als er eben erst wieder zum Gebrauch der Sprache gekommen, angegeben: die erste in Frankfurt zugebrachte Nacht habe er im Schwan logirt, die zweite in dem Wirthshause eines Dorfs, das über eine Warte hinaus, links von Isenburg liege, die dritte habe er in einem kleinen Wirthshause in der Stadt zugebracht, das er nicht beschreiben könne. Er habe Niemand zu Frankfurt besucht, sondern nur sich dort umsehen wollen.

Den 17. März kam Sand nach Darmstadt, wo er auf der Straße einen gewissen S., den er beiläufig in Jena kennen gelernt hatte, gefragt haben soll: „Wie steht es hier?“ Auf dessen Erwiederung: „Wie so?“ habe Sand sich nicht weiter eingelassen, sondern nach dem Wirthshause, wo die Heidelberger Studenten zu logiren pflegten, gefragt. Doch statt in dem ihm angewiesenen Darmstädter Hof zu gehen, ging er zu einem dortigen Advocaten H., der ihm Logis anbot, das er aber nicht annahm, weil ihm die Wohnung zu geräuschvoll schien. Er blieb bis zum 21. bei dem Kameral-Prakticanten K., wo ihm seine Freunde ein Logis verschafft hatten, in welchem er nach Wunsche für sich leben konnte.

Er hielt sich beinahe immer zu Hause. Nur einmal, sagte er, sei er in den Gärten und in das Gebirg spatzieren gegangen; sein Umgang beschränkte sich auf vier bis fünf Personen; darüber, daß er sich besonders bemühete, in Darmstadt unbekannt zu bleiben, stimmen viele Aussagen seiner dort abgehörten Bekannten überein. Er selbst behauptete, daß er nicht recht wohl gewesen sei, und sich seinem Nachdenken habe überlassen wollen.

Das oben Angegebene erfuhr man durch officielle Nachrichten über seinen Aufenthalt zu Darmstadt, die er später selbst als richtig anerkannte. In dem Verhör vom 24. März behauptet er, sich in Darmstadt gar nicht aufgehalten, sondern nur die Gärten besehen, und in einem seitwärts nach dem Gebirge zu gelegenen Dorfe übernachtet zu haben. Er habe den Melibocus und andere Gebirge der Bergstraße bestiegen, nur in Dörfern, deren Namen er jedoch nicht wisse, übernachtet und überhaupt

den Zweck gehabt, diese schöne, so merkwürdige Gegend, die er lange schon zu durchstreifen gewünscht hätte, und in deren Nähe er schon zweimal gewesen sei, ohne sie besehen zu können, recht zu bereisen.

Von K. und von einem gewissen S. aus Wetzlar begleitet setzte Sand am 22. März seine weitere Reise nach Mannheim fort. Ersterer kehrte bald um, letzterer ging mit ihm bis zu den Bickenbacher Tannen, wo er auf Sand's Bitten ihm im Walde seine langen Haare verschnitt. Dieser herunterhängende Haarwuchs war schon unterwegs an mehreren Orten aufgefallen.

Um 3 Uhr Nachmittags kam Sand nach dem großherzoglich hessischen Städtchen Lorsch, eine halbe Stunde seitwärts der Bergstraße und 6 Stunden von Mannheim gelegen. Er kehrte im Gasthause zum Lamm ein, besah, von dem Lehrer der Kinder des Wirths geführt, den Ort, aß zu Nacht und miethete einen Wagen, um am andern Morgen früh nach Mannheim zu fahren. Er sagte in Lorsch, es sei seine Absicht gewesen, nach Worms zu gehen; die Zeit werde ihm aber zu kurz.

Den 23. März fuhr Sand Morgens 6 Uhr von Lorsch ab, und kam gegen halb zehn Uhr an der Mannheimer Neckar=Brücke an, stieg dort ab, ließ sich vom Fuhrmann abputzen und entließ ihn mit einem Trinkgeld und den Worten: „Wenn ich wieder durch Lorsch komme, soll Er mich wieder fahren.“

Er ging jetzt in die Stadt und in das Gasthaus „zum Weinberg.“ Hier genoß Sand einen Schoppen Wein und etwas Brod zum Frühstück. Der Wirth bemerkte durchaus keine auffallende melancholische Stimmung oder eine, besondere Heiterkeit verrathende Bewegung. Sand erkundigte sich nach den Wohnungen des Hrn. v. Kotzebue und des reformirten Pfarrers Karbach, welchen er, wie er sagte, zu Erlangen habe predigen hören. Gegen 11 Uhr Vormittags ließ er sich von dem Lohnbedienten zu der Kotzebue'schen Wohnung führen. Noch einmal kehrte er um, angeblich um sich die

Kleider abputzen zu lassen und ein Halstuch umzubinden, da es ihm mit offener Brust zu kalt sei. Nachdem dieses im Gasthause geschehen war, ging er wieder mit dem Lohnbedienten fort. Sand eilte auf das Haus zu, welches ihm der Lohnbediente als das Kotzebue'sche bezeichnete, bemerkte sich, wie diesem auffiel, schnell die Nummer desselben, gab dem Lohnbedienten ein Trinkgeld, winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen, und zog die Schelle. Eine Magd (wie Sand behauptet, ein Diener) öffnete und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Heinrichs aus Mietau. Es hieß, von Kotzebue sei nicht zu Hause, und Sand ward auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wieder bestellt. Hierauf eilte er dem Lohnbedienten nach und sagte zu ihm: „jetzt wollen wir weiter" und wollte nun die Jesuitenkirche und das Naturalien-Cabinet sehen. Weil beide verschlossen waren, ließ sich Sand in den Schloßgarten führen, um den Rhein zu sehen, erkundigte sich hier nach dem Neckarauer Walde, den er vom Rheindamm ab sah, und nach dessen Entfernung, sprach aber sonst nichts von Bedeutung.

Um halb 1 Uhr kehrte er in den Weinberg zurück, gab dem Lohnbedienten ein Trinkgeld und sagte, er werde am Abend in das Theater, und am Morgen zum Pfarrer K. gehen.

Der Kotzebue'sche Bediente behauptete zwar, der unbekannte Mensch, welcher seinen Herrn ermordet, sei am Morgen zweimal da gewesen; Sand leugnete dieses aber, und durch den Lohnbedienten, der ihn bis in den Weinberg zurückbrachte, wird diese Angabe widerlegt. Bei'm Mittagessen im Wirthshause betrug sich Sand sehr ruhig. Seine Tischnachbarn waren zwei Geistliche vom linken Rheinufer, mit denen er sich theils über geschichtliche Gegenstände, theils über die Reformation und Luther unterhielt. Einer derselben beschrieb seine Unterredung so:

„Ohne zweideutige Saiten zu berühren, war Alles, was Sand sagte, besonnen, doch sprach er über allen Begriff gedehnt, und mit niedergeschlagenem Blicke. Seine Außenseite bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe, und

einen Mann, der mit sich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist."

Auf Kotzebue kam die Rede nicht weiter, außer, daß Sand dem Wirth, der ihn fragte, ob er ihn angetroffen, ein trocknes „Nein" antwortete, und zu einem der Geistlichen sagte, er müsse dem Hrn. v. Kotzebue noch einen Besuch machen.

Eben diese Tischgesellschafter bezeugten, daß Sand mit gutem Appetit, aber mäßig gegessen und nur einen Schoppen Wein getrunken habe. Nach Tisch schrieb er sich in das Fremdenbuch unter dem Namen „Heinrichs," bezahlte seine Zeche und verlor sich alsdann, ohne Abschied zu nehmen. Einer der Geistlichen meinte, zuletzt eine große Zerstreuung an ihm bemerkt zu haben, obwohl er sonst vollkommen ruhig gewesen sei. Nach Sand's eigener Andeutung und nach des Wirths Aussage, unterhielt er sich bis gegen 5 Uhr mit der Gesellschaft. Er blieb also gewiß so lange im Weinberge, bis er seinen zweiten Gang zu Kotzebue machte. Dieses geschah nach den Aussagen Sand's, des Lohnbedienten, der Fürstin von J. und des Fräuleins Emmi von Kotzebue gegen 5 Uhr Nachmittags.

Ohne seinen Namen noch einmal zu nennen, ward er von dem Bedienten die Treppe hinaufgeführt. Dieser ließ ihn auf dem Hausgang stehen, um ihn bei seinem Herrn zu melden. Hier traf es sich, daß drei Frauenzimmer die Stiege hinauf gingen, Frau von Kotzebue zu besuchen. Sand, welcher sie höflich grüßte, stand gerade auf der Treppe, wo der Bediente ihm zurief: „Sie können herauf." — Der Treppe gegenüber ist der Eingang zum Wohnzimmer, wo die That erfolgte. Von diesem führt eine Thüre links zu dem Kinderzimmer, an welches der Salon stößt, wo, wie gewöhnlich, die Familie Kotzebue's auch jetzt versammelt war. Rechts am Wohnzimmer ist der Eingang zu einem andern Zimmer, in welches Kotzebue, nach dem Morde, gebracht ward. Auf dieses folgt das Studirzimmer. Der Bediente versicherte, Sand sogleich nach dessen Eintreten im Kotzebue'schen Hause bei seinem Herrn, welcher im Studir-

zimmer gewesen sei, gemeldet zu haben. Eine Zeugin dagegen behauptet, Kotzebue in dem Wohnzimmer seiner Frau am Klaviere angetroffen zu haben, von wo er in die Wohnstube gegangen sei. Der Bediente erläuterte, daß sein Herr erst durch die ganze Zimmerreihe in den Saal, und von da zurück durch das Kinderzimmer in das Wohnzimmer gegangen sei. Eine der Töchter bezeugte, daß, als ihr Vater aus seinem Arbeitszimmer in den Saal gekommen, er geäußert habe, daß sich ein Fremder habe melden lassen. Er sei dann, wahrscheinlich wegen des anwesenden Besuchs, zurück in das Wohnzimmer gegangen, um ihn dort zu empfangen. Der Vorfall in diesem Zimmer war das Werk weniger Augenblicke. Sand erzählte: „der Bediente brachte einige Minuten im Zimmer mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er mich herein, blieb aber noch unter der Thüre stehen, und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward ich hinein gelassen, und Kotzebue kam aus der Thüre links herein. Ich sah ihn bei der halboffenen Thüre hereintreten und, als die Thüre ganz aufgemacht ward, gehen. Ich kam etwa sechs Schritte vorwärts in das Zimmer und grüßte Kotzebue, der etwas näher zur Thüre trat. Dann wendete ich mich gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum. Das Schrecklichste war mir, daß ich mich verstellen mußte. Ich sagte ihm, daß ich auf meiner Durchreise ihn besuchen wolle. Nach einigem Hin- und Herreden, sprach ich: „— ich rühme mich" — indessen zog ich den Dolch und fuhr fort „— Ihrer gar nicht. Hier, Du Verräther des Vaterlands," und mit dem letzten Rufe stieß ich ihn nieder. Heinrichs aus Mietau nannte ich mich, weil ich nicht glaubte, daß Kotzebue mich vorlassen würde, wenn ich mich für einen gebornen Deutschen ausgäbe. Eher könnte dieses unter dem Namen eines Kurländers geschehen. Und wirklich fragte mich auch Kotzebue: „Sie sind aus Mietau?"

„Wie viele Stöße ich ihm gegeben, kann ich nicht mehr sagen, eben so wenig, welcher Stoß der erste war; es war geschwind geschehen. Ich zog den Dolch aus dem linken Rockärmel, wo ich ihn in einer Scheide verwahrt hatte, und versetzte ihm einige Stiche in die linke Seite. Kotzebue hat während des Angriffs gar nicht gesprochen,

sondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, selbst da, als er schon sah, daß ich mit aufgehobenem Arme auf ihn loskam. Er hielt nur die Hände vor und fiel gleich am Eingange des Zimmers linker Hand zusammen, etwa drei Schritte von demselben. Daß ich ihn im Gesichte verwundet haben sollte, weiß ich nicht. Wahrscheinlich mag es geschehen seyn, weil er die Hände und Arme vorhielt und damit herumfuhr. Ich hielt den Dolch so, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Faust gewesen. Ich habe gerade ausgestoßen, weder von unten noch von oben. Kotzebue fiel zum Sitzen zusammen, dann sah ich ihn noch einmal in die Augen, um zu sehen, wie es mit ihm stehe. Ich wollte wissen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in's Gesicht sehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwinkert, so, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts sah. Daraus schloß ich, er sei noch nicht todt, wollte aber doch weiter nichts dazu thun, weil ich glaubte, genug gethan zu haben."

Diese Aussage Sand's kann durch die Aussagen der Hausgenossen weder widerlegt noch bestätigt werden. Sie alle kamen erst nach vollbrachter That hinzu. Nur die Säugamme des jüngsten Kindes, welche sich in dem anstoßenden Zimmer, dicht an der Communicationsthüre befand, will recht gut gehört haben, daß ihr Herr mit dem Fremden mehrere Höflichkeitsworte gewechselt, wovon sie aber nur gebrochen: Herr von Kotzebue — Ja und Nein verstanden habe.

Nach der That wendete sich Sand gegen die Fenster und auf seinen alten Standpunct. Er gab selbst an:

„Bei'm Herumdrehen, nachdem Kotzebue zusammengefallen, bemerkte ich ein kleines Kind, welches während der That zur Thüre links vom Eingange herein sprang. Sein Schreien hat mich, in der Stimmung von so gemischten Gefühlen, dazu bewogen ihm gleichsam zum Ersatze mir einen Stoß mit dem kleinen Schwerte zu geben. Der Stoß ging auf die linke Brust, er drang einige Zoll tief ein, ich zog den Stahl wieder heraus; die Wirkung war augenblicklicher Blutverlust, bei'm Hin-

ausgehen und Herabsteigen der Treppe spürte ich den Schmerz und den Bluterguß empfindlicher."

Aus der Aussage der Säugamme ergibt es sich, daß es der vierjährige Sohn von Kotzebue, Alexander, war, welcher, seinem Vater nachfolgend, in der offenen Thüre des Kinderzimmers stand, von wo er auf das entstandene Geschrei durch dieses Zimmer in den Saal zurücklief. Am andern Tage soll dieser Kleine der Amme erzählt haben: Der fremde Mann habe ein Messer herausgezogen, und er habe geglaubt, er wolle mit seinem Vater Krieg spielen. Einer der Bedienten, der andere war ausgegangen, und die Tochter Emmi waren die ersten, welche herbeistürzten. Ersterer hatte, als er den Fremden eingelassen, kaum die Thüre zugemacht, und hörte, da er die Treppe hinunter gehen wollte, seinen Herrn um Hülfe rufen. Darauf sprang er, wie er aussagte zurück, fand Kotzebue linker Hand vom Eingange blutend, ohne daß er mehr einen Laut von sich gab, am Boden liegend. Er behauptet ferner, der Fremde habe rechts an der Thüre, einen guten Schritt von seinem Herrn entfernt, ganz ausgestreckt auf der linken Seite, weiter in das Zimmer hinein als sein Herr, auf dem Boden gelegen. Er habe zwischen beiden gestanden, als er Letzterem Hülfe geleistet. Zugleich mit ihm sei auch Fräulein Emmi eingetreten.

Als er Kotzebue in die Höhe gehoben, habe dieser noch so viel Kraft gehabt, um sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen, habe aber nur unartikulirte Töne hören lassen. Der Fremde habe sich vom Boden aufgerafft, und sei ihm mit dem Dolche unter Worten, die er nicht verstanden, gegen die angrenzende Stube nachgefolgt. Im Aufstehen habe der Unbekannte einen Dolch aus der Brust herausgezogen und sei mir starken Schritten auf die Thüre zugegangen. Als derselbe aber noch ungefähr vier Schritte davon gewesen, habe er, der Bediente, sie zugemacht und zugehalten. er habe gehört, daß der Fremde gleich darauf an der Thüre gewesen sei, denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas außen daran rappele.

Sein Herr sei in dem Zimmer, wohin er ihn geführt, etwa vier Schritte einwärts niedergesunken, wo ihn die Tochter knieend gehalten habe.

Die Tochter Emmi erzählt, sie habe wenige Minuten nachher, als der Fremde eingetreten gewesen, Lärm im Saale gehört. Sie habe Anfangs geglaubt, es seien die Kinder. Als sie aber in die Kinderstube gekommen, habe sie schon ein Mädchen rufen h ren: „Ach Gott, der Herr ist erstochen!„ Als sie in die Wohnstube gekommen, habe sie einen fremden Menschen gegen die linke Seite der auf den Gang führenden Thüre gesehen, ihr Vater habe rechts von der Thüre gestanden, sei von dem Bedienten unterstützt worden, und habe das Gesicht mit beiden Händen gedeckt, ohne zu sprechen. Sie habe, ihren Vater in die Arme fassend, ihn in das Nebenzimmer geleitet, und er sei noch stark genug gewesen, ihr dahin zu folgen; dort aber sei er zusammengestürzt, und nach wenigen Minuten in ihrem Schooße verschieden. Sie selbst wurde bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht. Sie habe wahrgenommen, daß der Unbekannte auf der linken Seite gelegen, und die rechte Hand auf die linke Brust gehalten habe. Der Bediente habe, nachdem ihr Vater in das Nebenzimmer getragen worden, die Communicationsthüre hinter sich zugemacht, und von innen zugehalten, mit den Worten: „der Unbekannte hat sich vom Boden aufgerafft und will uns folgen.“

Sand wußte nichts davon, auf dem Boden gelegen zu haben, auch behauptete er, nicht mit dem Dolche gegen das Zimmer, in welches man Kotzebue gebracht habe, gefolgt zu seyn. Er habe, wie er sagt, immer aufrecht gestanden. Als er sich herumgedreht, habe er den ganzen Rock aufgerissen, das kleine Schwert herausgezogen, es einigemal geschwungen und sich den Stoß gegeben, meine aber, immer auf der nämlichen Stelle stehen geblieben zu seyn, nur mit einiger Bewegung des Körpers. Er erinnere sich wohl der Bewegung, vermöge welcher er Kotzebue habe in die Augen sehen wollen, aber durchaus nichts davon, daß er selbst auf der Erde gelegen habe. Uebrigens könne er die rechte Hand nicht auf die linke Brust gedrückt haben, weil er das kleine Schwert darin gehal-

ten. Mit den Personen, die in das Zimmer getreten, habe er einige Worte gesprochen, deren er sich nicht mehr erinnere, wahrscheinlich daß die That nicht aus gemeiner Feindseligkeit, sondern um der Idee willen geschehen sei, was er zum Troste für die Umstehenden habe sagen wollen.

Nachdem Kotzebue in das Nebenzimmer getragen war, verlor sich, wie Sand sagte, nach und nach das Geschrei und der dumpfe Lärmen; das ganze Zimmer nebst den drei offen stehenden Thüren ward leer, und er hatte Zeit, durch die Hauptthüre hinaus, die Treppe hinunter zu gehen.

In diesem Augenblick war alles so, daß, hätte Sand nicht schon den ersten Stich gehabt, der ihn an der Flucht hindern konnte, diese sehr möglich war. Des Ermordeten Gattin und zweite Tochter wurden durch Anwesende von der Schreckensscene zurückgehalten, und das Hausgesinde, welches auf den Lärm herbeieilte, beschäftigte sich mit seinem Herrn, ohne auf den Thäter zu achten.

Sand ging ohne Aufhalt die Treppe hinab. Zwar begegnete ihm bei seinem Austritte aus dem Zimmer die Köchin und die Stubenmagd, welche aber, da er, wie er sich ausdrückt, das kleine Schwert in Fechterlage haltend einherschritt, keineswegs ihn aufzuhalten versuchte. Diesen soll Sand, dessen er sich oben nicht erinnert, zugerufen haben: „Wer kann mir etwas thun?“ Worauf die Köchin geantwortet haben will: „Wir nicht.“ Doch folgte sie dem Unbekannten die Treppe hinab und rief um Hülfe.

Sand, ungehindert bis an die Hausthüre gekommen, fand dort schon mehrere Personen, welche auf das Geschrei zusammen gelaufen waren. Seine Absicht seinen „Todesstoß“ mit dem kleinen Dolche irgendwo anzuheften, ward dadurch vereitelt, daß er dieses Messer während der That hatte fallen lassen. Dieses Instrument der That fand die Säugamme linker Hand von der Stubenthüre in dem Wohnzimmer; in der Angst lief sie damit die Treppe hinunter und wieder hinauf, bis zu dem Zim-

mer, wo Kotzebue lag, und wo Einer der Anwesenden ihr es abnahm. Später fand man es auf einer Fensterbrüstung im untern Stocke, wo es einer der herbeigekommenen Nachbarn zu sich nahm, und dem Officier, der mit der Wache gekommen, eingehändigt haben will. Es ward nachher zur Untersuchung gebracht, und von Sand als das anerkannt, womit er Kotzebue ermordet. Weil Sand den Dolch, um die Schrift: der Todesstoß, anzuheften, nicht hatte, zog er diese aus der Brusttasche seines offenen Rockes, entfaltete sie und gab sie dem Bedienten, der gerade aus der Thüre eilte, um Wache zu holen, mit den Worten: „Da nimm das.“ Ohne den Inhalt viel zu verstehen, nahm dieser das Papier mit auf die Wache, nachmals wieder zurück und übergab es einem Officier.

Inzwischen hatten einige der Frauenzimmer, welche bei Frau von Kotzebue zum Besuche waren, aus dem Fenstern um Hülfe, und daß man den Mörder festhalte, gerufen. Hierauf soll der auf der Straße stehende Fremde, zu ihnen hinaufgesehen, und gerufen haben: „ja, ich habe es gethan; so müssen alle Verräther sterben!“ —

Sand hat die Erinnerung nicht, den Frauenzimmern im Kotzebue'schen Haase etwas zugerufen zu haben; hinaufgesehen habe er, er meine aber, alle Läden seien zu gewesen.

Nun rief Sand dem zusammengelaufenen Volke mit lauter Stimme zu: „hoch lebe mein deutsches Vaterland, und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben.“

Zwei der von Kotzebue'schen Dienstmägde behaupten die Worte von Sand gehört zu haben: „Gottlob, es ist vollbracht. Wer will mir etwas darauf thun,“ indem er auf die Schrift gewiesen, „es lebe mein deutsches Vaterland, ich streite für mein Vaterland.“ Die Köchin wollte noch den weitern Zusatz gehört haben: „und die ganze Universität.“ Bei der eidlichen Bewahrung versicherte sie, das, was von der Universität gesagt wurde,

nicht recht verstanden zu haben, weil es zitternd gesprochen worden. Sie glaube das Wort „Universität" gehört zu haben, wisse aber nicht, wie. Sand kniete nieder, sagte halb laut die Worte: „ich danke dir Gott für diesen Sieg!" Betete, setzte mit beiden Händen das kleine Schwert an seine linke Brust und stieß es langsam in gerader Richtung hinein, bis es fest saß. Dann ließ er die Hände los und fiel vorwärts zusammen auf die rechte Seite. So beschreibt er den Vorgang, daß er, auf ein Knie sich niederlassend vor dem Stoße die Worte gerufen: „ich danke dir Gott!" bezeugen Nachbarn, welche hinzukamen, ehe noch Sand sich den zweiten Stoß gegeben hatte. Daß einige unter diesen angaben, er habe sich den Dolch in die rechte Seite gestoßen, ist ein Irrthum der Bestürzung.

Herbeieilende fanden Sand in seinem Blute liegend, den Dolch in seiner Brust in die Höhe stehend. Ein gegenüber wohnender Schustergeselle zog ihn heraus, und warf ihn auf die Straße. Eine hinzugelaufene Hebamme riß ihm die Weste auf, rief nach Essig, der aus dem Kotzebue'schen Hause gereicht ward, und wusch seine Wunde, worauf das starke Bluten nachließ. Als auch das Gesicht mit Essig gewaschen ward, drehete Sand den Kopf um, seufzte und gab einige weitere Lebenszeichen. Unterdessen war Wache und Polizei herbeigeeilt; Sand ward unter Bedeckung auf einer Tragbahre in das allgemeine Krankenhaus gebracht.

Kotzebue starb, wie gesagt, in den Armen seiner Tochter. Man legte den Leichnam im Nebenzimmer rechter Hand auf ein Bett, wo ihn die sogleich herbeigeeilten Aerzte schon ohne Pulsschlag und Athem antrafen. Das nachher hinzugekommene Stadt-Physikat fand ihn am Kopfe und an den Extremitäten, ganz erkaltet, nur an der Brust und am Unterleibe war noch etwas thierische Wärme. Der Leichnam lag rückwärts ausgestreckt, der Kopf nach der linken Seite hängend, die Arme halb gebeugt, die Augen gebrochen, die Augenlider halb geschlossen. Die Lippen waren blaß, der Mund geöffnet, auf der Zunge, am hintern Theile des Gaumens, um den Mund und am Halse fand sich getrocknetes Blut, und

alle Kleidungsstücke waren mit Blut überzogen. Die Kleidung des Entseelten, welche aus einem grauen Frack, einer Piqué-Weste, zwei Hemden über einander und einer weißen wollenen Jacke, unmittelbar auf dem Leibe, bestand, war mit zwei Stichen durchbohrt. Der eine Einschnitt befand sich am linken Brusttheil des Rockes $3\frac{1}{2}$ Zoll vom Aermel und 8 Zoll vom dritten Knopfloche, der Stich war schief von oben nach unten, und von innen nach außen laufend, einen Zoll in der Länge messend durch das Tuch, das Unterfutter und die innere Seitentasche durchgedrungen.

Das Gesicht war auf der linken Seite, einen halben Zoll vom Nasenwinkel durch eine nach dem linken Mundwinkel herablaufende Schnittwunde entstellt. Diese hatte, einen Zoll in der Länge, die weichen Theile durchschnitten, und war bis in das Ober-Kinn eingedrungen. Zusammenlaufend mit dieser Wunde, aber quer nach außen gehend, bemerkte man eine klaffende 10 Linien lange Schnittwunde, welche die erste gleichsam in zwei Theile theilte; diese hatte nur die Haut halb durchschnitten.

Aus der Legal-Section ergab sich die Begutachtung: Die erste Hauptwunde hatte in der Gegend der vierten Rippe die Oberhaut und das darunter liegende Fett einen Zoll lang durchschnitten. Diese vierte Rippe war losgetrennt, und Dreiviertel derselben in der Richtung von oben nach unten waren scharf durchschnitten, das schneidende Instrument war aber auf dem knöchernen Theile der Rippe nach oben abgeleitet worden. Die Länge dieser Wunde betrug einen, ihre Weite $\frac{1}{4}$ Zoll; der zweite Lappen der rechten Lunge war durch eine, 1 Zoll tiefe und 4 Linien weite Schnittwunde verletzt.

Der zweite Bruststich hatte die Haut und das darunter liegende Fett in schiefer Richtung einen Zoll lang und $\frac{1}{4}$ Zoll breit durchschnitten. Er war durch die letzte Flechse des linken großen Brust-Muskels, da wo er sich mit der fünften Rippe verbindet, gedrungen. Der Musculus seratus magnus war in der Gegend, wo er sich mit der vierten Rippe verbindet, einen Zoll lang durchschnitten, und ebenso unter diesem Muskel die vierte Rippe,

4 Zoll von ihrer Verbindung mit der Brusthöhle in schiefer Richtung von innen nach der Achsel zugehend, durch eine scharfe Wunde 1½ Zoll lang auseinander getrennt. Der obere linke Lungenlappen fand sich zwei Zoll weit, in schiefer Richtung nach der Rückenseite zu ziehend, durchschnitten. Diese Lungenwunde trat an der innern und untern Seite der Lunge wieder heraus, und bei ihrem Austritte betrug ihre Länge noch ¾ Zoll. Der Herzbeutel in der Gegend, wo sich die größeren Blutgefäße inseriren, war ¾ Zoll weit eingeschnitten, und der ganze Herzbeutel mit geronnenem Blute angefüllt. Dieser Wunde gegenüber fand sich die Arteria pulmonalis ¾ Zoll durchschnitten und von Blut entleert, auch das Herz war blutleer.

Kotzebue hat drei Wunden erhalten. Die in die Mitte der Brust eingegangene verletzte die rechte Lunge nur oberflächlich, auch die im Gesichte keine zum Leben nothwendigen Theile; nur die untere Wunde in der linken Brusthöhle, wodurch ein zum Leben absolut nothwendiges Gefäß, nebst der Lunge, verletzt worden, muß für absolut lethal erklärt werden. Der gemeinschaftliche Stamm der Lungenarterien war durchschnitten, und durch die größtmöglichste Blutentleerung mußte der Tod erfolgen.

Aus dem Umstande, daß, bei Verwundung der linken Brust, der Dolch, nachdem er Rock, Weste, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen hatte, selbst die knöchernen Theile der Rippe scharf durchschnitt und mehrere Zoll in die Brusthöhle einging, ist wahrzunehmen, daß der Stoß mit großer Gewalt geführt ward. Welche der Wunden zuerst versetzt ward, ist nicht gewiß zu bestimmen, wahrscheinlich die absoluttödtliche, weil die andere nicht bedeutend genug war, um Kotzebue von Gegenwehr oder Hülferufen abzuhalten. Wahrscheinlich hat er im Augenblick der Verwundung die Arme in die Höhe gehalten, weil die linke Brustwunde in der Nähe unter der Achselhöhle angebracht ist. Von einer Gegenwehr findet sich keine Anzeige. Die doppelte Richtung der Wunde im Gesicht kann daher rühren, daß der Dolch in dem knöchernen Theile des Oberkiefers fest stecken blieb und gewaltsam herausgezogen ward, oder daß der Verwundete nach

Erhaltung des Stoßes seine Lage änderte und der Dolch dadurch bei'm Herausziehen eine andere Richtung bekam.

Die kränkliche Beschaffenheit der Lunge und der Gallenblase (erstere war angewachsen und in letzterer fand sich ein Gallenstein,) steht in keiner Verbindung mit dem Tode; jedoch ist daraus zu entnehmen, daß Kotzebue nur noch wenige Jahre zu leben hatte.

## VI.

# Sand's Zustand

### nach der That.

## Sand's Zustand nach der That.

Da Sand verwundet und dem Tode nahe, unter einem großen Volkszulauf, in das allgemeine Hospital gebracht wurde, war seine altdeutsche Kleidung von Blut triefend, und, sobald man sie aufschnitt, zeigten sich zwei querlaufende Schnittwunden, welche in die Brusthöhle eingedrungen waren. Die eine auf der linken Seite der Brust zwischen der 3. und 4. Rippe, ungefähr dreiviertel Zoll breit, die andern zwischen der 5. und 6. Rippe.

So lag er am Abend des 23. März um 6 Uhr auf dem Rücken ausgestreckt, im Gesicht todtenblaß, die Lippen blau, Hände und Füße kalt und steif. Er athmete wenig, der Puls war kaum fühlbar, und nur einige Bewegungen an Augen und Lippen zu spüren. Nachdem ihm etwas warmer Wein beigebracht war, kehrte Athem und Puls und einige Wärme in die Extremitäten zurück. Allmählich nahmen seine Kräfte zu.

Sein Bewußtseyn war wieder so, daß ihm schon um halb acht Uhr Fragen vorgelegt werden konnten, welche er, in Gegenwart von zwei Gerichtspersonen, durch bejahende oder verneinende Zeichen beantwortete. Schon damals war die Erinnerung an seine That in ihm so klar, daß die Frage: ob er Kotzebue gemordet? ihn wie zu neuem Leben elektrisirte. Er richtete den Kopf in die Höhe, seine Augen vergrößerten sich, er nickte kräftig und schnell mit dem Kopfe. Sogleich verlangte er auch Papier, und schrieb die späterhin anzugebenden Worte über Kotzebue.

Der untersuchende Richter setzte das Verhör in angemessenen Zwischenräumen fort, so daß Sand die Fragen pantomimisch beantwortete.

In der darauf folgenden Nacht litt er, wie es schien, viele Schmerzen. Er ahmte mit der Hand das Streichen eines Violinbogens nach, verlangte Papier und schrieb, ob der Aufseher nicht Violine oder Guitarre spielen könne. Zu Darmstadt hatte er bei Freunden musikalische Unterhaltung gehabt. Er ließ sich auch aus Kohlrausch's deutscher Geschichte die Schlacht von Sempach vorlesen.

Am folgenden Morgen hatte er seine Sprache schon vollkommen wieder, so daß er umständlich mündliche Antwort auf alle Fragen, die er am vorigen Tage durch Zeichen beantwortet hatte, geben konnte.

Die ersten Tage über war Sand in sehr aufgereiztem Zustande. Die Gesichtszüge wechselten häufig, bald war sein Auge düster und wild rollend, bald sanft und in Thränen schwimmend. Das Wundfieber stieg am dritten Tage sehr. Schon am siebenten aber war es größtentheils gehoben, während auch die beiden Wunden zu heilen anfingen, und nach 14 Tagen vollkommen vernarbt waren. Ein Extravasat in der linken Brusthöhle aber machte nach einstimmiger Meinung der Aerzte und Wundärzte eine Operation, als das einzige, vielleicht mögliche Mittel längerer Erhaltung, nothwendig. Diese Operation wurde, weil das medicinische Gutachten sie nicht für augenblicklich lebensgefährlich erklärte, und Sand den Aerzten und dem Untersuchungsrichter seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, den 8. April durch Professor Chelius von Heidelberg vorgenommen. In der linken Seite der Brust wurden, unterhalb der beiden Wunden, zwischen der 6. und 7. Rippe, die Hautmuskeln 1½ Zoll lang quer durchschnitten, auch durch das Rippenfell ward eine Oeffnung in die Brusthöhle selbst gemacht. Anderthalb Pfund halbgeronnenes Blut entleerte sich aus derselben. Die Oeffnung blieb noch nach Verlauf von mehreren Monaten offen. Es ergoß sich täglich eine Menge Eiters von dem verletzten Lungenorgan durch dieselbe.

Der täglich zweimal angelegte Verband und das anhaltende Liegen auf dem Rücken, indem Sand in diesem Zustande das Bett gar nicht oder kaum auf wenige Augenblicke verlassen konnte, verursachten oft die heftigsten Schmerzen, die er ruhig und meistens gelassen ertrug. Selbst die schmerzhafte Operation hatte er mit Fassung ausgehalten. Er entschuldigte sich nachher bei dem Operateur wegen einiger Ausbrüche des Schmerzes während derselben, und bat die Aerzte, es bekannt zu machen, daß er diese Operation freiwillig und mit Muth überstanden habe.

Ueberhaupt hat Sand das allgemeine Zeugniß für sich, daß sein Betragen während der ganzen Gefangenschaft ohne Tadel war. Ohne Forderungen zu machen, nahm er dankbar, was ihm zur Linderung seiner Leiden gereicht werden konnte. Auch gegen seine Untersuchungs-Richter bewies er sich meistens folgsam und bescheiden. Seine Seelenstimmung erschien still und ruhig. Mit Resignation erwartete er sein Schicksal.

Zweimal sah man ihn in heftige Thränen ausbrechen, einmal, als er aus dem Hospital in das Zuchthaus gebracht ward, und das andere Mal, als man ihm einen Brief seiner Eltern, worin diese ihm ihren Segen ertheilten, vorlas. Doch suchte er auch diese Thränen als Zeichen von Schwäche möglichst zu verbergen. In das Zuchthaus war Sand den 5. April Abends 9 Uhr gebracht worden, weil im Hospital seine Bewachung zu lästig war, auch die Aerzte ein geräumiges Local verlangten, um die Operation vornehmen zu können. Er bewohnte dort, abgesondert von allen Sträflingen, ein sehr bequemes Zimmer.

Sein leidender Zustand befreite ihn von den Ketten und von härterem Criminalgefängnisse. Nur einmal, bald nach der Arretirung, wurden ihm leichte Handfesseln angelegt, weil zu fürchten war, daß er seine Wunden aufreißen würde. Nachher und selbst bei der Operation ward er damit verschont, weil er feierlich gelobte, nicht Hand

an sich zu legen. So wie die größte Gefahr vorüber war, zeigte er ohnehin Lust, sein Leben zu fristen, weil er das für Pflicht hielt. Pünctlich beachtete er, selbst während der Verhöre, die Stunden, wo er Arznei zu nehmen hatte. Den Arzt machte er auf's genaueste mit seinen Gesundheitsumständen bekannt und erkundigte sich sorgfältig nach den Speisen, die seiner Lage angemessen wären.

Die Untersuchung wurde seit dem 23. März so ununterbrochen fortgesetzt, als es nur Sand's Gesundheitszustand erlaubte. Es war nothwendig, ihn seine Antworten zum Protokoll dictiren zu lassen, damit diese buchstäblich niedergeschrieben werden konnten, und von seinem Geisteszustand zeugten.

Mit hellem Verstande vermochte er schon den 24. März, den Tag nach der That, lange Antworten zu dictiren. Er gefiel sich darin. Man behielt diese Methode bei bis zum 12. April, wo er selbst erklärte, er sei nicht mehr im Stande, zum Protokoll zu dictiren.

Die Untersuchung rückte schnell vorwärts, da Sand sogleich das Verbrechen bekannte, der Thatbestand von allen Seiten klar war, auch sich im Anfang der Untersuchung keine Spuren einer Schuldverwicklung zeigten.

Erst als zu Jena die Schreiben an die Burschenschaft und an seine Freunde deutschen Sinnes unter Sand's Papieren vorgefunden waren, wurde zur ferneren Leitung der verwickelten Untersuchung eine eigene Commission, welche am 3. April ihr Geschäft anfing, von höchster Stelle angeordnet. Diese hatte dann auch mit den nachmals zu Weimar, Darmstadt und Gießen ernannten Commissionen, auch später mit dem Berliner Polizei-Ministerium, so weit die dortigen Untersuchungen auf Sand's That Einfluß haben konnten, zu correspondiren.

Den 3. Mai und an den folgenden Tagen war das Schlußverhör, weil die Untersuchung, bis auf wenige

auswärtige Verificationen vollständig war und Sand's Gesundheitsumstände sehr bedenklich wurden.

Weil jedoch nach beendigtem Schlußverhör von mehreren Seiten neue Anzeigen einkamen, auch mehrere Widersprüche verwickelter erschienen; so konnte erst am 3. September das Schlußverhör ergänzt werden. Alsdann wurden die Untersuchungs-Acten bald von der Commission abgeliefert.

Da durch die Bundesversammlung, vermöge Beschluß vom 20. September 1819, die Centraluntersuchungs-Commission zu Mainz errichtet wurde, so erhielt von dem großherzoglich badischen Staatsministerium die Mannheimer Untersuchungs-Commission unter dem 21. October den Befehl:

Die Acten hinsichtlich des an dem Staatsrathe von Kotzebue begangenen Mordes dem Mannheimer Hofgerichte als dem ordentlichen Richter zu übergeben, um das Rechtliche zu erkennen

In so weit aber diese Untersuchung Stoff zu weitern inquisitorischen Verhandlungen demagogischer und aufrührerischer Bewegungen zum Umsturze der deutschen Verfassung und des Verbrechens des Hochverraths liefere, sei die weitere Verfolgung der aus der Sandischen Untersuchung hervorgehenden Inzichten ein Gegenstand, der zum Wirkungskreise der Central-Commission in Mainz gehöre, welcher von Seiten der bisher in Mannheim niedergesetzt gewesenen Commission mit allen etwa weiter nöthigen Auskünften schleunig und pflichtmäßig an die Hand zu gehen sei.

Auszüge aus den Untersuchungsacten gingen von Carlsruhe aus an die Centraluntersuchungs-Commission zu Mainz. Die Special-Commission zu Mannheim übergab den 10. November 1819 ihre Acten dem dortigen Hofgerichte; doch dauerte diese Commission auf höchsten Befehl fort, und hatte Veranlassung, insbesondere rücksichtlich mehrerer auswärtigen Requisitionen, ihre Verhöre fortzusetzen.

Merkwürdig ist die Notiz, daß die „officiellen" Papiere des Ermordeten von dem kaiserlich russischen Geschäftsträger in Carlsruhe, im Beiseyn eines Commissarii des Kreisdirectoriums, in Beschlag genommen wurden. Die übrigen Scripturen, mit Ausnahme einiger wenigen, die auf die That einigen entfernten Bezug zu haben schienen, und der Commission zugestellt sind, wurden der Familie ausgehändigt.

---

Irgend eine spätere Bezugnahme von Seiten des russischen kaiserlichen Cabinets auf die Kotzebue'sche Sache ist nicht bekannt.

# VII.

## Actenmäßige
## Notizen über Sand's Person
## und frühere Lebensgeschichte.

## Actenmäßige Notizen über Sand's Person und frühere Lebensgeschichte.

### Signalement von Sand, bei seiner Arretirung.

Alt 23½ Jahre, maß er 5 Schuh 6 Zoll; er hatte starke schwarze Haare und Augenbraunen, eine große Stirne, graue Augen, längliche Nase, einen Mund von mittlerer Größe, dunkelbraunen sehr schwachen Bart, gewöhnliches Kinn, breites Gesicht, ziemlich gesunde Gesichtsfarbe und einige Pockennarben im Gesichte. Sein Blick erschien offen, meist freundlich, doch nicht besonders geistreich, seine Physiognomie war mehr gutmüthig als vorzüglich interessant.

Sein Gesicht pflegte sein Inneres auszusprechen. Wenn dies gerade Kotzebue und dessen Verhältnisse betraf, so äußerte er schmerzliches, widriges Gefühl, Zorn und Unwillen; wenn er ausweichend antwortete, offenbare Verlegenheit und Selbstunzufriedenheit, die besonders in der Bewegung seiner Stirnmuskeln sich ausdrückte.

---

Geboren war Carl Ludwig Sand den 5. October 1795. zu Wunsiedel, einem Städtchen am Fichtelgebirge im Baireuthischen. Sein Vater lebte dort als vormals preußischer pensionirter Justiz-Amtmann; seine Mutter ist eine geborne Schöpf aus Wunsiedel. Von den zwei Brüdern ist der eine Kaufmann zu St. Gallen in der Schweiz, der andere Regierungs-Advocat zu Kemnath im

Baireuthischen. Sand hatte auch eine verheurathete und eine unverheurathete Schwester. Die Familie lebt in inniger Einigkeit.

Sand verlebte seine Kinderjahre unter Krankheiten und körperlichen Leiden mancher Art. In seinem siebenten Jahre bewirkten bösartige natürliche Blattern bedeutende Folgen, besonders ein gefährliches Geschwür am Kopfe, wovon die verknorpelte Narbe sichtbar blieb.

Eigentlichen Unterricht konnte er erst im zehnten Jahre im väterlichen Hause erhalten. Sein Vater erklärte aus der von so mancherlei Uebeln zurückgebliebenen Schwäche eine gewisse diesem Sohne anhängende Niedergeschlagenheit des Gemüths und den Hang zur Zurückhaltung.

Den ersten Unterricht erhielt Sand durch Hauslehrer, kam dann auf das Lyceum in Wunsiedel. Diese Lehranstalt hörte aber auf; der Rector derselben, Saalfrank, ward 1810 an das Gymnasium zu Hof versetzt, Sand zog mit ihm, und setzte den Unterricht in alten Sprachen und den ersten Schulkenntnissen unter ihm fort.

Als im Frühjahr 1812 eine große Militärstraße durch Hof ging, wollte er den Zug der Franzosen und insonderheit Napoleon nicht ansehen, weil er nicht im Gesichtskreise dieses Erzfeindes seines Vaterlands verweilen zu dürfen damals schon glaubte, ohne indessen Anschläge auf sein Leben zu wagen. Er ging zu seinen Eltern, bei welchen er blieb, bis er im Spätjahr 1812 mit seinem Lehrer Saalfrank nach Regensburg weiter zog. In Verhören erinnerte er sich seines dortigen Aufenthalts mit besonderer Freude, auch sind die Zeugnisse über sein Betragen zu Hof und Regensburg sehr empfehlend.

Rector Saalfrank schreibt: „Sand hatte gerade kein ausgezeichnetes Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch zeichnete ihn sein rastloser Fleiß aus, da er ununterbrochen von Morgens 4 Uhr an arbeitete. Seit 18 Jahren meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvollern Schüler als ihn.“.

Noch schmeichelhafter ist das, was seine Lehrer in Regensburg bezeugten: „Er ist von der Vorsehung mit herrlichen Geistesanlagen beschenkt. Mit einem gar nicht schlechten Gedächtnisse faßt er den Unterricht seiner Lehrer ohne große Schwierigkeit auf, sucht mit seinem sehr guten Verstande in die vorkommenden Gegenstände immer tiefer einzudringen und durch sorgfältige Uebung im Denken und Untersuchen seine Urtheilskraft, deren Aeußerungen gewöhnlich richtig und treffend sind, zu schärfen. Fährt er so fort, so wird er einst nicht nur als ein gründlich gelehrter, sondern auch als ein moralisch vollkommener Mann, selbst glücklich, kräftig auf das Wohl seiner Mitbrüder wirken."

Nach einer Frage bei der Untersuchung gab Sand über sich selbst als einen achtzehnjährigen Jüngling folgende Schilderung: „Als im Frühjahr 1813 die Franzosen nach Hause flohen, und sich Deutschland zur Rache seiner Schmach zu erheben anfing, da erwachte in mir eine neue Freude, frischer Muth und neues Leben, und ich zweifelte fortan, so verhängnißvoll der Sommer auch wurde, nicht mehr an der völligen Befreiung aus der alten Sclaverei. Begierig und mit möglicher Umsicht lebte ich in den damaligen Zeitschriften, und würde in den Herbstferien 1813, die ich in der Heimath zubrachte, mir die Erlaubniß erwirkt haben, mich den Heeren der Deutschen anzuschließen, wenn nicht inzwischen die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig gekommen wäre, die mein Fortziehen unnöthig machte."

Noch einmal kehrte er nach Regensburg zurück, wo er bis zum Herbst 1814 blieb. Nach erhaltenem Absolutorium besuchte er die Universität Tübingen, weil damals, nach seiner Angabe, Erlangen sehr verlassen war.

Erst als er schon in Tübingen war, hielt er um Staatserlaubniß an; sie ward ihm abgeschlagen, er und sein Vater bekamen die Weisung, daß er eine inländische Universität beziehen solle. Seine Entschuldigung soll aber nachmals vom baierischen Staatsministerium für zureichend angenommen worden seyn.

Zu Tübingen ward er den 24. November 1814 immatriculirt, und brachte das Winterhalbjahr von

1814 auf 1815, ruhig zu. Im zweiten Semester, als Napoleon von Elba zurückkehrte, fühlte sich Sand berufen in den Kampf zu ziehen.

Die Zeugnisse, welche er über seinen kurzen Aufenthalt zu Tübingen von dem Rector der Universität, auch von den Privatpersonen, bei welchen er wohnte, erhielt, sind gut. Ersterer bezeugt, daß Saud's Lehrer, die ihn auch zum Theil aus Privatumgang kannten, ihm das Zeugniß eines fleißigen, regelmäßigen, gesitteten Zuhörers ertheilten.

In dem bei dem akademischen Senat niedergelegten Original der Constitution der Teutonia fand man Sand unter den Mitgliedern aufgezeichnet, mit den Worten:

„Carl Ludwig Sand, Student der Theologie aus Wunsiedel im Baireuthischen, war seit Herbst 1814 in Tübingen, wurde den 28. April 1815 von der Teutonia recipirt, und ging am folgenden Tage von hier ab in den Kampf gegen die Franzosen.“

Jene Constitution besteht aus 11 §§. in zwei Hauptabtheilungen: „Geist der Teutonia und Form.“ Die „Angabe des Zwecks der Verbindung“ sagt: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unsers teutonischen Vereins ist, unter uns und andern zu nähren, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer hohen Achtung und warmen Liebe für unser Vaterland, und in einem glühenden Hasse gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere uralte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre, und die sich vor keiner irdischen Hoheit und Macht beugende Würde des braven Burschen, verbunden mit einem furchtlosen Muthe, dieses aus der Vorzeit überkommene Universitäts-Heiligthum gegen jeden Angriff zu vertheidigen.“

Sand gab zu den Acten, daß er nicht aufgenommen wurde, weil die Glieder nicht zusammen gewesen, und er sofort abgereist sei; daher kenne er auch nicht einmal die Statuten. Die Einzeichnung ist von fremder Hand, und Sand zog wirklich am folgenden Tage, den 29. April, von Tübingen in das Feld. Seinen Eltern, wenigstens seinem Vater, zeigte er den Tag vor seiner Abreise seinen Entschluß an, und nahm schriftlich Abschied.

---

Sand's Denkart vom Jahre 1815 erscheint durch diesen Brief, als durch einen gleichzeitigen, unverstellten Seelenerguß, auf die bedeutungsvollste Weise. Er schrieb:

„Wertheste Eltern!"

„Ich bin Ihnen bisher treu geblieben, ich habe mich Ihren elterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuern Eltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden, und war auf meine Bildung mit Ernst für einen höhern Beruf, dereinstens in meinem deutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, sowohl in Regensburg, als hier auf der Universität, bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach Vorwärts begriffen gewesen sei: daher kann ich Ihnen nun, theuere Eltern, ganz offen meinen festen Entschluß vortragen, und darf um so mehr hoffen, daß Sie sich als so liebende sorgsame Eltern in Rücksicht meiner beruhigen, und daß Sie, als so deutsch gesinnte Eltern, mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen suchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieser Ruf gilt diesmal auch mir. —"

„Mit innerem Kampf, glauben Sie mir es, hielt ich mich das letzte Mal, als es Deutschland's Befreiung galt, zurück, und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tausende für Deutschland's Wohl kampf- und siegbegierig auf dem Platze stunden, und daß ich noch meinem näheren Berufe zu leben pflichtig sei, konnte mich abhalten."

„Jetzt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die schon hie und da in unserm Vaterlande so schöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten; der allweise und allgütige Gott hat für uns noch diese große Prüfung, aber gewiß auch die letzte aufbewahrt; — wir sollen nun zeigen, ob wir dieses hohen Gutes würdig seien, ob wir sie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und sichern können. Die Gefahr, in der sich gegenwärtig Deutschland befindet, dadurch, daß die französischen Banden noch nie so wüthig an ihrem Abgott hingen, und dadurch, daß die schändlichste, meineidigste der Verschwörungen sich vielleicht über halb Europa verbreitet hat, war vielleicht noch nie so groß. Daher erhebe sich wiederum Deutschland's Jugend und bewähre an dem leichtfertigen Gesindel ihren Muth! Daher ist es nöthig, daß von allen Seiten Aufrufe geschehen, und daß die Edelsten von allen Seiten zusammeneilen! Auch von hier aus eilen die braven Norddeutschen zu ihren Bannern; die würtembergischen Landstände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung, und von allen Seiten geschehen Erbietungen zu freiwilligem Dienste und Tode für's Vaterland. — Mag der Geist zu Hause bei uns und in B. seyn, wie er will, auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meine theuern Eltern und Geschwisterte, und für aller Guten, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen, würde ich Ihnen nicht solche Gesinnungen kund thun; so weiß ich wohl, daß ich deutsche Eltern habe, die mich für einen feigen Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden. — Ich bringe zwar dadurch, daß ich aus meinem schönen Studium herausgerissen werde, daß ich mich muß vielleicht von Ungebildeten und Rohen hudeln lassen, dem Staate große Opfer; ich fühle es gar wohl; aber das schwillt jetzt meinen Muth, mir erst meine und meines Volkes Freiheit zu sichern, und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können.“

„Ich nehme nun auf eine Zeit Abschied von Ihnen, theuerste Eltern, und von Allen, die mir theuer sind.“

„Ich will auch hier Ihren treuen Ermahnungen folgen, und mit Gott werde ich auch hier auf dieser neuen Lebensbahn rein und mit mir selbst zufrieden aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen, und mich immer auf dem Pfade des innern Höheren, über alles Irdische Erhabenen erhalten. Vielleicht wird mir auch gar die hohe Wonne zu Theil, hier und da in dem stürmischen Gewühl eine schöne Seele vor dem Sinken und Untergange zu erretten. — Immer soll mich Ihr theures Bild umschweben; immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühe und Gefahren des heiligen Krieges bestehen zu können."

„Schließen Sie mich auch ferner in Ihr andächtiges Gebet ein; — Gott wird Ihnen in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drückenden Zeit Kraft und Hoffnung auf ein Besseres zukommen lassen. — Nur wenn uns Gott den Sieg verleihet, haben wir Hoffnung, uns in Baldigem recht froh wiederzusehen; sollte dies, was Gott verhüten wolle, nicht der Fall seyn; so ist mein letzter Wille, daß Sie biedere deutsche Eltern und Verwandte nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen! —"

„Doch warum uns einander das Herz so schwer machen? Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es ist ja ein gerechter Gott, — warum sollte uns nicht der Sieg werden? —"

„Machen Sie daher auch mir in Ihren nächsten Briefen, denen ich sehnlich entgegensehe, und die Sie nur noch hieher schicken mögen, von wo aus sie dann auch weiter befördert werden sollen, das Herz nicht bange. —"

„Und nun leben Sie nochmals wohl! Leben Sie immer wohl und getrost! — Wiedersehen werden wir uns auf jeden Fall in einem freien Lande. Ich bleibe bis in den Tod

Ihr

getreuer gehorsamster Sohn
Carl Ludwig Sand."

Tübingen am 28. April
1815.

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge —
Th. Körner.

Vielleicht geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!
Th. Körner.

„Machen Sie meinen Entschluß meinen theuren Geschwistern, meinen Schwägern und meinen Lehrern und Freunden kund, und sagen Sie Ihnen allen ein herzliches Lebewohl.“

---

Mit zwei Freunden kam Sand jetzt über Stuttgart nach Heidelberg, wo er sich mehrere Tage aufhielt, von da nach Mannheim, wo er von dem Generalstabe des Grafen Rehberg am 9. Mai als Cadet unter die freiwilligen Jäger des Rezat-Kreises aufgenommen ward.

Als vor der Abreise von Tübingen von einem Freunde geschenkt, fand sich bei seiner Arretirung um seinen Hals ein Bändchen etwa ¾ Zoll breit, ganz mit Blut befleckt, so viel man erkennen konnte, zu ¼ Zoll der Breite grün, das Uebrige weiß gestreift. Es ist das, wovon schon öffentliche Blätter viel geredet haben. Sand hatte nach dem Feldzuge „seinem innern Ernste gemäß und zum Troste, weil so wenig aus demselben geworden,“ mit Tinte die Worte darauf geschrieben:

„Mit diesem weihete ich mich 1815 zum Tode. War's nicht Ernst? Würde ich über den Rhein zurückgegangen seyn, ohne als Sieger?“

War dieses Band das Zeichen irgend einer Ordensverbindung? fragte man natürlich. (Sonderbar, daß auch das, was nur den Vertrauten und Vertrauenden bekannt seyn will, nicht ohne auffallende Abzeichen seyn zu können meint.)

Bald kam Sand's Bruder, der jetzige Regierungs-Advocat, zu demselben Bataillon. Doch schon zu Homburg kam die Nachricht von dem Siege bei Belle Alliance entgegen; sie rückten bis Meaux und in die Gegend von

Fontainebleau, und bezogen bald darauf Cantonirungs-Quartiere bei Auxerre. Den 2. December 1815 waren sie wieder in Anspach. Sand erklärte, daß er nie das Glück gehabt habe, einen Franzosen zu tödten.

Nach kurzem Aufenthalt im väterlichen Hause ließ Sand sich auf der Universität Erlangen den 15. December 1815 immatriculiren. Er legte sich in den zwei Jahren, die er dort zubrachte, ganz auf Theologie. Im Sommer 1817 ertrank dort einer seiner vertrautesten Freunde; er selbst war in Lebensgefahr. Dies wirkte stark auf sein Gemüth, so daß er glaubte, „seines Lebens Sommer heraufziehen zu sehen."

Getröstet durch Lehrer und Freunde, gab er die erste Probe seines Predigertalents in der Hauptkirche zu Erlangen, blieb noch bis zu Ende des Semesters, und ging dann nach Jena.

„Seine Special-Zeugnisse zu Erlangen," schreibt der Prorector, „beurkundeten, außer seinem rühmlichen Fleiße und sehr gutem Fortgang, auch sein in den Vorlesungen stets beobachtetes sittliches Betragen. Ueberhaupt war sein Lebenswandel, auch außer den Vorlesungen, durchaus untadelhaft und musterhaft sittlich. Man ist daher der Steuer der Wahrheit die pflichtmäßige Bestätigung schuldig, daß Sand, während seines Aufenthalts auf der Universität Erlangen, sich in jedem Betracht möchlichst empfohlen habe."

Auch ein anderes, von den baierischen Behörden eingefordertes Zeugniß ist nicht unvortheilhaft, bemerkt aber, daß Sand ein thätiger Theilnehmer an dem vor etlichen Jahren unter einem Theile der Studenten in Erlangen gebildeten Verein unter dem Namen Teutonia gewesen sei, welcher bekanntlich unter der Firma „Burschenschaft" auf deutschen Universitäten, besonders in Jena, einen Bund gebildet habe.

Ein anderer officieller Bericht sagt: daß Sand nebst einem gewissen U. den Versuch gemacht haben solle, die Teutonia (nachher auf mehreren deutschen Universitäten unter dem Namen Burschenschaft, Arminia, bekannt,)

zu begründen, deren eigentlicher Zweck nur der Minderzahl bekannt gewesen u. s. w.

Sand behauptete Anfangs zu Tübingen und Erlangen nur in einer Landsmannschaft gewesen zu seyn, welche er eine jugendliche Spielerei nannte, die blos Vergnügen und Zusammenhalten zum Zweck gehabt habe; doch nachmals gestand er zu, daß er 1816 in Erlangen mit etwa 40 Freunden eine Burschenschaft gegründet, deren Vorsteher er zweimal gewesen sei. Er habe mit einigen Andern eine Constitution für die Burschenschaft ausgearbeitet, unter dem Namen „Erlanger Burschenbrauch.“ Sie wurde unter seinen in Jena zurückgelassenen Papieren vorgefunden.

Noch von Erlangen aus hatte Sand in den Osterferien 1817 einige Fußreisen über Wertheim, Heidelberg, Mannheim, Stuttgart nach Tübingen und wieder zurück gemacht. Als unbedeutend dürfen sie hier nur berührt werden. Wichtiger für sein künftiges Leben mochte wohl seine Reise nach Eisenach seyn, um das Fest des 18. Octobers 1817 auf der Wartburg zu feiern. Sand selbst sagt, daß er dort durch das Verbrennen der deutschen Geschichte Kotzebue's zuerst seine Aufmerksamkeit auf diesen Schriftsteller gerichtet habe.

„Am 17. October trat ich in Eisenach ein,“ so gab er selbst zu den Acten, „und ward mit zum Festausschusse gewählt, habe mit helfen Ordnung halten, auf der Wartburg, die Reden angehört, aber nicht mitgesprochen, ging am Abend mit an das Feuer und habe die Bücher verbrennen sehen. Am andern Morgen habe ich Reden zur Versöhnung mehrerer Studentenzwiste von früheren Jahren her, und die hochherrlichen Reden über das Vaterland angehört. Am Nachmittage zog ich mit in die Kirche, und genoß das Abendmahl, dann war das Fest beendigt, und ich kehrte nach Jena zurück.“

Uebrigens bezog sich Sand auf die bekannte Beschreibung dieses Festes von Hofrath Kieser.

Zu einer spätern Frage erklärte er weiter: Er habe die freudigsten Antheile an diesem Feste genommen, aber

daran habe keine Seele gedacht, Cliquen zu stiften, Unterschriften für etwas zu sammeln, oder gar, wie das unter allen bei weitem lächerlichste Gerücht gewesen, Eide durch den Genuß des Abendmahls zu bekräftigen. Es sei ein Fest der einfachen Erhebung gewesen, und an irgend einen bestimmten Zweck habe man nicht gedacht.

Sand übergab den auf der Wartburg versammelten Burschen seine Ansicht von einer allgemeinen Vereinigung aller deutschen Akademiker durch eine Punctation, welche auch in der Flugschrift: „die wichtigsten Lebensmomente Carl Ludwig Sand's aus Wunsiedel. Nürnberg bei Raspe 1819" abgedruckt erschienen ist:

„Zum achtzehnten Herbstmonats im Jahr nach Christo Achtzehenhundertundsiebenzehn auf der Wartburg.

1) Unsere jetzige Zeit ist reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zusammengestellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geschichte des Menschengeschlechts. Laßt sie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutschen Kampfe zur Wiederherstellung und Reinigung des Christenthums und unseres frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuversicht!

Heute liegt uns mehr vor eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung.

2) Wir Deutschland's Burschen haben uns zum Wahlspruch gewählt: Tugend! Wissenschaft! Vaterland!

Mit der Tugend haben wir es zu thun! und streben also nach einem edlen, freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig, fromm und unantastbar bestehet vor Gott, und wir streben nach Freiheit, dem höchsten Ziele aller menschlichen Geschichte und dem köstlichen Preise eines vollkommenen Geschlechtes. — Die Wissenschaft haben wir uns zur Braut erkohren; sie soll die eine Hälfte unseres Lebens werden; in frommer Einfalt und Kraft, mit rechter Demuth laßt uns nachspü-

ren den heiligen Offenbarungen Gottes, und schlechte Tändeleien seien uns verhaßt! Das deutsche Land, unser Vaterland, wollen wir lieben, ihm sei aller Dienst geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutsche Land sei frei!

Für diese heilige Sache streiten wir; weder Hölle noch Teufel sollen die Wärme dafür in unserer Brust erkalten, und Gott wird mit uns seyn! Amen.

3) Wer sich zu diesen Ideen bekennt und zu ihrer Einführung in's Leben mit streiten will, ist unser geliebter Bruder. Von nun an darf nicht mehr auf die bisherige Befangenheit, auf das alte, sondern nur allein auf das neubegonnene Leben gesehen werden.

4) Um diese hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine freie Burschenschaft durch ganz Deutschland werden.

Es darf nur eine Einzige Burschenschaft durch das ganze Vaterland bestehen; nicht aber viele einzelne auf den einzelnen hohen Schulen. Wie wenige auch auf irgend einer Hochschule sich zu dieser Sache bekennen; so sind sie doch einzelne Glieder der allgemeinen Burschenschaft, und mögen als geliebte Brüder gelten, so fern sie nur eifrig auf die Sache halten, und kräftig darin leben.

Auf Vollendung und darauf zu sehen, wie vollkommen sich das Burschentreiben irgendwo gestaltet hat, bevor man Einverleibung in die allgemeine Burschenschaft zulassen will, darf nicht mehr vorkommen; es ist papistisch und landsmannschaftlich; hindert nicht allein die Verbreitung, sondern auch die rechte Belebung der Sache, und gilt als Entehrung des Volks, das man so nicht frei gewähren lassen, sondern nach seinem Eigendünkel hinziehen und meistern will.

Es darf allein darauf Rücksicht genommen werden, ob die richtige Erkenntniß der Idee, die aufrichtige Liebe zu ihr, und ein redliches Streben darnach in den einzelnen Gemüthern bestehet.

Eine vollkommene Verwirklichung derselben wird man nie zu Stande bringen, wie sorglich man auch verfahren möge in Auswahl der Aufzunehmenden und in genauer Abschließung der Sache.

5) Diese Burschenschaft muß, wo möglich offen vor der Welt, aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf sich selbst bestehen.

Es soll dahin kommen, daß in solcher brüderlichen Gemeinschaft mit Deutschland's edelsten Jünglingen jeder lebt, der sich der Wissenschaft gewidmet hat.

Der Eintritt darf durchaus nicht beschränkt seyn; nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweise führen kann, darf nicht zugelassen werden in diese edle Gemeinde. — Der Ausschluß muß als höchste Strafe gelten. Der Bann darf in keinem anderen Sinne ausgesprochen werden, als in dem der freien protestantischen Kirche. Er darf die Freiheit des Gezüchtigten nicht gänzlich aufheben, und die menschliche Würde nicht gänzlich umstoßen zu wollen sich vermessen; er darf nicht die Mittel und Wege abschneiden zur Besserung, sonst lastet er allein auf dem Ganzen, das ihn ausspricht.

6) Das Ganze, dieser weite Verein, darf nicht durch Eidesband, noch sonst durch irgend ein Zwangsmittel zusammenhängen. Die Idee allein soll alle vereinen.

Ist der rechte Geist nicht da, so vermögen wir ihn auch nicht zu schaffen und hereinzudringen; Gott kann ihn allein aufregen! Ist die Seele nicht in Fülle da, oder gar einstens abgeschieden; so mag das Ganze nach Gottes Willen zusammensinken; es soll wenigstens nicht als todter, faulender Körper dem besseren Regen und Treiben der Einzelnen im

Wege stehen, und all' das Unheil wieder herbeiführen, was uns Landsmannschaftssucht zurückgelassen haben. Wer nicht durch den Geist zu stehen vermag, mag fallen, bis ihn Gott wieder erwecke.

7) Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll mehr der Einzelne auf eigene Faust nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sei, und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde.

All' die einzelnen Glieder müssen vermittelst zweier Gewalten, die das Ganze erst bilden und sich selbst gegen einander das Gleichgewicht halten, innig vereiniget seyn und von diesem Stamme aus muß die Gemeinde erst belebt und bewegt werden.

Es muß die Burschenschaft erstlich ein Haupt, d. i. eine von allen Burschen von Halbjahr zu Halbjahr gewählte höchste Gewalt, einen Vorstand haben, der da, aus mehreren Gliedern bestehend, von welchen immer Einer abwechselnd der Sprecher ist, anzuregen das Amt hat; der Gesetze geben kann, und die bestehenden handhaben muß; ihm liegt es auch vorzüglich ob, durch sein eigen Vorbild den rechten Geist und das rechte Leben aufrecht zu erhalten.

Es muß aber die Burschenschaft auch ein Herz haben, einen Ausschuß, der, gleichfalls aus den Edelsten der Brüder erwählt, die Beschlüsse der obern Macht entweder verwerfen oder billigen kann; der den etwanigen Machtgriffen des Vorstandes nachdrücklich entgegentritt, und so das freie Brudervolk in seinen heiligen Rechten beschützet, der Recht und Freiheit allenthalben unterstützet, und Streitigkeiten zwischen Vorstand und Volk zu vermitteln eingesetzt ist.

8) Es kann für das liebe deutsche Land kein Heil kommen, es sei denn durch eine solche allgemeine, freie Burschenschaft, in der Deutschland's edelste Jugend innig verbrüdert lebt; in der das

Hohe und Herrliche, was uns in dieser Zeit aufgegangen, wirklich schon eingelebt wird; in der der alte ehrliche deutsche Sinn wieder einmal eine sichere Feste erlangt; in der ein jeder seine Würde fühlen lernt und zur Freiheit ermuthiget wird; und die auch für immer an dem Turnplatze einen Rüst- und Lärmplatz hat.

---

9) Die Grundzüge des Brauchs für die Burschenschaft müssen allenthalben gleich, ein und dieselben seyn. Er selbst soll nicht sowohl eine Zuchtruthe, als vielmehr ein Ehrenspiegel werden, der das bestehende Herrliche des Burschentreibens auf die folgenden Geschlechter rein fort vererbe.

10) Urfeinde unseres deutschen Volksthums waren von jeher

a) die Römer,

b) Möncherei und

c) Soldaterei.

11) Wie einstens auf Athanasius die ganze große Sache der christlichen Kirche und des Glaubens ruhte; wie vor 300 Jahren der stille Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen und dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen; so konnte auch jetzt die allgemeine Beseligung nicht von den Oberen herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unseres deutschen Volkes erstehen lassen, von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der schöne Geist aus; die Fürsten wußten des wenig zu rathen.

12) Die Hauptidee für unser heutiges Fest ist der von unserem Luther, dem edlen Kerne unseres deutschen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz: „Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht; 1 Petr. 2, 9. Ihr seid ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich.“ Das heißt: durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium

und den Glauben sind wir alle geistlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des Herrn dem Höheren, Göttlichen geweiht sind; so ist auch unter uns allen weiter kein Unterschied, denn der um des Amtes oder Werkes halben; — wir sind allesammt geistlich frei und gleich! Amen."

---

Zu Jena war Sand den 27. October 1817 immatriculirt; aus Versehen unter dem irrigen Namen Carl Friederich. Er hörte die ihm noch nothwendigen theologischen Collegien, aber auch andere allgemeine Wissenschaften, unter andern den ganzen Geschichtscursus bei Hofrath Luden, bei Hofrath Fries philosophische Ethik, bei Hofrath Oken Naturgeschichte. So hoffte er, wie er zum Protokoll sagte, sich immer besser umzusehen, und fester in den Fächern des Wissens sich zu begründen, als ihn plötzlich der innere Ruf für immer abforderte.

Auch die Zeugnisse von Jena aus, von den Professoren Gabler, Suckow, Voigt, Luden und andern sind vortheilhaft. Alle diese Lehrer haben Sand nicht genau gekannt, versichern aber, daß er gesittet, fleißig, rechtlich gewesen sei; unter den Studenten auf gesetzliche Ordnung gehalten, und nichts Strafbares begangen habe. Er sei immer als ein ernsthafter, ruhiger, besonnener und nach dem Guten eifrig strebender Mensch erschienen. Er soll wenig gesprochen haben, weil ihm das Sprechen schwer geworden; aber was er gesprochen, sei immer bescheiden, durchdacht und verständig gewesen. Sein Benehmen habe nichts Ungefälliges gehabt, obwohl er kräftig und derb zu seyn geschienen.

Während seines Aufenthalts zu Jena war Sand Mitglied der sogenannten Burschenschaft, zugleich auch einer andern Gesellschaft, welche er einen litterärischen Verein nannte.

Außer einer Reise im Winter 1817 zur Hochzeit seines Bruders, hatte Sand sich im Herbst 1818 eine weitere Vaterlands-Beschauung nach Norddeutschland und an die Küsten der See vorgesetzt. Er ging mit einem gewissen H. nach Sachsen, besuchte dort mehrere, der aus

alten und neuen Zeiten berühmten Schlachtfelder, und kam über Halle, Wittenberg und Potsdam nach Berlin. Hier hielt er sich sechs Tage auf, lernte unter andern die Professoren Bondh, Heller, Lichtenstein, de Wette und Jahn kennen, und turnte auf der Anstalt des letztern. Auch mehrere frühere Bekannte traf er dort wieder, den Hauptmann v. Plehwe, den er 1817 zu Erlangen und später auf der Wartburg kennen gelernt hatte, den D. Jung und einige Andere. Weiter wurde die Reise nicht fortgesetzt. Er kehrte über Leipzig und Altenburg nach Jena zurück.

Das Geld zu diesen Reisen versicherte Sand von seinen Eltern, die ihm eine solche Zerstreuung gern gestatteten, bekommen zu haben. Sand beschäftigte sich mit seinen Studien anhaltend und fleißig, er hatte auch von den Eltern die Erlaubniß, noch ein halbes Jahr zu Jena zu bleiben.

Am Ende des Januars 1819 hatte Sand an seine Eltern über die Beschäftigungen seines Geistes und mancherlei Ansichten der Zeitbegebenheiten so geschrieben:

„Theuerste Eltern!“

„Zum Neujahre hatte ich gehofft, bei Ihnen zu seyn, und wollte einige Male predigen über Apostelgeschichte 17, 16. Ich hatte mich zum Theil auch schon vorbereitet, aber als C. und S. wegreiseten, überfiel mich ein starker Schnupfen, und ich mußte auf die Freude Verzicht thun.“

„So mögen Sie sich denn denken, was ich gern darüber hätte sagen mögen, daß Gott, weil er uns oft unbekannt ist, und der Glaube an ihn nur selten mit rechter Lebendigkeit erscheine, daß er deshalb meist auch nicht recht verehrt werde, ja zu manchen Zeiten, wie jetzt, fast völlig aus allen Lebensverhältnissen verschwunden sei. Ich hätte dann gern dargestellt, wie ich meine, daß wir Gott würdig verehren würden, wie wir besonders in diesen Tagen aufgefordert seien, uns Gott und dem Vaterlande ganz zu weihen, und ihm nicht blos in der Kirche, sondern vielmehr in allen unsern Lebensverhältnissen mit unserm ganzen Wesen dienen sollten, auf daß unser ganzes Leben ein recht lebendiger Gottesdienst sei ꝛc.“

„Meine Neujahrs-Wünsche wollte ich Ihnen auf diesem Wege selbst bringen. Sie gehen nicht auf äußere Güter und Verhältnisse; denn diese haben ja doch nur Werth, in so fern wir sie ausfüllen, aber um so mehr nahm ich bei allen meinen Bitten zu Gott bei diesem Jahreswechsel unsere ganze Kraft dafür in Anspruch, daß wir sie ganz zu seinem Preise und zur Erneuerung unsers deutschen Vaterlandes in der regsten Ergebenheit und Ergriffenheit gebrauchen mögen.“

„Lassen Sie uns auf alle andere Seligkeit Verzicht leisten und nur um die einige bitten, die in der freudigen Regung unseres ganzen Geistes und aller unserer Kraft und Güter besteht.“

„Ich meine, nur in dieser Ganzheit des Vorwärtsstrebens ruhet das Seelenheil, und in dieser allseitigen Regsamkeit zum Besten des Vaterlandes besteht die wahre Religion und Gottähnlichkeit. Irdisches Glück kann diese höchsten Güter uns nicht zerstören, und im Kampfe und Umsturz in den Lebensverhältnissen sollen wir eher bitten, als sie meiden, weil die Schlaffheit des gewöhnlichen Lebens dieses Seelenheil mehr zerstört als fördert, und weil nichts gefährlicher ist für uns Menschen, als lange ruhen.“

„Ich habe Ihnen ein Lied hier beigelegt, das aus jetziger Zeit, und aus der echt deutschen Seele eines Freundes hervorgegangen ist, und ich schicke es als ein Neujahrs-Geschenk, das meinen Glückwunsch, der nur in schwachen unbestimmten Zügen entworfen seyn kann, als ein vollendetes Werk kräftig unterstützen wird.“

„Nehmen Sie es, wie ich es meine, und verbreiten Sie es gefälligst unter allen empfänglichen Herzen, denn aus solcher Dichtung kann vieles Große hervorgehen.“

„Was also im Uebrigen in diesem Jahre sich ereignen mag, es kommt aus Gottes Hand, und es wird uns hinführen auf das Eine Ziel, auf das rechte tugendliche Bestehen in unserm Gott, alles jenes wird von selbst kommen, wir aber sollen nur rathen das Eine, was Noth thut.“

„Von der Versammlung unserer Landstände verspreche ich mir viel für die Erreichung unsers Ziels: einmal weil aus den verschiedenartigen zusammengesetzten und gebildeten Theilen des jetzigen baierischen Königreichs gewiß ehrenwerthe, freie und kühne Männer zusammengewählt werden; dann, weil alles Schlechte immer dann nothwendig schon zusammensinken muß, wenn es nur öffentlich zur Sprache kommt; und endlich weil die Sache, die alle Guten wünschen, so tief im Menschengeiste selbst begründet ist, daß sie jeder Einzelne in sich trägt und keiner sie ganz verleugnen kann, während der für's Wohl des Ganzen Ergriffene immer den größten Sporn und Drang in sich hat, dafür kühn zu sprechen und Alles dafür zu wagen."

„Nur in einer Rücksicht kann ich dazu kein Vertrauen haben, nämlich, daß die alte Engherzigkeit und Landsmannschaftssucht dabei wieder auftreten wird, so daß man nicht gehörig an das große Vaterland, an ganz Deutschland denken wird, sondern nur an Baiern; während wir doch gerade nichts nöthiger haben, als die Einheit des ganzen deutschen Volks zu berathen und für sie mit aller Macht zu sorgen; weil sonst, wenn irgend eine Gährung im Lande wach wird, unsere mächtigen Nachbarn, nach der drei Jahrhunderte hindurch bewiesenen Art, dareinfallen, und die Bildung unseres Volksgeistes nicht nur hindern, sondern auch unser ganzes selbstständiges Daseyn zu zerstören drohen werden. Der einzige Trostgrund ist für mich in dieser Sache nur die Hoffnung, daß aus den alten Reichsstädten und Reichsstiftern auch Männer, der alten Zeiten eingedenk und des wahren Volksgefühls voll, auf dem Landtage ihre Stimme männlich erheben werden; aber lassen Sie uns Alle recht darauf bedacht seyn, Alt und Jung, ja vorzüglich jedes Kind recht auf diese schönen Bilder von Volkswürde und auf die schreckbare Gefahr der drohenden Volkszerstörung aufmerksam zu machen."

„Gott gebe zu Allem seinen Segen u. s. w."

---

Eine vom Anfang des März datirte Zuschrift von Sand an den Studiosus Elsperger zu Heidelberg gab dieser bald nach der That freiwillig, zur Charakteristik des Vfs, kurz vor dessen Wegreise von Jena, in die Neue Speierer Zeitung:

„Theurer Freund!"

„Recht im Innersten griff es mich an, daß Du Dich von Deinen Eltern hast nach Heidelberg schicken lassen, während Du doch vorhattest, nach Jena kommen zu wollen. Ich merkte die wahrscheinliche Meinung und Absicht in diesem Schritte Deiner Eltern, daß sie Dich nicht staatsgefährlich werden lassen, und als einen mit Gehorsam, Sinn für Ruhe und Reichthum, und mit Kenntnissen gezierten Staatsbürger wollen zu Hause haben, um ja nicht in ihren menschlichen Lebensplanen gestört zu werden. Ich dachte mir: folgt Elsperger, den ich vorzüglich wegen seiner Willensstärke und wegen seines festen Sinnes für Rechenschaft so innig liebe und schätze, hier in diesem Kleinen, wider seinen Willen und seine Einsicht, dem gewöhnlichen Herkommen; um wieviel weniger wird er dann dereinst dem Vaterlande treu das Seinige opfern, wenn es nicht mehr bei'm bloßen Rufe bleiben kann; sondern wo wir für die warme Idee des großen deutschen Vaterlandes wirkliche Schande und Schmach, Hunger und Rabenstein einhandeln. Willst Du in Deinem künftigen Berufskreise nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Deutschen leben, und dafür entweder siegen oder bis zum Tode kämpfen, so verdirbst Du dabei nichts, als Deine eigene Seligkeit; denn wie Einer hast Du die Noth und Zerrissenheit unseres Zeitalters erkannt, und hast mit dieser Einsicht die höchsten Pflichten auf Dich genommen. Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen, von jedem unter uns hängt eben so viel ab, als von jedem andern, der in höherm oder niederm Einflusse zum Staate steht; wenn wir nicht den ernstlichen Entschluß fassen, nebst dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern vaterländischen Tugenden zu streben: so wird nie werden, was zu schaffen uns auferlegt ist. Laß uns auf der Hut seyn, daß nicht auf uns jene Schmach sitzen bleibe, die seit 200 Jahren, traurig genug! auf den deutschen Protestanten

lastete, weil sie bei den verwirrten Verhältnissen nach der Reformation nicht zur That kommen, und bei Mühlberg und zu vielen andern Zeiten nicht siegen oder sterben konnten. Ich hörte durch ****, mit dem ich hier recht selig zusammen lebe, daß Du die Theologie aufgegeben habest, und meine, auch dies sei nicht die rechte Art. Wenn Du Dich jetzt gleich um so mehr auf die Jugenderziehung verlegen magst, so solltest Du doch das ganze christliche Lehramt nicht deshalb aufgeben, weil Du wahrscheinlich in der Gottesgelahrtheit freier hast denken gelernt, als andere; sondern es ist Deine um so strengere Pflicht, gerade dies, was Du erkannt hast, mit allem Eifer zu predigen, und unsere zerrissene, traurige Lage in Religionssachen kommt nur davon her, daß eben die Ueberzeugungen in den letzteren Jahren so schwach waren, daß nur sehr wenige Leidensfreuden dafür übernehmen mochten. Sollen wir aus unserer Engherzigkeit und aus dem letzther verkrüppelten Wesen herausgerissen werden, und wieder zu einer Lebenstreue und Einigkeit, zu einer Wärme in unserm Erdentreiben kommen; so hat jeder von uns die strengste Pflicht auf sich, gerade das zu predigen, was seine Ueberzeugung ist, und wenn wir es fromm vor Gott so mit Ernst anfangen; so werden wir auch über jene siegen, — über sie, die eben keine lebendige Ueberzeugung haben, und deshalb in der alten Gewöhnung und im ergebenen Gehorsam sich noch gefallen. Lebe wohl! Gott helfe mir und Dir, daß wir bis in den Tod treu bleiben der Menschheit und dem Vaterlande, dem Volke, aus dem sie nun aufsteigt.

Jena, Anfang März 1819.

Dein

deutscher Bruder

Carl Sand.

---

Am 9. März 1819 Morgens um 4 Uhr begann Sand seine Reise nach Mannheim.

---

Sand war von Jena aufgebrochen, ohne von seinen Hausleuten Abschied zu nehmen.

Sein Reiseanzug war ein schwärzlicher deutscher Rock, rothe wollene Weste, schwarze lange Beinkleider von Tuch,

Schnürstiefeln und eine schwarzsammtene Kappe mit einem Schilde. Ueber seiner Kleidung trug er unterwegs meist ein blaues Fuhrmannshemd, und in den Taschen dieser Kleidungsstücke, außer Kleinigkeiten, einen Compaß in einer zinnernen Kapsel, eine Charte von Schwaben, eine vom Laufe des Neckars, ein abgerissenes Stück aus dem neuen Testamente, an vielen Stellen unterstrichen und Körners Leier und Schwert, worin manche Zeilen einfach, mehrere doppelt unterstrichen waren.

In dem Liede „Durch" hatte Sand die Stelle:

„Was soll das ew'ge Zaudern?
Hier hilft nur rasche That,
Die kraftvoll ohne Schaudern
Das Schlangenhaupt zertrat.'

am letzten Abend vor der That unterstrichen. Seine Lieblingsstelle aus dem Liede „Aufruf," die er bei Gelegenheit anbrachte, war:

„Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte,
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse ꝛc."

Noch hatte er bei sich ein geschriebenes Gedicht „Abendnachtslied," angeblich von Friedrich Rückert, welches Sand in Erlangen erhalten haben wollte. In diesem Liede sagt der letzte Vers:

„Dir bist du Mensch entfloh'n!
Ein Christus kannst du werden.
Wie Du ein Kind der Erden,
War auch des Menschen Sohn.
In Deinem Seyn ist Dir das Nichts vernichtet.
Gott richtet Dich, wie Du Dich selbst gerichtet.
Der Mensch, daß er uns Ziel und Vorwurf bliebe."

Die zweite Zeile wiederholte Sand buchstäblich im Todesstoß. Sand hatte bei seiner Abreise von Jena auch noch einen kleinen Tornister und eine Schreibtafel. Bis Darmstadt hatte man die Spur, daß Sand diesen Tornister mit sich hatte. Hinter Darmstadt versicherte er, ihn nebst dem Fuhrmannshemd und der Brieftasche in den Rhein geworfen zu haben. Endlich erklärte er zum Protokoll, die Sachen in Darmstadt einem Freunde, dem Kameral-Practicanten K—e, in Verwahrung gegeben zu haben, mit dem Auftrag, sie nach einiger Zeit an seinen Schwager in Wunsiedel zu senden. Diese Angabe fand sich wahr, die Sachen wurden herbeigeschafft. Der Tornister enthielt, außer dem Fuhrmannshemde und der Brief-

tasche, einige Wäsche, und vier oder fünf theologische Bücher, in der Brieftasche befand sich ein Brief seiner Mutter und seines ältesten Bruders, dann das Concept des Briefes an seine Eltern, und Fragmente zu dem Aufsatze „Todesstoß;" auf dem Pergament war eine großherzoglich weimarsche Verordnung gegen Fastnachts-Mummereien abgeschrieben. In dem Concept, welches die Schreibtafel enthielt, fanden sich Worte, die nicht in das Schreiben an die Eltern aufgenommen sind: „Wer Geld hat muß Geld hergeben, wer Kraft hat muß auch diese aufwenden, wer nichts hat, als ein Leben, muß auch dieses auf das Spiel setzen." Sand erklärte zum Protokoll, er habe damit sagen wollen, daß jeder die Pflicht habe, für sein Vaterland zu leben und zu sterben.

Nachdem die That bekannt worden, ward das Ränzchen in Darmstadt von denen, welchen es anvertraut war eröffnet. Daß die Herausnahme einiger Papiere durch einen Lehrer S—s geschehen sei, ward bald zu den Acten gebracht, und dieser darüber vernommen. Er behauptete, daß diese Schriften nur in zwei Gedichten bestanden hätten, eines von ihm, das andere von D. F—s verfaßt; er habe sie zerrissen, weil von ihm noch nie etwas Poetisches bekannt geworden sei, und beide Producte ohne dichterischen Werth gewesen. Das Gedicht von F—s sei religiösen Inhalts gewesen, das seinige ein Sonnett, daß mancher sich bessere Zeiten träume, ohne zu deren Besserung durch seine eigene Veredlung beitragen zu wollen.

---

Waffen hatte Sand zwei bei sich, einen kleinen Dolch und ein kleines Schwert; das letztere vermied er Dolch zu nennen. Den kleinen Dolch hat er vor mehreren Jahren auf dem Jahrmarkt zu Erlangen gekauft. Es war nichts anders als ein großes Vorlege- oder Jagdmesser, wie sie häufig feil sind.

Das sogenannte kleine Schwert, ließ er sich zu Jena, wie auch die Aussagen von Jenaer Handwerkern bestätigten, um Weihnachten 1818 machen. Er ließ aus einem französischen Hirschfänger zwei Klingen verfertigen, die eine davon ward geschliffen und nach einem Model, welches er in Wachs entworfen hatte, auch nach seiner eigenen Zeichnung, mit Griff, Heft und Parirstange ver-

sehen. Die Bestellung geschah vor Weihnachten, und in der Mitte Februars war es fertig. Sand erkundigte sich mehrmals nach dem Fortgang der Arbeit; immer ohne Beiseyn eines Dritten.

Die andere aus dem Hirschfänger verfertigte Klinge fand sich zu Jena in Sand's Wohnung; ein Stück Eisen eine halbe Elle lang, worauf Körners Worte: „Drück dir den Speer in's treue Herz" geschrieben waren. Sand hatte umsonst den Versuch gemacht, eben diese Worte auch auf sein kleines Schwert mit Scheidewasser einzuätzen. Für dieses war in dem Brustlatz ein Loch angebracht, worin es vermöge seiner Schwere an der Parirstange hing. Für das Messer war im linken Rockärmel ein Haft angenäht, woran dessen Scheide befestigt war.

Das kleine Schwert hat eine 9¾ Zoll lange und 1¼ Zoll breite zweischneidige Klinge. Der Griff ist von schwarzem Holze, oben mit einer Verzierung von schwarz angestrichenem Eisen. Zwischen dem Griff und der Klinge ist ein querliegendes schwarz angestrichenes Eisen befindlich. Das Messer hat einen schwarz-hölzernen Griff und steckte in einer 6 Zoll langen braunledernen, unten mit Blech beschlagenen Scheide, die durch ein rothes Bändchen und einen Haft inwendig im linken Rockärmel befestigt war. Das kleinere Instrument verbarg Sand während der Reise auf dem Boden des Ränzchens, das er mit sich führte, das größere mußte er, weil es nicht hinein ging, in ein Tuch gewickelt, oben auf legen. Damit es nicht zerbrach, mußte er es, zumal wenn er fuhr, oft herausnehmen, und auf der Brust tragen; zu diesem Umpacken wählte er immer eine Zeit, wo er allein war. Als er endlich zu Darmstadt sein Ränzchen ganz ablegte, nahm er des Morgens bei'm Anziehen auch das Messer heraus. Er brachte nun das kleine Schwert auf der Brust, das Messer theils im Rockärmel, theils in der Tasche bis Mannheim. Zu Darmstadt, wo Sand immer das größere auf der Brust trug, war einem seiner Bekannten die sonderbare Erhöhung auffallend, so daß dieser auf den Gedanken kam, Sand müsse ein Terzerol oder ein Messer mit einem dicken Knopfe bei sich tragen. Zu Mannheim meinte auch sein Nachbar an der Wirthstafel etwas Außerordentliches an seine Brustbekleidung wahrzunehmen

## VIII.

# Sand's Gesinnungen

über und gegen

August von Kotzebue.

## Sand's Gesinnungen über und gegen August von Kotzebue.

Schon unter dem 17. April 1819, gab der Fränkische Merkur Nr. 107, Sand's Schreiben an die Seinigen. Mit der Abschrift bei den Acten verglichen ist es, bis auf einige, hier verbesserte Druckfehler, richtig.

Es verdiente und erhielt als vertrauliche Selbstschilderung der Gemüthsstimmung Sand's sogleich allgemeinere Beachtung, zumal da durch dasselbe die Vermuthung, daß die That blos freier eigener Entschluß, und nicht das Resultat einer geheimen Verbindung gewesen, an Wahrscheinlichkeit sehr gewinnt und mancher übereilten und gehässigen Folgerung für deutsche Universitäten, Lehr- und Geistes-Freiheit dadurch vielleicht in Zeiten begegnet werden mag. Hier ist das Schreiben:

„An Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Schwager, Lehrer und alle Freunde."

„Treue, ewig theure Seelen!"

„Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und schwankte, Euch über dieses zu schreiben. Zwar möchte, wenn Ihr die Nachricht von dem Geschehenen mit einmal erführet, der herbe Gram leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann dieser Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren und uns dabei fromm zu unserm Freunde

halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. Also heraus aus der umschloßnen Brust, hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann!"

„Euch bringt dies Blatt des Sohns, des Bruders letzten Gruß zurück. Gesagt, gewünscht habe ich immer viel, es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse und die Noth unsers Vaterlandes drängt mich zum Handeln. — Dies ist ohnstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; das für uns der entehrendste Schimpf, wenn all das Schöne, das von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, als Traumbild ohne bleibende Folge nun in trübem Mißmuth wieder erschlaffen, wenn die Reformation des alten Lebens jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte — unsre Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. Der Anfang zur Erneuerung unsers deutschen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren besonders in der heiligen Zeit 1813 mit Gott getrosten Muthe begonnen; das väterliche Haus ist von Grund aus erschüttert; vorwärts, laßt es uns wieder aufführen, neu und schön, recht einen Tempel Gottes, wie ihn unsere Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menschlichen im deutschen Volke, warum beugen sich ganze Schaaren nieder unter das Joch dieser Argen, soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert mit uns ihr Spiel bis auf's völlige Verderben unsers Volks hin. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprechwerkzeug für alles Schlechte in unsrer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten feigen Schlummer. Er treibt täglich argen Verrath am Vaterland, und steht dann geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz seiner Schlechtigkeit, da als ein Abgott für die Hälfte Deutschland's, die von ihm geblendet gerne das Gift einnimmt, das er in seinen Zeitschriften für russischen

Sold darreicht. Soll nicht das größte Unglück über uns kommen, soll die Geschichte unsrer Tage nicht mit ewiger Schmach behaftet seyn, so muß er nieder! — Ich spreche immer: soll etwas Heilbringendes werden, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen; die rechte Freiheit des deutschen Volkes erwächst uns nur dann, wenn von Braven gewettet und gewagt wird, wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streit für Recht und für die höchsten Güter mit Hintansetzung alles Lieben, nur den Tod liebt. Wer soll, da es seyn muß, auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther Kotzebue losgehen? In Angst und bitteren Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon eine geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkomme und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz allen meines Gebetes keiner, und es hat auch jeder so gut wie ich das Recht, auf einen andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen und in Rußland seine durch Verrath gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? Also nur muthig daran! Auf ihn will ich gottgetrosten Muthes losgehen, (erschreckt nicht) ihn den Schänder und Verführer unsrer Brüder, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden und uns in die Hände der arglistigen Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht; seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne, den falschen, feigen Schurken, ist dies für mich, wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen beachtet, ein strenges Muß geworden. — Möchte ich alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, wo Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch zerrissenen, unwürdigen Staatenbund, aus der nahen Gefahr zu retten.

Möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten! – Schriften und Reden wirken nicht, nur die That kann jetzt einen; möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns lodert, unterhalten und mehren helfen; so wären alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen schönen Träumen für ein künftiges Leben, doch auch ruhig in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterland heimzuzahlen, was ich ihm schulde. — So lebet wohl, ihr treuen Seelen, es fällt die schnelle Trennung schwer und Euere Erwartungen, wie meine Wünsche sind wohl getäuscht; doch mag das Eine vorbereitet haben und trösten, was die Noth des Vaterlandes erheischt, zuerst von uns selbst zu verlangen, was sich bei mir zum unverbrüchlichsten Grundsatz eingelebt hat. Ihr mögt hier unter euch sprechen und denken: „hat er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freude in dieser Menschengesellschaft kennen gelernt und schien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben!“ Ja dies war, dies that ich unter Eurem liebreichen Schutze, und durch Eure unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden. In die Wissenschaften ließet Ihr mich einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut und bin wieder zurückgekehrt in mein eignes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens zu dem Ewigen hinzuranken und durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst und die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in gewöhnlicher Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wissens zu überschauen und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, habe das Land bereist, Menschen und ihr Getreibe kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dies Leben bestehen und bei allenfalsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, daß ich meines Amtes treu mich bewährte. — Aber sollte mich dies Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst

abzuwehren? Muß mich Eure unsägliche Liebe nicht grade anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unser Aller Streben? — So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben, und ich wollte nicht sterben?! und wir, denen die Rettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten nichts dafür thun? Ob ich Eure Liebe verkenne oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubt's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht gerade jene Liebe zu Euch und dem Vaterland, die mich treibt, sie Euch zu beweisen?"

„Mutter, Du wirst sagen: warum habe ich einen Sohn großgezogen, den ich lieb hatte, der mich liebte, für den ich tausend Sorgen und steten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen Ruhe und kindliche Liebe verlangen konnte. Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin eines andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge? und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Gewiß aber, Du klagest nicht und kennest dergleichen Rede nicht, edle Frau! Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen, und wenn mein Land jetzt hereintreten wollte für die deutsche Sache, so würdest Du auch diesmal zum Kampfe mich fortschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen, edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch; — ich folge meiner Pflicht! Meine Stelle werden die Jünglinge vertreten, die es mit dem Vaterlande redlich meinen, sie sind auch Eure Kinder. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden! O daß uns in vollem Maße sein Friede werde! — Verlassen auf dem einsamen Weg, den ich wandeln soll, habe ich keine Aussicht, als auf den ewigen Vater; in Ihm fasse ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernste That zu vollführen. Seinem Schutze, seiner Tröstung empfehle ich Euch; Euch

möge er zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen! Gebet selbst den Harm auf gegen die dauernde Freude in Ihm, und achtet nicht so sehr meinen Thränengruß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns besteht und nie untergehen wird. Dann aber stehet weiter mit dem Vaterlande und führet Eure Kleinen, denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf die gewaltigen Berge, und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar, in Mitte des Vaterlands sich weihen und gelübden, nie ruhen und vom Schwerte lassen zu wollen, bis die Brüder in Freiheit geeinigt, bis alle Deutsche, wie das Eine Volk, so auch in Einem Reiche freier Verfassung, groß vor Gott und mächtig gegen die Nachbaren, auf's Innigste verbunden sind!"

„In freudigem Aufblick zu dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Geseguet sei im deutschen Volke die kampfrüstige Schaar, die deine große Gnade erkennend, die Sache der reinen Menschheit, dein Abbild auf Erden zu fördern muthig entschlossen ist, und unter ihnen möchte ich sie sehen, deren Liebe ich mich rühme bis an mein Ende.

Das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte,
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der (deutschen) Freiheit eine Gasse!

Jena, Anfang März 1819.

Euer
in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand."

---

Um die nämliche Zeit erklärte sich die Allgemeine Zeitung wiederholt, mit Nachdruck und Sachkenntniß, gegen die aus Anlaß des an Kotzebue verübten Mordes erneuerten Anschuldigungen eines auf den deutschen Universitäten herrschenden politischen Geistes, indem sie besonders auf die Ursachen dieses Geistes hindeutet: „Ihrer Natur nach," sagt sie, „sollen wissenschaftliche Lehranstalten freilich keinen unmittelbaren Einfluß auf die politischen Angelegenheiten der Staaten ausüben. Gleichwohl

hat man ihnen diesen Einfluß gestattet, man hat ihn wohl gar befördert, zu einer Zeit nämlich, als die fremde Herrschaft in Deutschland mächtig war. Die geheimen Verbindungen zur Befreiung Deutschland's wurden geduldet; Officiere besuchten verkleidet die Universitäten, um die Jünglinge für den großen Zweck zu gewinnen; man hatte nichts dagegen, daß die Professoren das Geschäft der Werber auf den Universitäten verrichteten, man nahm sie freudig auf, wenn sie den friedlichen Musensitz verließen und mit ihren Burschencontingenten zu den Heeren eilten. Dadurch verbreitete sich zuerst der Glaube unter den jungen Leuten, als wären sie nicht blos berufen, auf der Lehranstalt ihren Geist auszubilden, sondern auch mit dem Schwerte dem Vaterlande zu Hülfe zu kommen und es von Tyrannei zu befreien. Was aber Gefahr des Vaterlandes, was Tyrannei sei, darüber hatte man sie selbst zu Richtern gemacht; denn man hatte kein Mittel, sie zum Kriege zu zwingen, oder auf gewöhnlichem Wege dazu aufzufodern; man mußte also Ueberredungskünste anwenden, und das der Jugend natürliche Freiheitsgefühl in Gluth setzen. Man staunt und klagt jetzt über die Wirkung; aber man vergißt die Ursache. Fand in dem Kriege gegen die fremden Tyrannen der Universitäten Theilnahme am politischen Leben Beifall und Unterstützung, warum sollte die Fortsetzung dieser Theilnahme jetzt so schrecklich seyn? Gewiß sollen die Lehranstalten keinen unmittelbaren Einfluß auf den Staat ausüben; aber ist es auch nur möglich, ihnen jede mittelbare Einwirkung abzuschneiden? Alle Bildungsanstalten sollen für das wirkliche Leben vorbereiten; sie sollen nicht unthätige Pedanten bilden, oder dahin streben, den jungen Leuten wo möglich Sclavenseelen einzuhauchen; sie sollen Männer erziehen, welche mit Besonnenheit und Kraft dem Vaterlande sich weihen, und die höchsten Schätze des Lebens, Geisteskultur, Freiheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit, gegen alle Angriffe und Hindernisse zu vertheidigen entschlossen sind. Wir leben nicht im 14., wir leben im 19. Jahrhundert. Das Feuer der Seelen soll nicht müßig auf den Altären der Andächtelei verlodern, oder nur die unterirdischen Gewölbe der Wissenschaften erleuchten; es soll dem Vaterlande geweiht seyn. Die Freiheit war in den letzten Kriegen zum Feldgeschrei durch Proclamation erhoben, — Versprechungen wurden gegeben; — ist es zu verwundern,

wenn die Menschen die Freiheit für etwas mehr halten, als für ein Papiergeld, das als Sold den Völkern nur so lange gilt, als man nothwendig findet, sie auf dem Kriegsfuß zu halten? Ist es strafbar, wenn die Völker glauben, daß Versprechungen Rechte auf Erfüllung begründen? Sind aber diese Ansichten den Völkern nicht zu nehmen, wie wollte man sie auf den Universitäten verbergen?" „Niemand," fährt die Allgemeine Zeitung fort, „kann und soll die thörichte Art vertheidigen, wie man auf der Wartburg sich über die heiligsten Interessen des Vaterlands geäußert hat; aber es sei gestattet, zu zweifeln, ob die Bestrafung der Thorheit allein die Wunden des Vaterlands heilen könne. Die Ursachen müssen weggeräumt werden, welche den Thoren Anlaß gaben, sich für wichtig zu halten. *) — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —"

---

Der Brief Sand's „an alle die Meinigen" Jena Anfangs März 1819" soll mit mehreren in einem gewissen dritten Packet gewesen seyn, welches Sand zu Jena zurückgelassen zu haben versicherte und wovon in der Folge mehr die Rede seyn wird. Der Brief kam von all jenem angegebenen Inhalt des Packets allein, doch nur in Abschrift, zu den Acten. Das Original aber ist wirklich in die Hände der Eltern Sand's gekommen. Die actenmäßige Abschrift, meist gleichlautend mit den Abdrücken verschiedener öffentlicher Blätter, kam durch Sand's Bruder, den Appellations-Gerichts-Advocaten zum Untersuchungs-Protokoll. Auch in der zu Darmstadt aufgefundenen Brieftasche Sand's traf man fragmentarische Gedanken zu diesem Schreiben.

Sand versicherte im Verhör, daß alles, was in diesem Briefe über Kotzebue stehe, noch jetzt seine wahre Ueberzeugung sei. Er behauptete

---

*) Hier sind einige Perioden, als den neuern Preßverordnungen widersprechend, von der Censur gestrichen worden.

auch von seiner Mutter, daß sie „ihn auch dieses Mal zum Kampfe vorausschicken würde." Eine Schilderung seines Lehrers Saalfrank in der Münchener politischen Zeitung vom 8. Juli 1819 gibt eine andere Ansicht.

---

Ein über Sand's Betragen in Erlangen eingeholtes officielles Zeugniß schrieb: „Unter seine verhaßtesten Feinde soll schon in Erlangen Kotzebue gehört haben, den er für einen Verräther an Deutschland's Bildung und Freiheit ansah. Schon damals äußerte er sich gegen seine Freunde, er würde es sich zur angenehmen Pflicht rechnen, mit Pistolen zu Kotzebue zu kommen, und ihn zum Zweikampfe aufzufordern."

Die Aussage eines in Jena abgehörten Studenten deutet darauf hin, daß Sand bei der Einladung zum Wartburgfeste sich gegen Kotzebue ausgesprochen habe.

Sand selbst aber bemerkte, daß, so lange er in Erlangen gewesen, Kotzebue noch in dem Rufe gestanden habe, er meine es gut mit Deutschland. Er selbst habe damals durchaus nicht an ihn gedacht. Auch bestätigte die Aussage einer seiner genauesten Freunde in Erlangen, daß Kotzebue während ihres dortigen Aufenthalts in keiner Art, sebst nicht als dramatischer Dichter, seine und Sand's Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Erst durch das Verbrennen seiner deutschen Geschichte auf der Wartburg sei er, versicherte Sand, aufmerksam auf Kotzebue geworden, aber noch mehr, als kurz darauf sein literarisches Wochenblatt erschienen sei.

Schon als Sand am ersten Abende nach der That seiner Sprache nicht mächtig, nur durch Zeichen reden konnte, ließ er sich Papier geben, und schrieb mit Bleistift in kaum leserlichen Worten:

> „A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, der Schänder unserer Volksgeschichte, und der russische Spion unseres Vaterlandes."

Und so blieb sich Sand bis zum Schlußverhör gleich, wo er sagte, er habe den Entschluß, Kotzebue zu morden,

aus der alleinigen Ursache gefaßt, daß er ihn für den Verderber unserer Geschichte, den Verführer unserer Jugend, und einen russischen Spion gehalten habe. Er versicherte überhaupt wiederholt, daß Kotzebue ihn persönlich nicht beleidigt habe, ja daß er ihn auch persönlich nicht bekannt gewesen sei. Er hasse Kotzebue als Schriftsteller, insbesondere auch als Dichter, weil er die Sache seines Volkes gehaßt habe. Er habe seine Meinung über Kotzebue als gegen den ausgesprochen, der durch seine Verführung unserer Jugend mit seinen schlüpferigen Schriften, vom „D. Bahrdt mit der eisernen Stirne" an, seinen ehrlichen Namen und das Leben verwirkt habe.

Sand's allgemeine gewöhnliche Aeußerungen waren, daß Kotzebue der Schandbube und Erzknecht, der den Zustand der Schläfrigkeit und Feigheit zu befördern gesucht habe, gewesen sei. Oder: Kotzebue habe Hauptgedanken, welche Sand in seinem Todesstoße aufgestellt, freventlich behandelt und als die größten Irrsale der Zeiten dargestellt, während sie doch in der göttlichen Gabe der Vernunft des Menschen so tief begründet da ständen, und im ganzen Verlauf der Weltgeschichte als die erkannt werden müßten, welche einzig den Lauf der Jahrhunderte bestimmt hätten, und wonach der Werth oder Unwerth der einzelnen Völker, Menschen und Zeiten gemessen werden müsse.

Die Beschuldigung, daß Kotzebue als russischer Spion sich seinen Haß zugezogen habe, wurde von Sand bestimmter ausgeführt. Er äußerte hierüber, Kotzebue sei bekanntlich der Schriftsteller gewesen, welcher zur Zeit der Franzosen so sehr auf sie geschimpft habe als einer, der von allen der Ihrigen so verwerflich und gering gesprochen, der Napoleon nur immer den „noch Jemand" genannt habe. Doch sei ihm aus seinen Schriften, aus seinem Sinne und leichtfertigen Verfahren oftmals nachgewiesen worden, daß seine Sinnesart und sein Leben gar nicht geringe Aehnlichkeit mit jener Art von Menschen habe. Als nun die Russen, auf ihrer Verfolgung der Franzosen, Deutschland berührten, habe Kotzebue gleichsam dieselben hereingesungen. Wir hätten von der Zeit an fast nichts als Kosakenlieder und Baschkiren-Stücke von ihm, deren Zweck immer sei,

das ganze westliche und gebildete europäische Leben als gering vor der Heidennation darzustellen, die jetzt käme, alles durch ihre Art zu erlösen. Es sei sein immer wiederholter Zweck gewesen, nachzuweisen, daß diese Völker im Osten keine Barbaren wären, daß sie sich durch die liebenswürdigsten Eigenschaften sehr über alle Völker auszeichneten, und daß nichts anderes Pflicht sei, als recht vertraulich und einheimisch mit ihnen umzugehen, sie zu preisen und zu erheben. Dieses habe von Kotzebue während der Kriege gethan, und man hätte es wohl gern geduldet, anerkennend, daß in jenem Sturm der Elemente es ein kräftiger Anstoß und eine gute Hülfe zur Befreiung von den alten Drängern sei. Als aber Kotzebue es sich gar zu auffallend zur Pflicht gemacht, wenn irgend einmal etwas Widriges von Kosaken und andern Russen erzählt worden sei, diese sogleich, als sei das unmöglich, und als werde dadurch Se. Majestät der Kaiser aller Reußen beleidigt, völlig rein zu waschen, als er sie wie wahre Engel darstellen wollte, und dagegen lieber mit der gehässigsten Art von seinen Deutschen gesprochen, und diesen weder große Thaten noch die eigentliche Selbstbefreiung vom französischen Joch habe zugestehen wollen; so seien alle vaterländischen Gemüther über Kotzebue's Sinnesart leicht einig geworden. Wer Freiheit fördern helfe, könne dafür nicht das zum Lohne fordern, was die Freiheit völlig wieder aufhebe. Kotzebue habe aber immer nachzuweisen gesucht, daß das deutsche Verhältniß zu Rußland ein solches sei, daß man durchaus nichts denken und thun dürfe, was nicht von dorther gutgeheißen werde. Hiervon zeugten alle seine letzten Schriften. Damit sei nun nachgewiesen, daß er die Sinnesart gehabt, die deutsche Freiheit unter die Russen stellen zu wollen; und es brauche dabei nicht einmal auf seine eigentlichen Bülletins Rücksicht genommen zu werden, worin übrigens der Beweis für das Behauptete liege. Aus diesem allen habe Sand sogleich erkannt, daß Kotzebue auf solche Weise nicht länger leben und wirken dürfe; allein der Vorsatz, ihn mit eigener Hand zu morden, sei nicht plötzlich erwacht und nicht ohne heftigen innern Kampf zur Reife gekommen. Zunächst habe die bekannte Geschichte mit dem entdeckten Bülletin den heftigen Haß gegen Kotzebue vollendet. Als dieses Bülletin, wodurch Kotzebue bewirken

wollte, daß Deutschland und seine freie Geistesbildung unter die Aufsicht von **Rußland** gesetzt werde, erschienen sei, habe er schon klar eingesehen, daß so etwas geahndet werden müsse. Dieser Punct sei **der bestimmende zur That gewesen.** Früherhin habe Kotzebue seine Eigenschaft als russischer Staatsdiener verleugnet; aber bei Gelegenheit des aufgedeckten Büllletins habe er dasselbe als eine **Dienstsache** geltend gemacht und gesagt, er sei russischer Staatsrath, wie man sich erfrechen könne, über das Bülletin, das er blos für seinen Kaiser geschrieben habe, nur zu reden, da doch das Bülletin über die Häupter der Deutschen gehe.

Eine weitere Nahrung des Zorns habe Sand aus dem literarischen Wochenblatte Kotzebue's geschöpft. Das Höhnen in unserem eigenen Lande habe ihn immer mehr aufgeregt, aber die That nicht bestimmt. **Der feste Entschluß** zur That habe sich dann begründet, als die Stourdza'sche Schrift erschienen sei, und Kotzebue sich zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen habe. Weil diese Schrift, nach Sand, beabsichtigte, Deutschland in den Zustand zu versetzen, in welchen es durch den westphälischen Frieden gekommen, nämlich abhängig, ohne Selbstständigkeit, unter sich zerrissen und ohne politische Macht zu seyn; weil auch Kotzebue wiederholt geschrieben, wie man sich nur unterstehen könne, über diese Schrift etwas zu sagen, da sie die Gesinnungen des russischen Kaisers ausdrücke, und auf seinen Auftrag verfaßt sei: so habe dieses die Idee, welche schon früher klar in ihm gelegen, noch reifer gemacht.

Später erklärte Sand: **Stourdza sei kein Deutscher, sondern ein Wallache; dieser könne gegen Deutschland schreiben, was er wolle, ohne ein Verräther zu seyn. Auch habe die bekannte Herausforderung desselben auf seine That gar keinen Einfluß gehabt.**

Still brütete Sand ein halbes Jahr lang über der That. „Der Entschluß," sagt er, „mußte erst in mir selbst zur näheren Reife gedeihen. Denn theils mußte ich bei mir den natürlichen Abscheu zur Verübung einer solchen That bekämpfen, theils kam mir auch manchmal der Gedanke, daß ich wegen meiner Gemüthsbeschaffenheit und meiner bereits erlangten Bildung zu etwas Besserm werth und geschickt sei. Auch habe ich auf einen Dritten

gewartet; denn ich hatte so gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Weil ich aber Niemand gefunden, so war dieses gleichfalls ein Bestimmungsgrund für mich. Oft habe ich gedacht, du könntest doch ruhig fortleben, wenn ein Dritter die That unternähme. Dieses Warten war also eigentlich nur ein Wunsch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge, übrigens aber kannte ich einen solchen Dritten nicht."

Alles was mit der That zusammenhängen könne, und das Widerstrebende gegen die menschliche Natur, welches darin liege, habe er den ganzen letzten Winter hindurch in Jena überdacht und bekämpft. Er habe Gott oft gebeten, daß er dieses an ihm vorüber gehen lassen und ihn seinem Berufe überlassen möge. Allein unter diesen innern Kämpfen sei immer wieder die innere Stimme gekommen: du hast so viel versprochen und noch nichts gethan! und diese Stimme habe am Ende die Oberhand behalten.

Ein unter Sand's Papieren in Jena aufgefundenes Blättchen hat die Worte: „Wenn ich von Thaten reden will, muß ich selber handeln (schaffen;) darum habe ich ihm den Dolch geschliffen. Wer wird mir's glauben, daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige."

Sand aber bezog dieses Reden auf seine allgemeinen Vorsätze für das Wohl des deutschen Vaterlands.

Uebereinstimmend ist in einem an seine Freunde deutschen Sinnes in Jena zurückgelassenen Schreiben folgende Stelle:

„Es ist mir dieses Werk (daß Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten soll) unter allen das Schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt habe, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöchte."

Eben diesen Satz: das Reden und Klagen helfe nichts; man müsse handeln und schweigen, soll Sand in Jena, auch bei seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt, mehrmals geäußert haben.

Einige schlechte Umrisse mit der Feder gezeichnet fand man, wie die Jenaer Untersuchung ausmittelte, unter seinen Papieren in Jena, wo man ein gothisches Thorgewölbe,

an der einen Thüre eine Schrift mit einem Dolche angeheftet, vorwärts eine knieende Person mit einem Dolche bemerken kann.

Sand erkannte diese Zeichnung als die seinige; er habe sich dabei die Thüre irgend einer Kirche, etwa der Mannheimer Jesuitenkirche gedacht. Die Schrift soll den mit einem Dolche angehefteten Todesstoß bedeuten. Denn da er vorausgesehen, daß er im Kotzebue'schen Hause hart zu kämpfen haben werde, so habe er gedacht, er wolle sich bis zur Jesuitenkirche durchbringen. Der Jesuitenkirche habe er sich von seinem vorigen Hierseyn her erinnert. Dahin habe er sich zurückziehen und dort fallen wollen.

Einmal war Sand bei dem Verhör über die Ausfälle Kotzebue's gegen Friedrich in dem literarischen Wochenblatte erzürnt, weil man einen deutschen Schriftsteller den Fäusten der Kosaken und Baschkiren preis geben wolle. Er führte auch den Auszug aus diesem Wochenblatte, den er in Frankfurt zu sich gesteckt hatte, bei seiner Verhaftung mit sich; doch habe dieses ihn nicht weiter zur That bestimmt.

Da man bei der Untersuchung den Brief, welchen Friedrich an Sand in Nr. 123 der Allgemeinen Zeitung einrücken ließ, diesem vorlas, äußerte er nur, er achte den Inhalt als das Urtheil eines einzelnen Menschen und nicht mehr.

Um sich unmittelbar vor der That im Muthe zu stärken, nahm Sand seine Zuflucht zur heiligen Schrift und zu Körner's Gedichten!! Denn als er noch am 22. März nach Worms wollte, ihm aber aus mehreren Gründen des Zögerns zu viel ward, und er sich entschloß, am morgenden Tage auf die Gefahr loszugehen; so las er noch einmal das Evangelium Johannis, welches er in einzelnen Blättern mit sich führte, und Körner's Gedicht mit der Ueberschrift: „Durch.“ Eine darin angestrichene Stelle habe ihn besonders recht erhoben.

Sand versicherte einmal: drei Wochen vor seiner Abreise von Jena habe er acht Tage lang weniger an die That gedacht, und da habe er Gott gebeten, er möge sie vorüber gehen lassen. Gerade damals gaben mehrere öffentliche Blätter die Nachricht: Kotzebue wolle oder müsse nach Rußland zurückkehren. Dieses be-

stimmte Sand, gerade zu einer Zeit wo er weniger an seinen Vorsatz dachte, zur alsbaldigen Ausführung der That. Er hielt dieselbe jetzt für nothwendig, weil Kotzebue nach Rußland zurückkehren wolle, um dort seine 12000 Rubel jährlich zu verzehren. Wäre er ungestraft fortgekommen, so würde Schmach auf ganz Deutschland gelegen und Tausende es auch noch so wie Kotzebue gemacht haben, und eine solche Schmach hätte Sand nie ohne Vorwürfe ertragen. Kotzebue würde, wenn er weggezogen, auf das Volk weniger gewirkt haben, aber dann desto mehr von oben herab.

Mehrere öffentliche Blätter widersprachen, daß Kotzebue nach Rußland zurückkehren würde. Sand gab zu, daß er diesen Widerspruch gelesen; er habe ihm aber nicht getrauet, weil die erste Nachricht mit allen Umständen übereingestimmt, auch damit, daß Kotzebue öffentlich versichert, die Stourdza'sche Schrift sei in Auftrag des russischen Kaisers geschrieben, weshalb er Befehl erhalten hätte, nach Rußland zurückzukehren. Er habe aber auch in einer Zeitschrift gelesen, daß Kotzebue seine Rückreise nicht vor Anfang Frühlings antreten werde; also habe er sich bei'm Weggehn von Jena selbst 14 Tage Zeit gesetzt und geglaubt, er wolle bis zum 21. März in Mannheim seyn. Von Frankfurt aus, sei er in das Zaudern gekommen, bis er sich endlich gewaltsam losgerissen und zur Ausführung der That bestimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen, eben sowohl als die Besorgniß, daß sein vernunftmäßig gefaßter Entschluß nicht ausgeführt werde, habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verursacht.

Er versicherte, fest entschlossen gewesen zu seyn, so viel in seinen Kräften gelegen, also im äußersten Falle sein Leben daran zu setzen, um Kotzebue zu tödten, und er würde mit dem kleinen Schwerte sich Bahn zur That gebrochen haben. Wäre er nicht bei ihm zugelassen worden, so würde er Zeit- und Ortsumstände, die er im voraus nicht gekannt, unermüdlich benutzt haben, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er würde, wenn er ihn hier nicht hätte bekommen können, auf ihn, wo er ihm auch erschienen seyn möchte, und wenn er selbst bewaffnete Begleiter gehabt hätte, eingedrungen seyn. Mit Gewalt in Kotzebue's Zimmer zu dringen, würde er nicht gewagt haben, weil sein Feind sich hinter undurchdringliche Mauern

hätte verbergen können. Der Tag aber, an welchem der Mord verübt ward, (23. März,) habe keinen besondern Zusammenhang mit der That. Sand widerspricht diesem durchaus. Auch ist der Todesstoß ohne Datum. Damit man erfähre, was er mit der That beabsichtigt, hatte er, wie schon gesagt, in Jena den Plan, diesen „Todesstoß" an eine Kirchthüre in Mannheim anzuheften. Später wollte er es in dem Kotzebue'schen Hause mittelst eines Dolches thun; beides unterblieb, weil er seinen kleinen Dolch auf dem Zimmer, wo der Mord geschehen war, verloren hatte.

Daß er sich selbst verwundet habe, sagte er in einem späterm Verhöre, habe er schon längst bereut, und bereue es noch jetzt. Wenn er daher noch einmal so viel Schmerzen leiden müsse, so würde er immer denken, er habe es verdient.

Er erklärte schon früher, wenn die That ohne Hinderniß vollzogen worden, so hätte er den Plan gehabt, seinen Verfolgern nicht auszuweichen, aber er würde sich auch rüstig gewehrt haben, damit sie ihn nicht lebendig in ihre Hände bekommen hätten. Er würde sich nur gegen Bewaffnete gewehrt haben, die ihn hätten aufhalten wollen. Wenn er sich einmal in den Zustand des Krieges gesetzt, so hätte er sich auch wehren müssen, denn es hätte ihm Niemand geholfen, als er sich selbst. Es habe ihm männlicher und selbstthätiger gedünkt; wenigstens hätte er die Nothwendigkeit der Vertheidigung der Feigheit entgegengesetzt. Er habe sich ursprünglich vorgesetzt, im Falle des Gelingens zu entfliehen. Schon in jenem von Sand an seine Freunde deutschen Sinnes in Jena zurückgelassenen Schreiben deutet er darauf:

„Kann ich durchkommen, so weiß ich schon, wo ich hinfliehen werde, um zu rechter Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können."

In seinen Verhören gab er an, er habe es sich nicht ganz klar gedacht, wohin er fliehen wolle, wenn er ohne Hinderniß durchkomme, ob er über den Rhein den Weg nach Frankreich, oder über das Gebirg den in seine Heimath nehmen wolle. Später bestimmte er genauer, er sei gesonnen gewesen, nach Nord-America zu gehen, und dort bei irgend einer deutschen Gemeinde die Stelle eines Predigers und Lehrers ihrer Jugend zu übernehmen.

## IX.

# Sandische Aufsätze:

## Todesstoß und das Todesurtheil wider Kotzebue.

## Sandische Aufsätze:

### Der Todesstoß und das Todesurtheil wider Kotzebue.

Die schon mehrmals erwähnte, von Sand an den Bedienten von Kotzebue gegebene Erklärung über seine That, wie er sie zuvor sorgfältig entworfen hatte, war diese:

„Todesstoß dem August von Kotzebue."

„Nur in der Tugend Einheit!"

„Unsere Tage fodern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch, entscheidet Euch auf Leben und Tod!"

„Offene nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten und die Lage des Volks sollte die Blüthe seyn von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit."

„Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thront, und lähmen und verderben ihre Anwendung im Leben. Der deutschen Sitte Kraft ist gespalten an dem Wust fremder Ziererei und

hält sich nimmermehr im Hausleben, — fehlt uns für den Willen die That und der Jugend das Vaterland! Hofschranzen und Gelddienst schalten statt jener ehrenfesten Rechtschaffenheit, die sich der Zeit hingegeben hat, und in ihr ist morsch geworden. Die Bürgertugend krümmt sich vor jedem Winke der Hoheit und fährt mit der schon geballten Faust an den Geldsack. Knechtische Faulheit zerfrißt unsere Knochen; Kühnheit und Heldenmuth zeigen sich in papierener Rüstung, und man hat den Gott vergessen, der bekannt seyn will mit Gebet und That. —"

„Wo blieb in aller Welt jene Begeisterung, die uns in dem Jahre Dreizehn für das Höchste ermuthigte? Sie schlug durch das ganze Volk hin wie ein leerer Höhrauch — und weil sie nicht als reine Flamme in jedem Herzen loderte, so vermissen wir sie schon selbst. —"

„Tiefbegründet auf gleicher schlechten Gewöhnung im Volke stehet die wollüstigste Herrschaft, und zügellose Willkühr bedarf keine anderen Schutzwaffen, als Trennung der Bruderherzen durch scharfgezogene Grenzen; des Gängelbandes der strengen öffentlichen Aufsicht; als der Wiegenlieder und Trägheitspredigten, und sie ruhet zur genügsamen Stütze auf dem Lohn und Eid der Amtleute und Soldaten."

„Viele im großen deutschen Volke mögen es mir zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Faulheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich Euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; — weiß nichts Edleres zu thun, als

den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit — dich Verderber und Verräther meines Volkes — August von Kotzebue — niederzustoßen! —"

„Du mein deutsches Volk, erhebe dich zur hohen sittlichen Würde der Menschheit. Eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott; sie, die höchste und einzige, ist die Gottähnlichkeit, des Menschen freier Geist und seine freie, schöpferische Kraft. Mein deutsches Volk, du

hast kein eigenes, kein edleres Besitzthum, sie ist dein höchstes Gut. Erkenne, wahre dir diesen Glauben, diese deine Liebe zu Gott. — Lasse dein Heiligthum nicht mehr unter die Füße treten. Der Mensch, sei er auch in den traurigsten, niedrigsten Verhältnissen geboren, ist geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene christliche Freiheit! Ehre vertraue nur dem freien Mann! Hasse die Verräther, die Knechtsseelen, die falschen Seher, die dieses nicht wollen; hasse die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die dich von jedem kühnen Entschluß abhalten, hasse, morde alle die, so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen, und dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunstrad in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen."

„Frei die Gewissen! Frei die Rede! Der Mensch soll sich nach freier Lust weiden an dem göttlichen Lichte, zu dem die Quelle in ihm; er soll nach der höchsten Erkenntniß ringen und soll seine Ueberzeugung ungehindert an der eines jeden andern weiter bilden und erproben können. —"

„Aber der Mensch soll auch diese Ueberzeugung bewähren, er soll leben und handeln, er soll seine göttliche Schöpferkraft, seinen Willen, üben und geltend machen. Dazu haben wir die ganze Macht des Willens empfangen, nicht daß wir blindlings als über ein Stück Ackers über uns entscheiden lassen, sondern daß wir uns in allen Lagen des Lebens selbst bestimmen, und darin beweiset sich alle Tugend, daß wir an allem, was im Volke werden soll, selbstthätigen Antheil nehmen, und so nach eigener Entschließung thun, was wir Alle wollen, nicht was Einer aufdringt: Löset endlich Euern Willen!"

„Dies ist die einzige reinmenschliche, dies die nothwendige Grundlage für jede Menschengesellschaft; diese muß für das deutsche Reich gewonnen werden. Nur wenn dieser einzig rechtliche Zustand erkämpft ist, — nur dann kann von weiteren Unterhandlungen die Rede seyn."

„Mein deutsches Volk, gewinne Selbstvertrauen und den hohen Muth, den schon einzelne deiner Helden in sich trugen! Dies ist der rechte Feiergeist des Lebens, daß du das, was die heiligen Schriften des Christenthums und die Vorzeit lehren; das, was deine Dichter singen — thuest und nicht blos anstaunest, oder es nimmst als leere Fabeln. — Bruder, das Höchste und Heiligste, was deine Seele kennt, den Zustand einer geläuterten, gottbeseligten Menschheit sollst du fromm und muthig erstreben."

„Ein Christus kannst du werden!"

„So erkenne, mein Volk, die Zeit, wo nach langer Irrfahrt, Freudigkeit und Einheit in's Leben wiederkehren soll! Die Reformation, vor drei Jahrhunderten begonnen, wollte unser Volksleben nach dem Ebenbilde Gottes erneuen; — sie ist noch nicht vollbracht! denn noch lastet Gewissenszwang, Knechtschaft, Zerrissenheit der Brüder auf unserem Lande, und Keiner kann sich einer christlichen, rein menschlichen Ordnung erfreuen. Brüder, löset die alten Ketten des Papstthums, die Ketten der Herrscherwillkühr! — Wir Deutsche — ein Reich und eine Kirche! Die Spaltung zwischen geistlich und weltlich sei vernichtet! Glaube, Lehre und That sollen sich in Eines zusammenthun, und in der christlichen Begeisterung des freien deutschen Bürgers neu aufleben! Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder verlasset einander nicht im Drange der Zeiten."

„Trägheit und Verrath straft mit Knechtschaft die Geschichte. — Ihr habt sie vor Euch."

„Auf! Ich schaue den großen Tag der Freiheit."

„Auf! Mein Volk! Besinne dich, ermanne, befreie dich."

---

Dieser sogenannte Todesstoß oder die öffentliche Rechtfertigung der That, welche dem Volke zum Andenken hinterlassen werden sollte, ist ein lange bearbeiteter Aufsatz, der nach unzähligen Abänderungen in die Form kam, in welcher Sand ihn mit sich nach Mannheim brachte. Die Hauptabschrift war auf einem ganzen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen

des nämlichen Papiers angeklebt ist, sauber und correct geschrieben, wie eine Affiche in größerem Format. Die Länge ist etwa anderthalb Schuh, die Breite die eines gewöhnlichen auseinander gelegten Papierbogens; zuvor in Briefform zusammengelegt. Sand hatte sich Anfangs vorgenommen, ihn in Form eines Briefs an Kotzebue zu bringen, so daß dieser dadurch über sein unredliches Verfahren gegen das Vaterland gemahnt werden sollte. (Der gesunde Verstand erinnerte doch von selbst an solches Warnen.)

So habe die Ueberschrift Anfangs geheißen:

„Schreiben an A. v. Kotzebue."

mit dem Motto:

„Kraft für Einheit."

Der Satz:

„Wo blieb in aller Welt jene Begeisterung, die uns in dem Jahre Dreizehn für das Höchste ermuthigte?" sei später hineingekommen; auch die Sätze über Bildung der Ueberzeugung und des Willens in jedem Einzelnen damals erst, da der Aufsatz die Richtung an das Volk bekommen.

Bei den Untersuchungsacten ist keines der Concepte, sondern das Original vorgekommen.

In dem zu Darmstadt gebliebenen Ränzchen Sand's fand sich ein durch unendliche Correcturen fast unleserliches Concept des Todesstoßes, nach Sand's Aussage, das allererste Project.

Er habe diesen Aufsatz darum ausgearbeitet, daß, wenn es dazu käme, er eine Vorbereitung auf das Urtheil über Kotzebue's Tod seyn solle. Die Absicht bei Verfassung der Schrift sei lediglich die gewesen, dem gesammten Volke bei einem so auffallenden Auftritte klare Rechenschaft zu geben, um des Thäters Ueberzeugung auszusprechen. Er habe sich die Wirkung davon versprochen, daß diese seine Meinungsäußerung an die eines jeden Einzelnen im Volke anstoßen, und sich entweder brechen, oder der übereinstimmenden Ueberzeugung desselben zur gegenseitigen Bildung willkommen seyn werde. Er habe

sich darin ausgesprochen, daß er nichts mehr scheue, als den jetzigen Zustand der Schläfrigkeit und Feigheit, und daß Kotzebue der Schandbube und Erzknecht sei, der diese zu befördern suche. Daß er ihn eben deswegen als den Verführer unseres Volkes, den Schänder unserer Geschichte, und den Verräther des Vaterlandes niederstoße; denn er habe gesagt, was werden sollte und werden könnte von unserm Volke in jetziger Zeit.

So gewiß die enthaltenen Aussprüche in ihm die innerste Ueberzeugung vom Guten seien; so gewiß er von der Menschheit den innigen Glauben hege, daß die Mehrzahl immer im Streben nach der Entwickelung des Menschlichen und Guten begriffen sei: so sehr sei er auch getrost, daß diese Hoffnungen nie werden unterdrückt werden können, und der Erfolg sei auf alle Fälle für seine Ueberzeugung als glücklich vorausgesetzt worden.

Einen bestimmten Zeitpunct, wenn diese Hoffnung sich entwickeln könne, habe er sich eben so wenig gedacht, als jede That (alle äußeren Umstände, das ganze Treiben der Natur und sogar das leichtfertige Spiel im Menschenleben eine gewisse Zuversicht gewährend) irgend einen bestimmten Zeitpunct voraussetzen läßt. Eben so wenig habe er auch nur irgend einen sichern Erfolg sich voraus zu bestimmen und zu hoffen gewagt. Dieses alles habe aber ihn, wie jeden Menschen, nicht von der Handlung abhalten dürfen, weil er ja überzeugt sei, daß des Menschen Bestimmung sei, sobald er etwas als wahr klar erkannt habe, es zum Besten des Ganzen öffentlich zu bekennen, und wenn er durch seinen freien Willen nach seiner Ueberzeugung sich zu etwas selbst bestimmt habe, müsse er es ausführen. Also habe er weder bestimmte Hoffnungen noch einen bestimmten Zeitpunct auf günstige Neigung der Umstände zu ihm vorauswissen wollen.

---

Sand haßt „die wollüstige Herrschaft, tief gegründet auf gleicher schlechten Gewöhnung im Volke.“ „Diese wollüstige Herrschaft und zügellose Willkühr“ — heißt es weiter, „ruhet zur genügsamen Stütze auf dem Lohn und Eid der Amtleute und Soldaten.“

---

Sand war entschiedener Feind dessen, was er die „Soldaterei“ nannte. Schon in der Punctation, welche er den auf der Wartburg versammelten Studenten zur Eingehung eines Vertrags am 18. October 1817 mittheilte, (s. S. 107) war der Satz: „10) Urfeinde unseres deutschen Volksthums waren von jeher

a) die Römer

b) Möncherei, und

c) Soldaterei.“

Er äußerte, als ihm jener Aufsatz vorgelegt ward, er könne im Frieden kein stehendes Militär leiden. Es sei Werkzeug der Despotie, die immer mehr Oberhand gewinne.

---

„Diese reinmenschliche nothwendige Grundlage für jede Menschengesellschaft, diese muß für das deutsche Reich gewonnen werden. Nur wenn dieser einzig rechtliche Zustand erkämpft ist, nur dann kann von weiteren Unterhandlungen die Rede seyn. Löset die alten Ketten des Papstthums. Die Spaltung zwischen geistlich und weltlich sei vernichtet. Die Reformation muß vollendet werden.“

„Die Reformation, vor drei Jahrhunderten begonnen, wollte unser Volksleben nach dem Ebenbilde Gottes erneuen, sie ist noch nicht vollbracht.“

Auch in einem Briefe an E. drückte Sand sie so aus: „Laß uns auf der Hut seyn, daß nicht auch auf uns jene Schmach sitzen bleibt, die seit zweihundert Jahren traurig genug auf den deutschen Protestanten lastete, weil sie bei den verwirrten Verhältnissen nach der Reformation nicht zur That kommen; und bei Mühlberg und zu vielen anderen Zeiten nicht siegen oder sterben konnten.“

Ueberhaupt erklärte Sand, er habe, bei dem schreckenden Ereigniß, zugleich seine wahre Meinung überhaupt aussprechen wollen, um damit, so viel seine einzelne Stimme vermögen mochte, auf das Ganze belebend einzuwirken.

---

„Eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott, sie die höchste und einzige, ist die Gottähnlichkeit.“

Den Satz: „Ein Christus kannst du werden.“ umschrieb Sand in dem Verhör so: Er habe diese erkannte und durchstudirte theologische Wahrheit, die in den verschiedenen theologischen Schriften so verschieden ausgedrückt sei, in diese einfache Form gestellt, weil sie ihn so am meisten angesprochen.

Der Sinn sei: Christus zeigt überall, und insbesondere im Evangelium Johannes und in den Paulinischen Briefen, auf sich, daß er gekommen sei, allen Menschen ein rechtes Vorbild zu werden, wie sie als Menschen göttlicher Art leben sollten; er offenbart auf's neue, daß der Mensch von Gott geschaffen sei, Gottes Ebenbild zu erstreben, und daß er auch ein Kind Gottes werden könne. Er spricht zu den Umstehenden, die ihn deshalb verklagen wollten, daß er aussagt, er sei Gottes Sohn, ein gottgefälliger Mensch: seid ihr dann nicht Götter, wie es dort geschrieben steht? Er lehrt uns, daß Gottes ewige, große Gnade uns mit dem göttlichen Ebenbilde dadurch betheiligt habe, daß er die Quelle für alle Wahrheit und Gottanschauung in uns gelegt habe, ein Pfand, das recht zu benutzen sei, daß er uns dazu die göttliche Anlage der freien Kraft des Willens gegeben habe, wodurch wir das Schlechte ewig von uns abzuhalten und wiederum von uns wegzustoßen vermögen, und dagegen für alles, was wir für göttliche Art halten, unabläßig schaffen und wirken können. Ein Mensch nun, der das Göttliche so viel in seinen Kräften steht, zu erkennen sucht, der an dem schlechten nie Wohlgefallen finden wird, sondern es so viel als möglich von sich abzuhalten sucht, und dagegen das Gute allenthalben nach Kräften gibt, der stellt Gottes Ebenbild auf Erden dar, und hat Christum lebendig in sein Herz aufgenommen; das meine er mit jener Stelle.

---

Die auffallendsten Worte des Todesstoßes waren: „Bereitet Euch, entscheidet Euch auf Leben und Tod. Löset endlich Euern Willen.“

„Du mein deutsches Volk hasse, morde alle die, so sich in frevler muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen, und dich, die volle Menge, als ein vielgegliedertes Kunstwerk in ihren

hochweisen Händen halten und treiben wollen." Gefragt im Schlußverhör, ob er durch seine Schrift „Todesstoß" das Volk zum Morde, und zur Eigenmacht habe aufrufen wollen, erklärte er: Ja! für den Fall nämlich, wenn das Göttliche in ihm (dem Volke) unterdrückt werde.

In einem der letzten Verhöre über diese Stelle des Todesstoßes sagte er aber auch, es folge daraus noch nicht, daß er auf irgend eine Verbindung, oder Mitwirkung gerechnet habe. Denn, wenn seine ausgesprochenen Grundsätze nicht die allgemeine Stimme erhielten, so würden sie ohne Wirkung verhallen. Sein Todesstoß setze also keineswegs eine Verbindung voraus. Was ihn selbst betreffe, so habe er nie geleugnet, daß er wünsche, daß seine Grundsätze, die er ausgesprochen habe, auch allgemein anerkannt werden, weil er es selbst für das Höchste halte. Man zeigte ihm die gefährlichen Folgen seines Beispiels und mit Beziehung auf den Vorfall in Schwalbach. Sand äußerte, wenn sein Beispiel auf Löhning gewirkt habe, so sei nicht er, sondern dieser dafür verantwortlich. Wenn übrigens der Präsident Ibell, wie es verlaute, die landständische Verfassung im Nassauischen nur zum Schein eingeführt habe, um das Volk desto schrecklicher zu betrügen, und Löhning nicht auf rechtlichem Wege das Volk habe retten können, so werde dieser sich nicht so sehr geirret haben; übrigens kenne er diesen Löhning ganz und gar nicht.

---

Das sogenannte Todesurtheil ist nie zu den Untersuchungsacten gekommen. Sand's in Jena zurückgelassenes drittes Packet müßte es enthalten haben. Den Todesstoß und das Todesurtheil, sagte Sand, habe er zugleich bearbeitet. Anfangs habe letzteres die Hauptschrift werden sollen. Im Ausarbeiten habe sich der Todesstoß mehr erweitert, und das Todesurtheil mehr auf die Beweggründe zur That beschränkt. Der Todesstoß beziehe sich auf die Sache des Vaterlandes. Das Todesurtheil aber blos auf die That. Todesurtheil habe er es genannt, weil die Gründe, Kotzebue zu tödten, darin aufgezählt seien, er habe es auch „Todesurtheil" überschrieben, und, soviel er glaube, mit Namensunterschrift versehen.

Gesagt sei darin, Kotzebue sei der Verführer der deutschen Jugend und der Verderber der deutschen Geschichte.

Da so viele erhobene Stimmen nicht gehört worden seien, und kein schützendes Gericht finden konnten; so trete er im Volksgefühle gegen ihn auf, um das Gesetz des Volks und des Reichs an ihm zu vollziehen. Dem deutschen Volke habe er gesagt, daß wenn es nicht das Schicksal der Griechen theilen wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten von Salamis und Platää unter die Herrschaft des Philippus gekommen seien, so müsse es vorzüglich unter sich gegen den Verrath Aufsicht halten.

Unter den Worten: „Gesetz des Volks und des Reichs," welches er an Kotzebue vollziehe, habe er verstanden, daß bei allen Völkern die Verräther bestraft würden; übrigens habe er das ungeschriebene gemüthliche Gesetz verstanden.

Das verschollene dritte Packet soll auch zwei Schreiben an die Bamberger und Bremer Zeitungs-Redaction, mit seinem Namen unterzeichnet, enthalten haben. Sie lauten:

„Ich ersuche Sie, die beikommenden Sachen (Todesstoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudrucken, aber nicht eher, als bis Sie die Nachricht erhalten, das A. von Kotzebue durch meine Hand gefallen sei; komme ich durch, für eine andere That für das Vaterland, so verschweigen Sie meinen Namen." Er habe sich nicht darum bekümmert, daß die Empfänger jener Briefe, um die That zu verhüten, schnelle Nachrichten an Ort und Stelle hätten gelangen lassen können, doch habe er wirklich aus diesem Grunde seine Reise abkürzt. Er habe es übrigens so eingerichtet, daß die Aufsätze nicht eher, als nach vollzogener That hätten bekannt werden können, wenigstens habe er es so gehofft; denn A—s werde die Papiere, wenn er sie gefunden, nicht sogleich weggeschickt haben. Die zum Theil eidlich vernommenen Redacteurs bezeugen, daß ihnen von jenen Briefen oder ihren Beilagen nichts zugekommen sei.

# X.

# Sand's Verhältnisse

## zu Andern, zur Burschenschaft, zu einem literarischen Verein, zum Turnwesen und dgl.

## Sand's Verhältnisse zu Andern, zur Burschenschaft, zu einem literarischen Verein, zum Turnwesen und dgl.

Man forschte von Rechtswegen auf das Genaueste nach allen Spuren, welche Sand's That vorbereitet haben konnten.

### I. Allerlei Indicien und Veranlassungen weiterer Untersuchung.

An dem so eben beschriebenen Todesstoß hatte Sand lange gearbeitet und bald am Inhalt, bald an der Form geändert. Er vollendete ihn vor seiner Reise, verfertigte das Exemplar, zur Anheftung nach der That, dann eine Urschrift, wie er sie nannte, und mehrere Abschriften. Auch die Schreiben an die Burschenschaft in Jena, und ein anderes „an meine Freunde deutschen Sinnes," welche man in seinem Pulte fand, wurden wenige Tage vor seiner Abreise fertig.

Von seinen zu besorgenden Scripturen behauptete er, drei Packete gefertigt zu haben.

Davon habe das eine sein Tagebuch nebst einem Briefe an seine Mutter, das zweite Familienbriefe enthalten.

Diese Packete sind von A—s der Mutter übergeben. Sie enthielten das Angegebene.

In einem dritten Packete sollen sich befunden haben: ein Brief an seine Eltern, ein Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction, zwei dergleichen an die Redactionen zu Bremen und Speier, die Urschrift des Todesstoßes und das Todesurtheil. Von dem, was in dem dritten Packet enthalten gewesen seyn soll, ist allein eine Abschrift von Sand's Briefe an seine Eltern an die Commission gekommen. Die Redacteurs der drei Zeitungen sind abgehört und versichern durchaus, solche Briefe oder Aufsätze nie empfangen zu haben; auch durchkreuzten sich Widersprüche in Sand's Aussagen über die Bestellung dieses dritten Packets. Anfänglich behauptete er, die Briefe am Tage vor seiner Abreise seinen Hausleuten zu Jena zur Besorgung auf die Post übergeben zu haben. Da diese die Uebergabe der Briefe leugneten, so machte Sand nach vielem Zureden das Geständniß, er habe den Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction, den Brief an seine Eltern, die Schreiben an die Redacteurs, nebst der Urschrift des Todesstoßes, welche frei darin gelegen, dann das Todesurtheil zusammen in ein Packet gepackt, mit der Inschrift auf der inwendigen Seite des Couverts „zu besorgen" und „beiliegende Schrift gehört zuletzt an meine Eltern." So habe er es am Abend vor seiner Abreise heimlich unter die Sachen des A—s gelegt, damit dieser es später finden möchte.

Sand sagte dieses mit Reue, früher Unwahres gesagt zu haben. A—s widersprach, ein solches Packet je erhalten oder gefunden zu haben. Sand blieb bei seiner Behauptung. Endlich nach dringendstem Zureden gestand Sand, das Packet am Abend vor seiner Abreise bei dem D. juris F—s versiegelt und ohne Aufschrift auf eine Commode oder Tisch seines Zimmers gelegt zu haben, mit dem Auftrage, es an A—s, wenn er in einiger Zeit zu ihm kommen würde, zu besorgen. D. F—s widersprach der Uebergabe des Packets. Sand blieb bei seiner Behauptung. F—s wurde über die Aussagen des Sand constituirt, dieser über das Leugnen des F. Beide blieben bei ihrer Behauptung.

Da der Brief an Sand's Eltern in die Hände der Eltern und durch Sand's Bruder eine Abschrift an die

Commission gekommen war; so wollte man durch diese glaubhaft erforschen, durch wen sie jenen Brief erhalten hätten. Diese Verwandten aber beriefen sich auf das Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern Th. 1. Art. 79 und Th. 2 Art. 204, nach welchem es in die Willkühr naher Verwandten eines Verbrechers gestellt ist, in der Untersuchung gegen ihn Zeugniß abzulegen oder nicht.

In seinem Pulte hatte Sand auch ein Verzeichniß seiner Schulden, welche seine Eltern bezahlen sollten, und eine Verfügung, daß seine Bücher, sein Bett u. s. w. nach seiner Heimath geschickt werden möchten. Student A—s hatte Vollmacht, die für ihn einlaufenden Briefe und Gelder zu empfangen.

Bei seinem Hauswirthe verlängerte Sand seinen Miethvertrag noch auf das Sommer-Semester, welches er den 1. März in des Hauswirths Buch einschrieb. Wenn man nach seiner Reise fragte, sagte er: er gehe in die Heimath.

Geld zur Reise konnte Sand nicht wohl von seinem unbeträchtlichen Wechsel erübrigt haben. Nach seiner Angabe hatte er 9 Louisd'or mit sich genommen, wovon etwa 5 noch bei ihm vorgefunden wurden. Seit December 1818 hatte er kein Geld von Hause empfangen, also mußte er sein Reisegeld nothwendig geliehen haben. Zuerst behauptete er, das Geld von seinem Wechsel sich erspart, auch, ohne Wissen des Vaters, Geld von seinen Verwandten erhalten zu haben.

Da seine Mutter, sein Schwager und seine Schwester diesen Umstand ganz leugneten, erklärte er, er werde nicht angeben, von wem er das Geld empfangen; denn die an sich ganz unschuldigen Menschen würden sonst für ihre Liebe gegen ihn einer Schuld betheiligt werden, die aus ihm allein hervor gegangen sei.

Erst spät kam er zu dem näheren Geständnisse, daß er nur 4 Louisd'or von seinem eigenen Gelde von Jena mitgenommen, die andern 6 aber in Darmstadt von dem Studenten K. geliehen habe. Letzteres zeigte sich als wahr; Ersteres nicht, wie die Folge zeigte.

Noch später mußte er eingestehen, das von Jena mitgenommene Geld auch geliehen zu haben. Sein innigster Freund A—s sollte ihm 4 Friedrichsd'or gegeben haben! das erzählte er mit den kleinsten Umständen, und sogar mit Benennung der Münzsorten. A—s widersprach allem, behauptete geradezu, daß Sand die Unwahrheit sage, und schrieb ihm einen Brief, worin er ihn rührend bat, ihn nicht unschuldig in eine Untersuchung zu verwickeln, welche für seine künftige Laufbahn als Theolog die traurigsten Folgen haben könne. Dieser der Untersuchungs-Commission zugeschickte Brief wurde zwar Sand nicht vorgelegt, doch das traurige Verhältniß seines in Arrest sitzenden Freundes, und das schwere Unrecht, welches er durch falsche Angabe ihm zufüge, dringend vorgestellt. Dennoch blieb er nicht nur noch mit mehreren Details bei seiner Behauptung, sondern forderte auch den A—s auf, ohne Rücksicht auf ihn die Wahrheit zu sagen. Doch widerrief er in einem spätern Verhör die ganze Angabe als unwahr, und versicherte acht Tage vor seiner Abreise 20 Rthlr. in Silber vom D. juris F—s in Jena geliehen erhalten zu haben.

Dieser wollte anfangs sich wohl eines früheren Anlehens, aber nicht dieser 20 Rthlr. entsinnen; nachmals aber erklärte er doch, er wolle Sand's Angaben, daß er kurz vor seiner Abreise Anfangs März 20 Rthlr. in Kopfstücken von ihm erhalten habe, nicht widersprechen, nur meine er, wären es nicht mehr als einige Ducaten gewesen.

Sand's Entschuldigung war am Ende diese: Seine Angabe habe dem A—s als Studenten nicht so viel schaden können, als dem F—s als angehenden Docenten. A—s sei doch schon einmal in die Untersuchung verwickelt gewesen, daher habe er den D. F—s nicht auch noch nennen wollen!!

---

Sand hatte den Grundsatz, daß er nur schuldig sei, dem Richter in den Puncten die Wahrheit zu sagen, die ihn selbst beträfen.

Späterhin, da er seinen nahen Tod vorauszusehen glaubte, erklärte er zum Protokoll, es habe ihm am meisten

vor ihm selbst im Innersten Leid gethan, und sei ihm zur peinlichen Qual gewesen, daß er theils aus Mangel der Erkenntniß des bestehenden Gerichtswesens, theils aus zu großer Rücksicht auf irdisches und weltliches Wesen, einige Mal bei außer seinem Raume liegenden Fragen, sich habe verleiten lassen, seinen Charakter zu trüben, anstatt ohne Furcht zu resigniren für die ewige Wahrheit. Es sei dieses für ihn zur größten Qual geworden, aber er bereue es auch öffentlich von ganzem Herzen, um diesen Flecken von seiner Ehre wo möglich zu tilgen.

Sonderbar war es, daß Sand von dem Richter selbst Rath haben wollte, ob es ihm erlaubt sei, in einigen Fällen die Wahrheit zu verbergen. Schon in den ersten Tagen seines Verhörs wünschte er den untersuchenden Richter, ohne Beiseyn des Actuars und seiner Wärter, zu sprechen. Dieses ward ihm nicht gestattet; man führte ihn aber später auf die Veranlassung dieser Bitte zurück. Er erklärte, er habe gemeint, der Richter könne auf einige Zeit geschieden werden von dem Menschen; er habe jenen Untersuchungsbeamten um Rath fragen wollen, wie er sich, bei seiner Unerfahrenheit im Gerichtsverfahren, benehmen könnte, namentlich rücksichtlich dessen, ob es vor Gericht angenommen werde, wenn doch vorausgeschickt sei, daß er mit Niemanden in einer geschlossenen Verbindung stehe, daß er nach dem innersten Drange seines Gewissens über Andere, über die er keine Macht habe, etwas auszusagen, solche Fragen damit abwenden könne. Genug er hatte sich zum System gemacht, über die That selbst, so weit sie ihn betraf, die Wahrheit zu sagen, sobald aber Dritte in das Spiel kamen, sie sorgfältig zu verbergen. Er dehnte diesen Grundsatz vorsichtlich auch auf unbedeutende Gegenstände aus.

---

Um die Widersprüche über das Verlorne zu berichtigen, erbot sich D. F—s zu einer Confrontation mit Sand. Er sowohl, als der Student A—s waren im September 1819 zugleich mit zwei großherzoglich sächsischen Commissarien zu Mannheim. Die Confrontation am 21. September betraf jenes Packet, und Sand wiederholte sein Früheres. Er hielt alsdann dem F—s vor, ihm

am Abende vor seiner Abreise ein versiegeltes Packet ohne Aufschrift in die Hand gegeben, und ihn gebeten zu haben, solches dem A—s zu übergeben, wenn er zu ihm komme. F—s erinnerte sich alles dessen nicht, ohne gerade zu widersprechen; er verlangte nähere Umstände. Er wolle dann, falls ihm dadurch die Sache erinnerlich werde, seine Ueberzeugung, so wie sie sich in seiner Erinnerung darstelle, redlich aussprechen. Er berief sich auf sein schwaches Gedächtniß und meinte, daß wenn ihm Sand das Packet wie etwas Gleichgültiges übergeben, so sei es begreiflich, daß er keinen Werth auf den Vorgang gelegt habe.

Sand wiederholte seine Erzählung dem D. F—s im Zusammenhang in's Gesicht. Dieser erwiederte, er traue Sand's Wahrheitsgefühl mehr, als seinem schwachen Gedächtniß. Er glaube daher, daß es so geschehen sei, wie Sand behaupte, vielmehr, als daß es nicht geschehen sei, und werde hierin um somehr bestärkt, als Sand in der Untersuchung behauptet habe, daß er keine Theilnehmer oder Mitwisser seiner That habe. Er müsse also annehmen, daß Sand um so treuer diese Umstände angegeben, als er ohnehin in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm gestanden.

Das Geldanlehn von 20 Rthlr. leugnete F—s ungeachtet er sich nicht genau darauf besinne, nicht ganz. Er erinnere sich, sagte er, dem Sand auf dessen Zimmer einer Rolle mit Kopfstücken gegeben zu haben.

Mit dem Studenten A—s fand keine eigentliche Confrontation Statt. Sand mußte ihm seine Aussage in's Gesicht wiederholen. A—s blieb dabei, daß er die beiden Packete der Mutter des Sand eingehändigt, diese aber sie außer seiner Gegenwart eröffnet.

---

An dem Kleiderschranke auf Sand's Zimmer in Jena fand man einen hebräischen Spruch aus den Psalmen: „ich will die Morgenröthe wecken,“ angeschrieben. Sand erklärte, ihn im Sommer 1818, ehe er noch den Entschluß zur That gefaßt, geschrieben zu haben. Er habe auf diese gar keine Beziehung.

---

Behauptet wurde, Sand habe in Jena mehrmals die Anatomie besucht, und sich insbesondere die Lage des menschlichen Herzens zeigen lassen.

Er sei, sagte er, zwar zu Erlangen und Tübingen mehrmals auf der Anatomie gewesen, aber niemals habe er sich nach der Lage des menschlichen Herzens erkundigt. In Jena sei er nur einmal zufällig mit A—s auf die Anatomie gerathen, habe aber auch dort nicht nach dem menschlichen Herzen gefragt, sondern nur einen Theil eines Kopfes und einen Kinderarm gesehen.

---

Ein anonymer Brief, von Berlin datirt, kam an das Mannheimer Polizei-Büreau, auf der Einlage mit der Aufschrift: „An den Meuchelmörder Sand." Der Inhalt lautet: „Nichtswürdiger, infamer Meuchelmörder, ich weiß um die ganze Sache; ein Eid, mir auf die schändlichste Weise entrissen, bindet meine Zunge. Aber wenn Du nicht alles nach Lesung dieses Schreibens bekennst; so werde ich es bekannt machen. Bekenne und rette einen Unglücklichen von einem Meineide. Aber noch einmal schwöre ich Dir, daß ich sogleich meinen Eid breche, und alles angebe, wenn Du es nicht thust."

Sand lächelte, als man ihm diesen Brief vorlas, kannte die Hand nicht, sagte aber, man möge nur den Schreiber auffordern, seinen Eid zu brechen.

Aus Kotzebue's Verlassenschaft wurde der Commission ein anderes anonymes Schreiben ausgeliefert, Warnung für Kotzebue vor einer Kritik seiner literarischen Werke, von der nämlichen Hand (!) geschrieben, und mit einem gleichen Petschafte, worauf ein F war, gesiegelt.

Die Berliner Polizei, welcher dieser Brief zugeschickt ward, entdeckte als den Verfasser einen Herrn v. F., vormaligen königlich preußischen Officier. Er habe aus der Absicht geschrieben, um Sand zu einem Geständniß zu treiben.

---

Einige Tage nach Kotzebue's Ermordung war das Bildniß desselben an das schwarze Bret in Jena angeschlagen worden, verzerrt vornämlich am Munde, wie wenn ein vor den Mund gelegtes Schloß angedeutet wäre. Darunter war eine Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln angemalt. Es ist aber actenmäßig, daß der Urheber dieses Muthwillens mit seinen Gesellschaftern sich selbst bei'm akademischen Senate meldete. Die Zeichnung sollte kein Schloß, sondern eine herausgestreckte Zunge andeuten. Sand befragt, versicherte, er kenne den B—n, der die Fledermaus und Kotzebue's Bildniß angeheftet haben solle, nur sehr wenig, und weiter nicht, als daß er ihn in Concerten habe singen hören. Es habe derselbe überhaupt nichts von seiner That wissen können; das Ganze sei Zufall.

---

Unter Sand's und seiner Freunde Papieren in Jena fand man auch Stammbuchblätter mit auffallenden Inschriften.

„Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Ziel, das uns kein Teufel raubt,
Und kein Tyrannen-Trug verkürzet,
Das sei gehalten, und geglaubt."

„Frisch, frei, fröhlich und fromm."

Oder:

„Wider die Waltlosigkeit (Regierungswillkührlichkeit) billigt das Volk Hippokrates Mittel wider den Krebs: was Arznei nicht heilt, heilt das Eisen, was Eisen nicht heilt, heilt das Feuer."

F. L. Jahn.

Geschrieben ist dieses aber nicht von Jahn, sondern von einem Akademiker K. —

---

1818 erschien ein kleines gedrucktes Lied, „Deutsche Jugend an die deutsche Menge" von unbekannter Hand, durch Deutschland verbreitet.

Sand sagte, er habe voriges Jahr dieses Lied gesehen, kenne übrigens weder den Verfasser, noch könne er Aufschluß geben über die Chifferschrift. Er habe gehört, daß es in Weimar durch einen Musicus herausgebracht worden, daß die Zahlen Noten bedeuteten, auch solle dieser die Weise gespielt haben. Ein ganzes Packet von Exemplaren dieses Liedes kam unter der Adresse des Hrn. A—s in der H—schen Apotheke zu Boitzenburg an, mit dem Postzeichen Cahla bei Jena.

---

C., mit dem Sand von Jena aus in Correspondenz war, erklärte, Sand habe ihm in früheren Briefen geschrieben, daß in Jena ein volksthümliches Streben walte, daß man die deutschen Tugenden: Worthalten, Treue rc., sehr übe, und daß die Studenten der Wunsch belebe, Deutschland möchte sich in einer freien Verfassung, wenn nicht zu einem Ganzen, doch *also vereinigen, daß die deutschen Fürsten in ihrer Politik niemals einander gegenüber ständen*. Er habe sich nach mehr Einheit und Freiheit gesehnt; denn damals habe noch gar keine repräsentative Verfassung in Deutschland bestanden. Er habe Hoffnung gehabt, diese Sache wäre die *gerechte*, und darum müßte sie auch siegen, er werde thätig mitwirken.

---

Ueber alle diese speciellen Gegenstände wurde nun fleißig untersucht; wovon mehreres in den folgenden Abschnitten. Auch über Sand's Aufenthalt *zu Erfurt* wurde der Lehrer S. nochmals vernommen. Er erbot sich wiederholt zum Eide, daß Sand vom 9. bis 11. März bei ihm in Erfurt *nicht* gewesen sei. Auch der vernommene Waisenvater, dessen Frau und die Magd, welche zu jener Zeit bei ihm diente, und dem Lehrer S. täglich aufgewartet haben will, leugneten durchaus, von Sand etwas gesehen zu haben. Sand, über diesen Widerspruch weiter constituirt, beharrte auf seinen Angaben, wußte aber nähere Umstände nicht anzuführen. Die Commission verlangte die Beeidigung der in dieser Sache abgehörten Zeugen. Sie geschah. Aber sie wiederholten nachdem sie

beeidigt waren, ihre vorigen Aussagen. Sand von neuem constituirt, blieb auch bei seiner Behauptung. Er könne sich, sagte er, die eidliche Behauptung der entgegengesetzten Angaben nicht anders erklären, als daß S. nebst dem Waisenvater und seinen Leuten sich geirrt hätten, oder daß S. insbesondere, aus Furcht die Bekanntschaft mit ihm und das Zusammenwohnen möchte äußerlich schaden, die Wahrheit zurückhalte. Sein Aufenthalt in Erfurt sei das Unbedeutendste in der ganzen Untersuchung. Dem S. könne durchaus nichts zur Last gelegt werden. Er müsse es auf eine Confrontation ankommen lassen. So beruhte dieser Punct auf sich.

---

Mitwisser oder Theilnehmer entdeckte man überhaupt durchaus nicht. Sand sagte schon in der Reihe der ersten Fragen. Er habe an Niemand über diese Sache geschrieben, auch unterwegs nicht. Den Todesstoß habe er Niemand sehen lassen; das würde ihm schlecht bekommen seyn; dessen Inhalt oder seinen Plan habe er Niemand eröffnet. Es habe ihm für sein Vorhaben gar zu gefährlich und vorwitzig gedünkt, etwas in Beziehung auf die That zu äußern. Darum habe er auch in seinem in Jena hinterlassenen Aufsatze seine Entlassung aus der Burschenschaft verlangt, um sie von allem Verdachte der Theilnahme oder des Mitwissens zu entheben, wie er sein Gewissen denn überall genau beobachtet habe. Kein Dritter habe auf ihn eingewirkt, er habe das Geheimniß völlig für sich in seiner Brust getragen. Er habe die That ausgeführt mit der schwersten und genauen Rücksicht, daß nicht durch Verdacht Jemand dem Vaterlande geraubt werde. Er habe über sich vermocht überall unbefangen und ruhig zu erscheinen, und habe überall gesucht durch leichte muntere Gespräche den Gleichmuth beizubehalten, und sich nichts merken zu lassen.

---

Lange nach der That, den 28. April wurde an dem linken Thürpfosten der Eingangsthüre zum Thurme des Melibocus bei Darmstadt, 4½ Fuß über der Thürschwelle, mit Bleistift geschrieben vorgefunden:

„Sand Stud. Theol. aus Erlangen
am 20. März 1819.
(Decretum est.)
K . . . . — . sterbe." —

Dieses wurde zuerst durch einen Hofmeister von Frankfurt, P...., angezeigt. Sand hatte sich am 20. März in Darmstadt in der Nähe des Melibocus aufgehalten, auch in seinem Verhör von einem Ausflug nach diesem Berge geredet. Die genau von Darmstadt mitgetheilte Schrift war nicht Sand's Handschrift.

Sand hatte schon seine anfänglich behauptete Wanderung auf den Melibocus für unwahr erklärt. Er versicherte, daß ihm von dieser Inschrift überhaupt nichts bekannt sei. Es thue ihm Leid, wenn man ihn in Verdacht ziehe, dieses geschrieben zu haben; denn es wäre sehr unklug gewesen, wenn er sein Vorhaben vier Tage zuvor hätte proclamiren wollen. Für einen Studenten aus Erlangen, wie dort geschrieben stehe, habe er sich nie ausgegeben. Die spöttische Art dieser Inschrift liege weder in seinem Wesen, noch in seiner Handlungsweise. Wäre die Schrift so alt, als sie laute, so glaube er, daß sie schon früher gelesen worden seyn müßte.

Wer weiß, wer sich dadurch wichtig machen wollte!

---

II. Untersuchungen, die Allgemeine Burschenschaft, in Beziehung auf Sand betreffend:

Sand's Schreiben an die Burschenschaft zu Jena lautete also:

„Da es unserer vielgeliebten Burschenschaft leicht mißliche Händel verursachen könnte; da ich wohl auch wissen kann, daß mehrere unter uns Anstoß an mir nehmen möchten, wenn ich für's Vaterland auf dem Rabensteine sterben sollte: so möchte ich ihrem allenfallsigen Antrage zuvorkommen, und begehre noch vor meinem Abgange, aus der Burschenschaft entlassen zu werden. Besoldete Spürhunde unter uns dahier, die unsere geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen ist, nach Weimar, Wien, Petersburg und wer weiß wohin noch berichten, mögen auch dieses sogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den wenigen unter uns, seiner Art, will ich also nichts zu thun haben; ich möchte sie aufspüren und öffentlich anklagen können. Aber um so mehr

stehe ich in der innigsten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben deutschen Vaterlande.

Jena, Anfangs März 1819.

Carl Sand
vom Fichtelgebirge.“

---

Dieses Schreiben an die deutsche Burschenschaft in Jena, Anfangs März 1819 wurde dort unter Sand's Papieren gefunden. Sand erklärte, daß er dieses Schreiben in sein Zimmer, welches er unaufgeräumt verlassen, gelegt. Die Hausleute, in deren Händen der Schlüssel gewesen, oder Freunde, die Bücher zu suchen gekommen seyn möchten, würden, dachte Sand, es gefunden und zum Schrecken aller, die nichts ahneten, an den rechten Ort gebracht haben, an den Vorsteher der Burschenschaft. Vielmehr aber erhielt es der akademische Senat, welchem sogleich durch Estaffette von Mannheim Nachricht gegeben ward, nebst dem „an die Brüder deutschen Sinnes“ in einem Umschlag von blauem Papier, mit Sand's Petschaft gesiegelt, unter der Ueberschrift „Briefe zu besorgen“ aus Sand's Pult. Beide Briefe kamen im Originale zu den Schlußacten.

Auffallend mochte seyn, daß er sagt: „ich begehre noch vor meinem Abgange aus der Burschenschaft entlassen zu werden.“ Das Begehren war vor seiner Abreise, d. i. Abgang, schriftlich so gestellt. Nicht aber sollte oder konnte die Entlassung förmlich schon geschehen, ehe er abging. Nur Er selbst wollte, als ein schon Ausgetretener, abgereist seyn. So erklärt sich der Zusammenhang.

---

Schon als Sand in der Nacht nach seiner Verwundung, der Sprache noch nicht mächtig, die Frage hörte, ob er in keinem Orden stehe, antwortete er mit einer unwilligen verneinenden Bewegung des Kopfes.

Da seine Sprache zurückgekehrt war, wiederholte er, er habe durchaus keine Verbindung mit andern

Menschen, die ihn zur That hätte bestimmen können. Jeder Mensch habe die Kraft in sich, das Wahre zu erkennen, und seine Erkenntniß zu vollziehen. Er vertraue in dieser Hinsicht auf keinen andern Menschen sondern nur darauf, ob die Sache in sich so begründet sei, daß er sie als wahr anerkenne und jeder Einzelne müsse durch sich zur That getrieben werden. Er gehöre durchaus zu keinem Orden, und sei eben so wenig ein Freund der Orden. Jede menschliche Verbindung könne gut seyn; die Geschichte lehre aber, daß alle Orden ausgeartet seien, und daß sie zuletzt als leere Form ein Spiel jedes einzelnen Machthabers wurden. Jede Ordensverbindung hebe die freie Selbstständigkeit des Einzelnen auf; sie sei also seinen Grundsätzen durchaus zuwider. In einem Orden höre man auf, seiner eigenen Kraft zu vertrauen, und wolle solche durch eine äußere Form ersetzen; das sei ebenfalls gegen seine Grundsätze.

Unter einer geschlossenen Verbindung verstehe er jeden Verein der Art, wo der Einzelne nicht mehr allein das thue, was er für sich selbst als wahr anerkannt habe, und was zu seiner Ueberzeugung geworden sei, sondern wo es auch möglich wäre, daß er im Gehorsam irgend einer übernommenen Form auch den Willen eines andern Mitgliedes des Vereins ausführen könne oder müsse, und wo wechselseitig bestimmte Rechte und Pflichten übernommen würden. Er könne getrosten Muthes vor Gott aussagen, daß er in keiner geschlossenen Verbindung irgend einer Art, d. i. irgend einer solchen Art, wie er sie sehr bestimmt bezeichnet und warnend unterschieden hätte, noch in irgend einem Orden jemals gewesen sei. Einen einzigen Eid habe er seinem Könige und seinem Vaterland geschworen. Er habe auch keinem Menschen und keiner Verbindung ein Versprechen, geschweige ein festes gethan, sondern sei in allen seinen Gesinnungen Gefühlen und Handlungen lediglich ein freies sich selbst bestimmendes Wesen. Sich selbst setze er Zwecke vor, und nach eigener Bestimmung von Werth oder Unwerth hätten sie für ihn Gültigkeit. Sein Verhältniß zu seinen Mitmenschen beruhe auf freier Liebe.

Da er sich dem Tode nahe glaubte, erklärte Sand im verlangten Verhöre: er stehe in keiner Verbindung zu irgend einem bestimmten Zwecke für That und Handlung geschlossen, sondern lebe frei seiner Ueberzeugung und seiner Bildung. Er hasse dieses Verbindungswesen, weil darin das frische Leben, die Liebe, die Aufrichtigkeit, die Kraft des Einzelnen, und die rechte Lebenstreue unter Formen erdrückt würden. Er habe blos in einem menschlichen Umgange mit Andern gestanden; darüber wolle er, vor seinem Abtritte aus dieser Welt, noch Zeugniß vor dem allwaltenden Gott ablegen.

K. von Darmstadt gab an: Sand habe ihm bei seiner Durchreise eröffnet, daß nächstens ein gewisser D. Köster ein Buch herausgeben werde, worin derselbe merkwürdige Aufschlüsse über Verbindungen und Bundessachen, die schon in älterer Zeit existirt hätten, bekannt mache. Dieses habe ihn veranlaßt, Sand zu befragen, ob er in einem Bunde sei? Er habe darauf geantwortet, daß er in keinem Bunde sei, daß gewiß kein solcher existire, welches er mit Gewißheit versichern könne, indem er sich in dergleichen Studentensachen genugsam herumgetrieben habe. Er hätte sich sehr stark gegen jeden Bund geäußert, und bemerkt, daß solche Verbindungen das Grab für jedes Handeln seien, indem man, ohne den Bund zu fragen, nicht für sich handeln könne, und durch jedes Handeln Gefahr laufe, den Bund zu verrathen.

---

Um diese Zeit machte die Beilage Nr. 69 der Allgemeinen Zeitung zum 4. Mai 1819 eine wenigstens halbofficielle Rechtfertigung für Jena bekannt, aus welcher das Wesentliche hieher gehört:

„Weimar 12. April. Der Jena's Hofschule wie seinen Augapfel liebende, überhaupt, weil Er den Menschen im Menschen schätzt, die Zeit erkennende Großherzog war durch die in Stourdza's Denkschrift hart genug ausgesprochenen Beschuldigungen bewogen, durch den geheimen Staatsrath Schweizer sich einen Bericht vorlegen zu lassen, der dann nach gehöriger Prüfung im Staatsministerium dem Gesandten am Bundestag, dem

Geheimenrath von Hedrich zugeschickt, und durch allerlei Verspätungen erst am 1. April in der 13. Sitzung dort zum Protokoll gebracht worden ist. Die darin laut erklärten Gesinnungen sind eines Fürsten würdig, der seit mehr als einem Menschenalter sich furchtlos für Licht und Denkfreiheit erklärt, und sich mit allen Strahlen echter Aufklärung umringend, das kleine weimarische Land erhoben hat. Indem in dieser Eingabe es als dringend nothwendig anerkannt wird, daß eine gleichförmige Universitätsordnung auf allen deutschen Hochschulen festgestellt werde, wird groß und männlich die echte akademische Freiheit unter der geschärften Aufsicht eines dazu allein bestimmten Universitäts-Justitiarius, und unter den strengsten Disciplinargesetzen, in Schutz genommen, das was einsichtsvolle deutsche Männer, wie Schleiermacher, Steffens, Wachler, und Ausländer, die mit dem Geiste unsers Universitätswesens vertraut wurden, wie Cuvier und Villers, zu Gunsten der jetzt bestehenden Formen gesagt haben, für wahr anerkannt, alles, was deutsche Universitäten, in denen der österreichische präsidirende Minister bei'm Bundestage bei seiner ersten Eröffnungsrede selbst ein Palladium des deutschen Volks und der wahren deutschen Cultur erkannte, zu bloßen Schulen und Gymnasien herabsetzen könnte, zurückgewiesen, und die freie Discussion über alles, was auf einer akademischen Lehrkanzel vorgetragen werden kann, als das einzige Verwahrungsmittel gegen Sectirerei und Einseitigkeit in Schutz genommen. Aus der Beilage erhellt genüglich, was der Großherzog, im engsten Verständniß mit dem Herzog von Gotha, nach den neuesten Hausvertrag die einzigen beiden Nutritoren der Universität Jena, seit 1816 für Jena's neue Gestaltung und Erhebung gethan hat. Durch erhöheten Gehalt ist die Unabhängigkeit der Professoren vor der Gunst oder Abgunst der Studenten gesichert; durch Anstellung eines akademischen Justizamtmanns, der in genauer Verbindung mit den bürgerlichen Polizeibehörden steht, die Disciplin selbstständiger, durch neue akademische Gesetzgebung alles dem Zeitgeiste angemessen gemacht worden. Bei den Studentenunruhen in Göttingen im Sommer 1818 wurde in Jena sogleich die Verfügung getroffen, daß kein ohne Zeugniß Ausgewanderter hier aufgenommen wurde. Nichts ist einleuchtender, als die kurze bündige Darstellung, wie die studirende Ju-

gend im Jahr 1814 und 15 zum Befreiungskrieg aufgerufen, und durch diese Theilnahme mannbar gemacht, nun nicht sogleich in die ruhige Beschränkung des Hörsaals zurücktreten mochte, und daß einer zweiten Generation erst wieder die alte Ruhe abzugewinnen wäre. Die wahre Tendenz des Wartburgfests wird in die Zerstörung aller Orden und Landsmannschaften durch eine allgemeine Verbindung, die man bald Burschenschaft zu nennen angefangen hat, und in Abstellung vieler eingewurzelten Mißbräuche gesetzt, dabei aber keineswegs geleugnet, daß das Maß in einzelnen Fällen überschritten worden sei. Das großherzogliche Rescript, wodurch die Erneuerung des Wartburgfestes auf den 18. October 1818 nachdrücklich untersagt wurde, wird in Erinnerung gebracht. Unterdessen ist wegen Carl Ludwig Sand von allen, die so gern die Lärmtrommel rühren, ein Kriegsgeschrei erhoben worden. Die Commission, die der Großherzog alsbald nachdem die That durch Eilboten erscholl, nach Jena beorderte, hat die Meinung, die schon im Voraus hier Jedermann gefaßt hatte, daß von Sand's That Niemand in Jena etwas gewußt, daß sie Niemand mit ihm verabredet habe, zur Ueberzeugung erhoben. Indeß hat sich der Großherzog, in Verbindung mit dem Herzoge von Gotha, doch, um jeden Verdacht einer finanziellen Rücksicht von sich zu entfernen, gewiß nicht ohne das schmerzlichste Gefühl zu dem heroischen Mittel entschlossen, von Ostern an allen Ausländern, die nicht durch Zeugnisse die Einwilligung und Verbürgung ihrer Regierungen und Obrigkeiten beweisen können, die Aufnahme auf der Universität Jena zu verweigern, und dies an allen deutschen Höfen bekannt zu machen. Heroisch ist dies Mittel gewiß. Denn wenn auch die Berechnung, daß in den letzten Jahren, wo sich die Zahl der in Jena Studirenden auf beinahe 700 belief, an 150,000 Thaler in auswärtigen Wechseln und Geldsendungen nach Jena gegangen, schwerlich zu verbürgen seyn dürfte: so ist doch unleugbar das sichtbare Gedeihen und das fröhliche Wachsthum der Universität dem Ganzen und Einzelnen eben so ersprießlich, als rühmlich gewesen. Tüchtige Lehrer zogen tüchtige Schüler. Es herrschte viel Fleiß und Eifer, wie selbst der bitterste Widersacher eingestehen mußte. Nichts aber ist thörichter, als das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wahret alle Ultras, die jetzt mehr als je vorher von Radicalcur

sprechen, und unsre Hochschulen, so viel an ihnen ist, allen Polizeischergen und Criminalgefängnissen preis geben wollen. Kein tödtender Justizbuchstabe kann die väterliche Ermahnung eines Professors, der das Zutrauen der Jünglinge sich erwarb, je ersetzen."

Sand als Mitglied der allgemeinen deutschen Burschenschaft über die Art dieser Vereinigung befragt erklärte: die Jenaer Burschenschaft sei schon 1815 oder 1816 constituirt worden; auf den mehrsten Universitäten hätten sich nach und nach Burschenschaften mit verschiedenen Constitutionen gebildet. In den Osterferien 1818 wären Deputirte von Jena, Berlin, Halle, Kiel, Würzburg, Marburg, Erlangen und Heidelberg zu Jena zusammengetreten, und hätten sich über allgemeine Grundsätze vereinigt, ohne jedoch eine Constitution zu entwerfen. Es sei der Grundsatz aufgestellt worden, daß die Burschenschaften auf den Universitäten unter sich vereinigt seien, und eine allgemeine deutsche Burschenschaft bilden, und daß die einzelnen Burschenschaften sich zwar nach allgemeinen Grundsätzen verhalten, aber ihre particulären Constitutionen beibehalten sollten. Er selbst habe diesen Verhandlungen mehrmals als Gast beigewohnt.

Die einzelnen Burschenschaften hätten unter sich correspondirt, und eine Burschenschaft sei für ein Jahr zur Besorgung der Leitung und Correspondenz für's Ganze gewählt worden. Die Jenaer Burschenschaft sei für 1818 gewählt, für 1819 werde wohl Berlin gewählt seyn. Die Correspondenz werde durch die Vorsteher besorgt.

Es sei bei diesen Versammlungen geschrieben worden*), er wisse nicht was; auch sei ein Aufruf an die deutschen Universitäten wegen Aufhebung der Landsmannschaften erlassen worden.

Die Mannheimer Commission erhielt von der weimarischen folgende Notizen: Die Vereinigung, wovon

---

*) Der Deutsche, seit er schreiben kann, meint nichts ohne vieles Schreiben thun zu können, sagen schon Agricola's Sprichwörter.

Sand sage, sei schon im April laufenden Jahrs durch Vernehmung der sämmtlichen Vorsteher der Jenaer Burschenschaft zur Kenntniß der Commission gekommen. Sie finde in den Aussagen Sand's, so wie in der Untersuchung wider die Verbindung nichts, was von einigem Interesse für die hiesige Untersuchung seyn könne, erbot sich aber zu Mittheilungen von Abschriften der von den Vorstehern der Burschenschaft ihr übergebenen Papiere.

Zum Protokoll hatten die Vorsteher der Burschenschaft erklärt: Die Idee zur allgemeinen Burschenschaft sei in Jena entstanden, veranlaßt durch den Wunsch, sich näher an die andern Mitdeutschen auf den übrigen Universitäten anzuschließen, und, mit ihnen vereinkräftigt, den Landsmannschaften entgegen zu treten. Daher hätten sich, auf vorhergegangene Einladung, Ende März 1818 Abgeordnete der Burschenschaften von Heidelberg, Rostock, Halle, Marburg, Kiel, Königsberg und Leipzig in Jena eingefunden. Die Deputirten dieser 9 Hochschulen wären zwar in Unterhandlungen über 19 ihnen von der Jenaer Burschenschaft vorgelesene Puncte getreten; man sei aber blos vorläufig darüber einig geworden, daß die Burschenschaften selbst sich über diese Puncte berathen, und ihre Erklärungen vor dem 18. October an die Jenaer, als zur geschäftführenden Centralbehörde ernannt, abgeben sollten.

Den 18. October 1818 sei eine Versammlung von Deputirten obiger 9 Burschenschaften, und außerdem jener zu Erlangen, Würzburg, Tübingen und Breslau in Jena veranstaltet worden. Hier habe man sich über 35 Puncte, bis auf Genehmigung der 12 fremden Burschenschaften, vereinigt; die Geschäftführung sei auf Berlin übergegangen, von weiterem definitiven Beitritt sei ihnen nichts bekannt, welches daher rühren möge, daß die Berliner Burschenschaft, da sie sich schon um Weihnachten in dreizehn landsmannschaftliche Abtheilungen gespalten, sich Ende Februars gänzlich aufgelöst habe.

Sand bemerkte: Es seien schon damals von Jena aus Schritte geschehen, um eine allgemeine Burschen-

schaft, wozu die Idee von der Wartburgsfeier ausgegangen sei, zu Stande zu bringen.

Nach weiteren Papieren der allgemeinen Burschenschaft war die erste Zusammenkunft in Jena. Sie dauerte vom 29. März bis zum 3. April 1818. Die Abgeordneten von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, und Rostock beschäftigten sich zuerst mit ihren Vollmachten, dann mit Angelegenheiten einzelner Burschenschaften und mit Maßregeln gegen andere Verbindungen.

Nach dem Protokoll vom 30. 31. März wurde über 19 Puncte als Grundlage zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft gestimmt.

Protokoll vom 1. April. Beschluß: „Auch an die Hochschulen, welche keine Abgeordnete geschickt hätten, soll der Entwurf dieses Gesetzes mit einer Schrift über die Ansicht der Abgeordneten und das Wesen der Burschenschaften mit Aufforderung, den dort gebilligten Grundsätzen beizutreten, übersandt werden."

Protokoll vom 2. April. Beschluß. „Fernere Bestimmungen für die Verfassungs-Urkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft wie: zur Darstellung der Idee des Ganzen ist eine allgemeine Bundessitzung nothwendig. Dazu schickt jede deutsche Burschenschaft zu einer bestimmten Zeit Abgeordnete nach einem zu erwählenden Orte um über allgemeine Angelegenheiten zu berathen und zu entscheiden. Der Beschluß dieser Bundessitzung ist noch besondere schiedsrichterliche Behörde in Streitigkeiten einzelner Burschenschaften. Ihr bleibt die oberste Leitung der Geschäftsführung unterworfen.

Am 31. Mai 1818 waren unter den genehmigten 19 Puncten diese: „§. 2. Der Zweck der Berathungen der Abgeordneten ist, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu begründen, d. h. eine Vereinigung aller deutschen Hochschulen zu einem Ganzen. §. 3. Die Grundidee einer solchen allgemeinen deutschen Burschenschaft ist: Liebe zu Volk und Vaterland, und volksthümliche Sitte zu wecken und zu erhal-

ten. §. 4. Es ist dazu nöthig, daß auf jeder Hochschule Deutschland's eine allgemeine Verbindung sei, Burschenschaft genannt. §. 16. Der gesammten deutschen Burschenschaft bleibt das Recht, die Verfassung der einzelnen deutschen Hochschulen einzusehen, und die ihr nöthig scheinenden Abänderungen zu treffen. §. 19. Den Beschlüssen des Burschenbundestags müssen alle einzelne Hochschulen sich fügen."

Die zweite Zusammenkunft war zu Jena vom 10. bis 19. October 1818. Abgeordnete der Burschenschaften von Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen, Würzburg.

„10. October. Vollmachtsvorlagen, Geschäftsordnung, Reihe der Abstimmungen u. s. w. Rathschlag über den Kieler Verfassungs-Entwurf. 12. October: Verhältnisse der Breslauer Burschenschaft zur Berliner; Berathung über den Zweck der allgemeinen deutschen Burschenschaft. Der Ausschuß gibt der Versammlung seine Ausarbeitung über den Zweck der Burschenschaft zum Besprechen."

„13. October. Die Ausarbeitung der Verfassungsurkunde wird einer Commission aufgegeben. 14. October. Durchsprechen über einzelne Paragraphen der Ausarbeitung. 15. October. Die Sache der Würzburger deutschen Burschenschaft. Abends Berathung über die Verhältnisse der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu Burschen außer ihr. 16. October. Der Göttinger Verruf. Nachmittags wird die von dem Ausschusse ausgearbeitete Verfassung der allgemeinen deutschen Burschenschaft gebilligt."

„19. October. Zu Sendungen für 14 Universitäten werden Privatpersonen, auch Buchhandlungen, an welche die Correspondenz adressirt werden soll, benannt. Die Urkunde der Verfassung der allgemeinen deutschen Burschenschaft vom 18. des Siegesmonats, im Jahre des Herrn 1818, setzt als allgemeine Grundsätze fest: §. 2. Die allgemeine deutsche Burschenschaft, als freies Gemeinwesen, stellt als den Mit-

telpunct ihres Wirkens folgende allgemein anerkannte Grundsätze auf:

a. Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, möglichste Gleichheit aller Rechte und Pflichten.

b. Christlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlands."

„§. 4. Die allgemeine deutsche Burschenschaft tritt nur in's Leben dadurch, daß sie sich je länger je mehr dargestellt hat, als ein Bild ihres in Freiheit und Einheit erblühenden Volkes, daß sie ein volksthümliches Burschenleben in der Ausbildung jeder geistlichen und leiblichen Kraft erhält, und in freiem, gleichem und geordnetem Gemeinwesen ihre Glieder vorbereitet zum Volksleben, so, daß jedes derselben zu einer solchen Stufe des Selbstbewußtseyns erhoben werde, daß es in seiner reinen Eigenthümlichkeit den Glanz der Herrlichkeit deutschen Volkslebens darstelle." — Einzelne sind ausgeführt: „Verfassung. Geschäftskreis der geschäftsführenden Burschenschaft. Verhältniß der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu Verbindungen neben ihr. Allgemeine Feste."

Wahrscheinlich wegen Mangels an ausreichender Vollmacht wurde nichts definitiv abgeschlossen, nach vorläufiger Besprechung über die Fundamentalgesetze. Dieses behaupteten die Vorsteher der Jenaer Burschenschaft.

---

Schreiben der allgemeinen deutschen Burschenschaft *) an die deutschen Hochschulen ohne Datum und Jahrzahl.

---

*) Mehreres Urkundliche über die zerstückelnden und das Duelliren forterhaltenden Landsmannschaften, dann aber auch über die allgemeine Burschenschafts-Constituirung hat neuerdings bekannt gemacht Joach. Leopold Haupt, unter dem Titel: „Landsmannschaft und Burschenschaft, ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studirenden auf den deutschen Hochschulen. Leipzig bei Brockhaus 1820." S. 244.—306.

„Die Zersplitterung Deutschlands hat es seinem Falle nahe gebracht. Hart an der Grabstätte des Vaterlandes ist ihm die Lehre geworden, daß nur Einheit stark mache, und erst, da die Deutschen dieser gefolgt, waren sie wieder, was sie getrennt nicht seyn konnten, ein glückliches freies Volk."

„Man soll aber über den höchsten Zweck auch nicht den kleineren nahe stehenden versäumen; auch der Theil müsse sich als Theil ausbilden, um mit dem Ganzen harmonisch zusammen zu stimmen."

„Das deutsche Volk ruft: wir dürfen nicht mehr Baiern und Sachsen, nicht mehr Preußen allein seyn, sondern Deutsche vor allem. Daher der allgemeine Ruf nach Verfassung, welchen die innere Freiheit des großen deutschen Volks, trotz der mannigfachen Stimmen der Regierungen, auch äußerlich beurkundet."

„Wenn dieser Geist des Volks erkannt ist, so ist es noch leichter die Annahung der wichtigen Zeit von der studirenden Jugend, der Blüthe, Stütze, Hoffnung unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, zu erreichen."

„Denn, was sind die Hochschulen anders als volksthümliche Bildungsanstalten, worin der Geist des Volks sich klar und ungetrübt abspiegelt? Welchem Stande als dem unsern kann wiederum die Verbindlichkeit obliegen, wo der Geist etwa noch in Einzelnen veruneinigt wäre, ihn mehr und mehr zu wecken und zu läutern."

---

ist die Verfassungsurkunde der Jenaischen Burschenschaft vollständig der Oeffentlichkeit vorgelegt. S. 307—367. Ehrenspiegel der Burschenschaft zu Gießen. S. 182.

„Wer ist deutsch?"

„Wer so groß, so gut und bieder,
Wer so frei, so wahr und rein
Und so treu ist, muß es seyn;
Der ist wahrhaft deutsch, Ihr Brüder!
Der ist der Deutsche, dem töne Gesang!
Töne der liebliche Becherklang."

„Den Hochschulen darf nichts fremd bleiben, was zum Gedeihen des allgemeinen Wohls dient. Daher sind wir, die zur Selbstbildung reifende Jugendblüthe des Vaterlands, es auch, die von Kanzeln und Kathedern, im staatlichen und geseligen Leben, bei Hohen und Niedern die Begeisterung für Vaterland, Freiheit und Volksthum lebendig halten müssen, damit äußere Gewalt und List nicht wieder so leichtes Spiel mit uns gewinnen, und endlich ganz die Keime unseres vaterländischen Lebens vernichten."

„Die große Idee, welche die bedeutungsvolle Zeit hervorgerufen hat, darf uns nicht fremd bleiben, deren Beruf es verlangt, daß sie vertraut werden mit dem höchsten Gedanken der Menschheit, die wir reif genug sind, zu begreifen, und waren genug, sie mit der ganzen raft der Seele zu umfassen."

„Um das gesammte Volk zu belehren, gibt es zwei Wege. Einmal, wenn die Zeit durch den Drang der Nothwendigkeit, wenn die einzelnen Weltbegebenheiten das Volk aus dem Schlummer der bewußtlosen Unthätigkeit hervorrüttelt, wenn das Alte schleunigst und gar gewaltsam durch das Neue verdrängt wird, wenn das Schwert des Krieges die Fesseln der Gewohnheit sprengt, und die Menschen befreit."

„Anderntheils, wenn von oben herab durch Kirche und Staat auf den Menschen gewirkt wird, wenn durch absichtlich neben einander gestellte Erscheinungen des Alten und Neuen der Mensch zum Vergleichen gezwungen wird, und er, die Vortheile der also blühenden Zukunft erwägend, dem Nachtheile der Vergangenheit sich völlig entzieht."

„Die Zeit spricht mit Drometenklang und selbst der ärgste Schläfer muß erwachen. Aber selbst wenn dieses nicht der Fall wäre, müßte dennoch Kirche und Staat dem neu entstandenen Chaos eine bestimmte formelle Abfassung geben, sonst verraucht entweder die Gluth, oder sie verbreitet sich in zügellose Willkühr."

„Alles was kommen soll, muß von uns kommen. Die auf den höhern Lehranstalten sich ausbildende Jugend,

in zehn Jahren ist sie die wirkliche Welt. Muß es also auf den Hochschulen unser Bestreben seyn, den Geist der deutschen Gesammt=Universität in uns vorzustellen, um ihn mit seinen vielfachen Modificationen in's bürgerliche Leben eintreten zu lassen; so können wir wieder für die Ausbildung dieses Geistes nicht tüchtig werden, wenn wir auf den Hochschulen den Kastengeist nähren 2c."

„Aus diesem Bedürfnisse erzeugte sich zuerst die Idee einer einzigen deutschen Verbindung auf den Hochschulen, einer Burschenschaft."

„Die Idee einer Gemeinschaft beruht auf der Uranlage des menschlichen Geistes; was wir einzeln gewonnen haben in jeglicher Rücksicht, das sollen wir wieder hineintragen in's Leben, jeder nach seiner Art. Undankbar wären wir, und Verräther an der guten Sache, wenn wir diese nicht erkennten, Unterdrücker des allmächtigen Geistes in uns, wenn wir uns die Kraft zu wirken absprechen wollten. Hinaussenden mit jugendlicher Begeisterung in ein jugendliches frisches Leben, Zeugniß ablegen laßt uns von der Gewalt der höchsten geistigen Güter, durch reines Streben nach ihrer vollkommenen Erkenntniß, und durch unermüdetes Wirken, auch andere dafür zu begeistern."

„Diese Gemeinschaft kann aber nicht das große Ganze der Menschheit unmittelbar in sich fassen, es kann nur eine Gemeinschaft mit denen sei; die mit uns verwandt sind, durch dieselbe Abkunft, dieselbe Sprache, Sitten, Klima, durch denselben Bildungs=Typus, durch die Gemeinschaft, in der wir mit unserm ganzen Volke stehen. So will es das ganze Leben der Menschheit und unsers Volks, auf das wir jetzt unsere ganze Wirksamkeit richten müssen 2c. Für unser Vaterland sollen wir leben, alle äußern und innern Feinde desselben sollen wir bekämpfen; seine Ehre soll unsere Ehre, seine Schande unsere Schande seyn."

„Wie aber ist auf das Vaterland zu wirken? Dieses ist nur möglich, soweit es in unserer jetzigen Lage und in unserer Stellung zum Volke geschehen kann."

„Der Zweck aller deutschen Hochschulen ist doppelt, zuerst eine möglichst allumfassende wissenschaftliche Bildung zu erhalten, und zweitens eine freie und eigenthümliche Ausbildung des ganzen Menschen nach allen seinen Beziehungen zu erreichen.“

„Das engere Zusammenleben wird durch die bestimmt, die ein gemeinsames Streben haben. Auf den deutschen Hochschulen ist ein Zusammenleben von deutschen Burschen, beseelt von dem gemeinsamen Streben, ihren Geist und ihr Herz so auszubilden, daß sie einst vortheilhaft für ihr Vaterland wirken könnten.“

„Wohlan! Die Gemeinschaft aller deutschen Burschen bilde eine allgemeine deutsche Burschenschaft die sich selbst Zweck seyn soll. Sie soll eine Vereinigung von Jünglingen seyn, die das ganze volksthümliche Leben nach allen seinen verschiedenen Richtungen lebendig im Gemüthe tragen muß. Auch der Zweck dieser Vereinigung kann kein anderer seyn, als die Aufrechthaltung und die Beförderung desselben Lebens.“

„Diese deutsche Burschenschaft geht aus dem innigsten Wesen aller Mitglieder hervor. Sie sei deshalb ewig wie der Geist selbst. Keine menschliche Gewalt sei im Stande, sie zu unterdrücken, weil der freie unbeschränkte Geist auf keine Weise in Fesseln gelegt werden kann, so lange er sich regt.“

„Aeußere Form. Die Burschenschaften der einzelnen deutschen Hochschulen verhalten sich zur allgemeinen, wie der untergeordnete Theil zum Ganzen, daher auch das Ganze jedesmal Gewalt über die Theile wieder haben muß, die ihm im Protokoll zuerkannt sind.“

„Keinem ehrenhaften deutschen Burschen sei der Eintritt in eine Burschenschaft verweigert. Auf einer Hochschule ist nur eine deutsche Burschenschaft möglich. (Ausführung, daß die deutschen Burschen, an der Sünde ihrer Zeit mitkrankend, die Freiheit zum Theil in Zügellosigkeit verwandelt, und Zwietracht und Selbstsucht unter sich selbst Raum gegeben hätten.) Jetzt aber sind wir wieder, wie unser Volk,

durch die großen Ereignisse der Zeit, zum Bewußtseyn der höchsten geistigen Güter gekommen ꝛc. Das Geschäft der Burschenschaft ist vorzüglich, die Läuterung unermüdet zu betreiben, und das Falsche aus dem Leben zu verbannen."

„Aus den Zwecken einer deutschen Burschenschaft erhellt, daß sie in einen gewissen Gegensatz treten muß mit Allem, was sich mit dem Streben nach vaterländischer Bildung, was sich mit der Idee der Volksthümlichkeit nicht verträgt. Hindernisse, welche von jeher der volksthümlichen Bildung entgegengestanden, sind, von der einen Seite Provinzialismus, von der andern Kosmopolitismus. Der erstere bezieht sich auf die Trennung durch einzelne Landsmannschaften. Wegen des zweiten muß die Burschenschaft sich vor dem Extrem des zu weit Ausgedehnten hüten. Durch die Obenanstellung des vaterländischen Zwecks sei der Burschenschaft ein bestimmter Kreis zur Wirkung angewiesen. Hier sind die einzigen Schranken und festen Grenzen gesetzt, damit das Streben in Betreff des öffentlichen Lebens nicht über das Volk hinausgehe und sich zersplittere."

Unterschriften von Abgeordneten der Burschenschaften von Jena, Rostock, Kiel, Königsberg, Heidelberg, Halle, Marburg.

Bei der Jenaer Burschenschaft, war nach §. 174 des dortigen Burschenbrauchs die Formel der Aufnahme:

„Ihr steht vor dieser ehrenwerthen Versammlung, um das feierliche Gelübde abzulegen, das Euch in unsere Mitte führt. Ich als Schreiber frage Euch N. N. im Namen der Jenaer Burschenschaft feierlich und öffentlich: habt Ihr erkannt den Sinn und Geist, der in den Gesetzen unserer Urkunde lebt? Habt Ihr erkannt den Sinn und Geist, der unser Grundgesetz belebt, und ihm Kraft und Ansehn gibt? Bekennt Ihr Euch zum Volke der Deutschen, und erkennt Ihr, daß Ihr in den Grundgesetze der Jenaer Burschenschaft Euere Grundsätze wieder findet, daß Ihr sie nach Außen und Innen vertheidigen wollet mit Leib und Leben, daß Ihr, wie mit der Burschenschaft, so mit dem deutschen Volke stehen und fallen

wollet? — Nun so gebt Euer Ehrenwort in die Hand des Sprechers.“

Sand behauptete, der Aufzunehmende habe durch diese Formel keine bleibende Verbindlichkeit übernommen, indem er habe austreten können wann er gewollt.

Wie lebhaft und muthig sich Sand für das reine Bestehen der Burschenschaft verwendet, zeigt eine Erklärung von ihm, ohne Datum:

„Deutsche Brüder!“

„Ich erfahre, zwar nur leise, aber von Umtrieben gegen unsere vaterländische Sache; ich höre von Verrath gegen unsere freisinnige deutsche Burschenschaft! — Es ist nicht leicht möglich, diesem geheimen Unwesen auf die Spur zu kommen.“

Ich stürze deshalb allen denjenigen,
„die falschen Sinnes hier Anschläge machen, unsere Burschenschaft zu stürzen, die Plane ausbrüten, hier Orden oder Landsmannschaften zu errichten, hiermit feierlich jedem einen dummen Jungen —

damit die trübe, schlechte Meuterei vielleicht hierdurch an's Licht und an den Tag gebracht werde; — auf daß wir den argen Feind vor die Augen bekommen, der bis jetzt im Finstern und um so wüthender unter uns umherschleichet.“

„Wir stehen fest zusammen, das weiß ich; aber wir glauben zum Theil auch, daß wir schon ausgekämpft haben, während uns doch die Gefahr so nahe ist; — wir sind sorglos, stehen einzeln da, und vermuthen keine Tücke, — während man sich doch gegen uns und unsere edle Sache wie mit Ketten an einander zu schließen scheinet.“

„Der ich weiß, wie alle Guten unter uns rege erglühen für unser hohes Bestreben. — Ich, ein schwacher Fechter unter Euch, möchte Euch hier gerne vor-

fechten in dem Kampfe gegen die, die durch den alten landsmannschaftlichen Wust wieder alles Gewonnene zu zerstören, die die schönste Blüthe dieser Zeit, den Sieg und die Ausbeute aller redlichen und tüchtigen Gemüther wieder zu zerknicken trachten. — Es brauchte die Sache nur einen Anstoß, und wir, die wir doch eigentlich die Wachenden sind, die wir immer frei über allem Alten und Schlechten dastehen, die wir kühn nach der Verjüngung jedwedes Herrlichen und Großen in der Menschheit streben — wir stehen wieder fest, und (verbunden als rechte Brüder — durch nichts als durch die Wahrheit und die innere Ueberzeugung) — wir stehen als die rechten Burschen da, und wanken und klügeln nicht mehr! — So gehe ich getrost in den Kampf — Euch voran. Wir greifen an's Schwert und lassen nicht mehr davon ab bis zum völligen Sieg!"

„Was ich hier schlicht und nach Burschenart erklärt habe, das werde ich auch selbst unter die hiesigen übrigen Bursche verbreiten. Und ich fordere Euch, in der Burschenschaft auf, es allenthalben auch zu verbreiten und erwarte so baldmöglichst ehrliche Forderung von allen, die meine Rede wirklich trifft.

Carl Sand
der allgemeinen deutschen Burschenschaft Mitglied."

---

Von der Burschenschaft zu Erlangen bezeugte Sand: 1816 habe der Theologe U—ch ein gedrucktes Schriftchen des D. Stark zu Jena über die dortige Burschenschaft aus einer Buchhandlung zu Erlangen, welche es vertheilte, erhalten. Er und einige Freunde hätten schon früher bei den Landsmannschaften darauf gedrungen, daß das Saufen abgestellt werde. Da dieses aber nicht geschehen sei; so habe er nach Durchlesung jener Schrift sich mit U. und einigen andern, zusammen 13, bei den Landsmannschaften beschwert, und er nebst einigen andern seien aus der Landsmannschaft der Fran=

len ausgetreten. Sie wären aber zu wenige gewesen, um eine Burschenschaft zu bilden. Erst da mit dem Anfange des neuen Semesters ihre Zahl sich bis auf 40 vermehrte, habe er, U. und einige andere eine Constitution für die Burschenschaft bearbeitet, welche sie sämmtlichen Mitgliedern zur Prüfung vorgelegt. Er habe das Verhalten des Studenten gegen Andere auszuarbeiten gehabt. Zweimal sei er Vorsteher der Burschenschaft gewesen; allein er und seine Freunde wären in Verruf erklärt worden, welcher so lange gedauert habe, als sie in Erlangen gewesen.

Die Burschenschaft habe keine Abzeichen und keinen besondern Namen gehabt; die Landsmannschaften hätten sie Teutonia genannt. Ihr Zweck sei blos akademisches Leben in Zucht und Ordnung gewesen.

Die Untersuchungs-Commission ersuchte den akademischen Senat zu Erlangen um Auskunft über diese Verbindung, ob Sand darin gestanden, über die Vorsteher derselben in den Jahren 1816 und 1817, und bat um Mittheilung ihrer Constitution. Sie erhielt Antwort, daß von einer Verbindung, worin Sand gestanden, nichts actenmäßig bekannt sei. Seine wahrscheinlichen Verhältnisse zu der allgemeinen Burschenschaft kenne der Senat nur aus den das Wartburgfest betreffenden Schriften. Auf weitere Anfrage an den Senat war die Antwort: Weil seit 1814 die Handhabung der Polizei auf Seiten des akademischen Senats aufgehört habe, hätte es ihm nicht mehr zugestanden, von solchen Vorkommenheiten Kenntniß zu nehmen. Es lägen über die Einrichtung der Teutonia keine so genügende Anzeigen vor, um Einschreitungen dagegen zu begründen, auch habe der Senat von den Statuten der sogenannten Teutonia keine Kenntniß.

Das Erlanger Stadt-Commissariat gab mehreres. „Insonderheit in Folge der bekannten Zusammenkünfte vieler Studirenden deutscher Universitäten auf der Wartburg bildete sich hier eigentlich die sogenannte Burschen-

schaft, welche sich besonders durch eine von der gewöhnlichen unterscheidende sogenannte altdeutsche Kleidung, mit schlicht herabhängendem Haupthaare, auszeichnete, übrigens aber durch ihr Benehmen in dem gemeinschaftlichen Kosthause, auf der Straße und bei öffentlichen Gelegenheiten, ein günstiges Vorurtheil für diese Verbindung, welche der Universitäts-Senat genau *) kannte, und die meisten Professoren sehr begünstigten, erzeugte. Gegen ein gewähltes Abzeichen von einem grün- blau- und weißgestreiften Bande im Knopfloche machte das Polizei-Commissariat wirksame Einschritte. Die Anzahl der sogenannten Burschen wuchs unter den für sie so günstigen Umständen von Semester zu Semester in dem Verhältnisse, in welchem sich die sogenannten landsmannschaftlichen Vereine der Anzahl der Mitglieder nach verringerten. Es war aber auch bald zu bemerken, daß ein gewisser Freiheitsschwindel sich über die Grenzen der Sittlichkeit und Ordnung, besonders durch lärmendes Singen auf den Straßen, hinaussetzte, weshalb die Universität und die Stadtpolizei zu Strafvorkehrungen schreiten mußte."

„Es ist außer Zweifel auch dem akademischen Senate ebensowohl bekannt, daß die Burschenschaft ihre eigenen Vorsteher, sogenannte Rügenmeister, und ihre Gesetze, besonders auch in Bezug auf sogenannte Ehrengerichte, welche Duell unter gewissen Umständen unter der Burschenschaft selbst zuließen, hat. **) Sie feierten öffentlich ihren Stiftungstag durch ein großes Mahl und einen Aufzug mit Musik unter Fackelschein."

„Eine Folge der Zusammenkunft auf der Wartburg war auch ein verändertes Bandabzeichen, schwarz und

*) Daß nämlich die Verbindung dem Saufen entgegen war, durch ihr Benehmen im Kosthaus, auf der Straße und an öffentlichen Orten sich ein günstiges Vorurtheil erwarb.

**) Daß des Duellirens viel weniger wurde, ist allbekannt. Nur wo man die Landsmannschaften im Gegensatz begünstigte, wurden späterhin der Reibungen wieder mehr.

roth, und ein metallenes oder gesticktes Eichenblatt auf dem Barette."

Nach Spuren in den Acten hat die Burschenschaft von 1816 und 1817, welche nur eine beschränkte Anzahl Mitglieder zählte, und wozu Sand gehörte, sich 1817 wieder aufgelöst. Diese Burschenschaft wurde damals ausdrücklich verboten. Ein Befehl, erst vom 15. December 1817 an den akademischen Senat zu Erlangen, sprach aus:

„Seine Königliche Majestät haben sich bewogen gefunden, die bestehenden Verordnungen gegen geheime Verbindungen mit ausdrücklicher Ausdehnung auf die sogenannte deutsche Burschenschaft nachdrücklich zu erneuern, und wollen, daß dieses Verbot durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht werde."

Doch kann später nach der Wartburggeschichte eine neue Burschenschaft gebildet worden seyn. In dem sogenannten Brauch der Erlanger Burschenschaft, Wintersemester 18$\frac{18}{19}$, im 2. Buche, 1. Hauptstück von dem Verhältnisse der Burschenschaft zum Staate, wird eine bestimmte Unterwerfung unter die Staatsgewalt und ihre Gesetze bekannt.

„§. 393. Es ist ein strenges Stillschweigen in den Burschenschaftsangelegenheiten gegen Jedermann, der nicht Student ist, zu beobachten, um Einzelnen sowohl als besonders dem Staate unnöthige Besorgniß zu ersparen, und die Glieder der Burschenschaft vor Zeit und Geld kostenden Untersuchungen zu bewahren."

Nach §§. 394 und 395 soll keiner sich selbst einer Strafe zu entziehen suchen, am wenigsten mittelst Ehrenworts oder des Eides vor der treffenden Behörde.

„Dagegen steht es jedem frei, und wenn die ganze Burschenschaft oder ein Anderer als er, in Gefahr ist, ist es eines Jeden Pflicht, das Geständniß geradezu zu verweigern."

„§§. 404 und 405. Professoren und Privatdocenten, wenn sie sich auf eine ungerechte und grobe Weise gegen Studenten vergehen, können von der Burschenschaft in den Verruf erklärt werden, so daß allen dortigen Burschen der Besuch ihrer Vorlesungen untersagt wird.“

„§. 412. Alle Studenten müssen in Erlangen die Gesetze der Burschenschaft anerkennen, oder sich für Philister erklären.“

„§. 407. Gegen gewerbtreibende Philister kann die Burschenschaft wegen Grobheit und unverschämter Prellerei den Verruf erkennen, welcher sich auf ihr Gewerbe erstreckt; alle Studenten, welche bei solchen in Verruf gethanen Philistern wohnen, müssen sogleich ausziehen.“

Sand leugnete nicht, ein Mitglied dieser Vereinigung gewesen zu seyn.

Die Burschenschaft zu Jena, sagte er, habe nie als (geschlossene) Verbindung gegolten, man gehe in sie hinein und bleibe weg, ganz nach Belieben, wie bei einer Sprachgesellschaft, Museum oder Harmonie, ohne *) nur einmal ein Gelübd des Stillschweigens zu thun. Weil durch diese Umgestaltung des alten Studentenwesens so vieles Ueble bei Seite geschafft worden, und ein so guter Geist auf die dortige Universität gekommen, daß man weder Schnurren, noch das sonst in Jena stationirte Jägerbataillon mehr gebraucht, sondern beide längst entfernt habe, so habe auch der Großherzog von Weimar diese Burschenschaft von jeher gern gesehen und unterstützt, und neuerlich, wie er der Universität durch ein Schreiben an den Senat kund gethan, sogar selbst den Vertheidiger gemacht, gegen die von Stourdza'schen Angriffe bei'm Bundestage.

---

*) Zu Jena!

Die Vorsteher wollte er nicht angeben; man könne, meinte er, sie leicht in Jena erfahren, ihm aber möge man nicht zumuthen, solche ganz unschuldige Personen zu nennen. Diese Vorsteher waren dann auch, wie die von Jena mitgetheilten Acten zeigten, dort bekannt; Sand findet sich nicht unter ihnen.

Ein von dem akademischen Senate eingeholtes Zeugniß sagt:

„Diese Verbindung bildete sich nicht nur in Jena, sondern auch auf mehreren deutschen Universitäten schon vor mehreren Jahren. Sie hatte keinen andern Zweck, als durch Aufhebung der Orden und Landsmannschaften alle Spaltung und Reibung unter den Akademikern zu entfernen, und Eintracht und Friedlichkeit herzustellen. So besteht diese Verbindung jetzt noch, keineswegs von der Regierung gesetzlich und öffentlich anerkannt, doch aber allerdings gerne geduldet."

Es sei übrigens nie Militär in Jena in bestimmten Quartieren gewesen. Eine in früheren Jahren dort gelegene Musquetier-Compagnie, von älteren Soldaten, von den Studenten Schnurren genannt, wäre längst aufgelöst.

Die deutsche Burschenschaft in Jena, wie auf mehreren andern Universitäten tolerirt, hat Bekanntmachungen in die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung und in Nr. 110 der Speierer Zeitung, in letzterer sogar mit Unterschrift der Vorsteher, einrücken lassen.

Ihre Statuten sind dem akademischen Senate in Jena vorgelegt; es ist daher vorauszusetzen, daß sie nur den Zweck enthalten, welchen der Senat der Untersuchungs-Commission mitgetheilt hat.

---

III. Untersuchungen wegen der Freunde deutschen Sinnes.

Von Sand wurde auch, wie oben angezeigt ist, folgender Aufsatz gefunden:

„Meinen Freunden deutschen Sinnes in Jena.

Zu übergeben durch Frd. Asmis."

„Freunde!"

„Der größte Jammer auf dieser Erde ist unstreitig der, wenn das Heiligste, für welches sich Tausende geopfert haben, gemein zu werden und zu ersterben droht. Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten wird. Es ist mir dieses Werk unter allen das schwerste. Seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein bis ich erproben konnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel in's ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segenreich werden!"

„Falle ich; so ist mein letzter Wille zu Euch, daß man, bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, diejenigen, die die Gaben des Geistes, Klarheit der Rede, der handfesten Verwaltung besitzen, diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe gemeinsame Sache bereit seyn zu können schon bewiesen, die etwa auch schon Ansehen bei'm Volke erlangt habe, daß man diese dann, so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt stelle, auf daß, wenn das Land frei werden sollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zustand geschaffen werde, daß das deutsche Volk nicht in Halbheit verknöchere."

„Kann ich durchkommen so weiß ich schon, wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.

Gott sei mit Euch!“

„Am Ende *) März 1819.

Euer

deutscher Bruder
Carl Ludwig Sand
vom Fichtelgebirge.“

---

Ueber das „Schreiben an meine Freunde deutschen Sinnes, am Ende März 1819“ gab Sand selbst zu Protokoll, es sei im Datum ein Schreibfehler, es solle „Anfangs März“ heißen. Ferner: „Es hat dieser Brief die Absicht gehabt, meinen näheren Landsleuten und Freunden meine That zum Abschiede in ihrem gehörigen Lichte zu entdecken. Ich habe darin gesagt, daß ich von meinem Innern gerufen, jetzt dahin gehe, den A. v. Kotzebue als den Erzknecht der falschen weibischen Zeit und als den Verräther des Vaterlands niederzustoßen. Die Aufschrift „meinen Freunden deutschen Sinnes“ heißt nicht: meinen deutschen Ordensbrüdern, oder meinen Mitverschwornen, oder denen, die mit mir von dem großen verborgenen Geheimnisse wissen, sondern ist unschuldig und gewöhnlicher Weise überschrieben, und der Ueberschrift nach öffentlich gemeint, so daß alle deutsche Studenten in Jena, mit denen ich allen wenigstens bekannt, mit

---

*) Es sollte Anfangs März, heißen. Sand schrieb es vielleicht, da er noch länger zu warten im Sinn hatte.

den meisten aber sehr gut gewesen bin, es zu lesen bekommen sollten. Diejenigen, die als Deutsche nicht gemein, oder leichtfertig und lüderlich hinlebten, sondern zum Wohl des deutschen Volks sich herauszubilden beeifern und sich ihrem Vaterlande weihen, diesen ist es noch besonders gemeint, während es solchen, die etwa darüber höhnen und spotten sollten, nach Durchlesung wieder wie aus den Händen gewunden ist."

Man fragte, warum er zwei verschiedene Schreiben verfertigt, das eine an die Burschenschaft, und das andere speciellere an seine Freunde ꝛc. Antwort: weil außer der deutschen Burschenschaft noch viele deutsche Studenten und ihm befreundete Seelen in Jena lebten, denen allen er dieses zur Aufmunterung zugedacht habe.

Auf die Frage, „Wer diese Freunde deutschen Sinns seien," war Sand's Antwort: Jeder Deutsche, der wie er, auch das deutsche Vaterland liebe, und sich für dasselbe zu bilden suche, habe gemeinsames Streben mit ihm. Er traue dieses, nach seinem guten Glauben zu den Menschen, jedem zu, und wolle keinen davon ausschließen, könne sie also, die mit ihm von gleichem Stamme geboren, und von gleicher Liebe zum Vaterlande durchdrungen, nicht besonders angeben. Wenn man aber diese Frage: wer das Vaterland liebe, öffentlich aussprechen werde, so hoffe er, sie würden jubelnd sich herzudrängen, und ihre Namen angeben.

Er habe, wo es so räthlich war, wie hier, sein Vertrauen nie knauserisch zugemessen, und da es ihm hier darauf ankam, recht viele zu gleichem Ernste zu stimmen, so habe es ihm wohl verkehrt gedünkt, hier mit Vertrauen zu sparen, wo es doch fast gar kein Vertrauen mehr war, sondern blos eine von ihm selbst geschehene Auseinandersetzung dessen, was er that, damit der Einzelne in gleichem Falle wisse, was er meine, was das Beste sei. Wenn er diese für etwas Geheimes, und für Geheimeres, als das Schreiben an die Burschenschaft, gehalten hätte,

so würde er es auch anders untergebracht, und nicht dem Zufalle der Entdeckung Preis gegeben haben.

Unter der Aufschrift standen noch die Worte:

„zu übergeben durch Frd. Asmis."

An solchen Auftrag wollte Sand sich Anfangs nicht erinnern. Da ihm das Schreiben vorgezeigt ward, versicherte er, es wäre ihm entfallen gewesen.

Ueber die Worte:

„Möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segenreich werden!"

sagte Sand:

Darunter verstehe er: Möge der Erfolg seiner That dem gemeinsamen deutschen Vaterlande, für das jedes Herz erglühe, so wie er sich dafür geopfert habe, zum Nutzen und nicht zum Schaden gereichen. Er habe diese Schrift so überschrieben, daß sie allen zukommen möge, die in Jena als Deutsche auch an das deutsche Vaterland denken, und sich dafür bilden, und es nicht verleugnen, sondern dafür handeln werden, wie er. Darin bestehe also das zwischen ihm und einem andern Deutschen gemeinsame Streben, daß dieser an das Vaterland mit Aufopferung denke wie er, und da seine Worte durch seine That eine ernste Bedeutung bekommen, so wollte er dieses ausgehen lassen, um in der jungen Welt recht viele zur männlichen Resignation und Aufopferung für's deutsche Vaterland anzufeuern. Er habe den Aufsatz mit der allgemeinen Ueberschrift, die an Alle gehe, in ein Pult hingelegt, welches jeder Sucher mit bloßer Hand habe eröffnen können; hätte er ihn an die Heimlichkeit gerichtet, so würde er auch einen bessern Unterkunftsort ausgeforscht haben. Bei einer jugendlichen Schrift, die wie diese eilig geschrieben, könne man nie verlangen, daß ein gediegenes gegen alle Seiten so gestelltes Werk herauskomme, daß Jedermann gezwungen sei, den Sinn im Allgemeinen und Besondern so völlig zu verstehen, wie der Verfasser ihn genommen wissen wollen.

Man fragte, wen er unter dem Ausdruck verstehe: „Die Freunde, die etwa schon Ansehen bei'm Volk erlangt haben."

Darunter verstehe er die Gunst der öffentlichen Meinung, die sich für Rechtschaffenheit, für Geistesgröße, für große Tugenden und Thaten au; einzelne Menschen werfe, war die Antwort.

Und später sagte er, er habe mit dieser Rede nur einen Blick mit der Phantasie in die Zukunft gethan. Denn so lange junge Leute auf der Universität seien, hätten sie weder Bürgerrecht, noch ein Recht zu stimmen im Staate, was er sehr wohl wisse, und er könne daher unmöglich so verkehrt denken, von solchen Leuten zu hoffen, daß unter ihnen welche seien, die die Gunst der öffentlichen Meinung sich erworben hätten.

Die Worte des Schreibens: „so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen mögen," deutete Sand als aus Körner's Gedichten nachgeahmt:

„So drängt das Volk doch jubelnd sich zur Pflicht."

Er habe gemeint, wenn irgend ein Braver in seinem Innern etwas als für's Vaterland nothwendig erkenne, so werde er nicht achten auf alle seine Güter und sein Leben, und sich, wie er, hervordrängen, die Gefahr für's Vaterland zu übernehmen.

Unter dem Satz: „wenn das Land frei werden sollte," verstehe er nichts Weiteres, als was man in aller Welt unter diesem so oft gehörten Rufe verstehe. Bei den Worten: „auf daß gleich der rechte vollendete Zustand geschaffen werde," habe er vorausgesetzt, daß er mit allen guten edeln Menschen gemeinsame Sache haben wolle, ohne daß man daraus schädliche Folgen gegen ihn ziehen könne. Denn er strebe, das Wohl jedes seiner Brüder und Mitmenschen zu fördern.

Bei fernerem Bemerken, daß man aus dem Schreiben auf Einverständnisse und Einweihung in einen Plan schließen müsse, begehrte Sand, man solle ihm die Gründe dieser Behauptung angeben. Man bezeichnete ihm die Worte: „gemeinsames Streben," „mein letzter Wille an euch," „die hohe gemeinsame Sache," Aufzählung der verschiedenen Eigenschaften seiner Freunde, und, daß sie zum gemeinsamen Zwecke verwendet werden sollten. Dagegen erklärte Sand: über den Ausdruck „gemeinsames Streben" habe er sich schon genugsam erklärt. Man könne bei Jünglingen schon dieses gemeinsame Streben dadurch genugsam voraussetzen, weil sie zu gleichen Zwecken für's Vaterland aus Macht ihrer Kräfte sich zu bilden suchten, um Muster für ihr Volk zu werden, und ihre Stellen im Staate dereinst gehörig auszufüllen. Mit jedem, der nicht die Sache der Menschheit und des Vaterlandes völlig aufgibt und zum Schurken wird, habe er ein höchstes gemeinsames Streben, auch ohne daß etwas verabredet würde; er könne nicht begreifen, wie bei dem so offenen und vertraulichen Zusammenleben aller Jenaischen Studenten diese Rede auf geheimes Einverständniß und geheime Verbindung gedeutet werden könne.

Der Ausdruck: „mein letzter Wille an euch" sei aus dem Zwecke des Schreibens selbst hervorgegangen. Er wollte in möglichst feierlicher Rede das Ergreifende, was ihr die von ihm bekannt werdende That etwa verleihen möchte, benutzend, recht ernst und so, daß für immer ein Stachel, sich dem gemeinsamen Vaterlande zu weihen, in sie käme, mit aller Macht der Rede sprechen, damit recht viele zu Großthaten für das deutsche Vaterland gewonnen werden möchten. Der Sinn dieser Redensart sei also der: „Anderthalb Jahre habe ich unter euch gelebt und kenne euch alle, und habe jeden deutschen Stammgenossen, besonders euch, im Innersten lieb; ich weiß, daß ihr mich in meiner ruhigen stillen Gemüthsart anerkannt und mich auch lieb habt. So möge euch dieses dann bewegen, daß ihr auf diese meine letzten Worte recht Acht habt, und sie so viel als möglich als die Worte eines für immer Scheidenden treu in's Leben ein=

führt. Wer mir je lieb war, beweise mir hier seine Liebe durch die That für die hohe gemeinsame Sache."

Bei der Herzählung der verschiedenen Eigenschaften seiner Freunde, sei einleuchtend, daß diese Art, zu reden, freies Gebilde der Phantasie sei, und dieses müsse nach gewöhnlicher Redeweise eher einleuchten, als der hineingelegte Sinn. Er schaue hin über alle und wisse, daß jeder eine verschiedene Gabe habe, womit er dem Vaterlande nützen solle, um nun lebhaft und ergreifend zu sprechen, greife er (wie in der Bibel immer von Reue, von Sündern die Rede sei, oder von Eigenschaften, die in's Himmelreich führen, die aber nie in der Wirklichkeit so vorgefunden würden) einzelne Gaben auf, und sage, wie sie zum Wohl des deutschen Vaterlandes förderlichst gebraucht werden könnten. Dieses rede er an jeden Einzelnen, daß er sich prüfe und seine Gabe vor Gott gerade so gebrauchen wolle, wie sie die beste Frucht bringe, damit auf diese Weise durch richtige Selbstbestimmung jeder Einzelnen vor Gott und vor dem Vaterlande, dem es so Noth thue, die Uebereinstimmung aller zu einem, und eines jedem zum Ganzen zu Tage gefördert werde.

Er habe es seinen „letzten Willen" genannt, daß solche, die Vorzüge des Geistes hätten, körperliche Aufopferungen meiden sollten, um mit dem Geiste dem Vaterlande zu dienen — damit, was ihm das Gehässigste sei, das Schauen des Einen auf den Andern nicht dahin ausarte, daß, einer über den andern klügelnd und schimpfend, alle das Vaterland darüber vergessen, wie es schon so oft gegangen sei.

Die Aufzählung, wie sie verwendet werden sollten, sei blos Geschöpf seiner Phantasie, geschaffen mit Rückblick auf die Geschichte. Er könne sagen, daß er nichts Persönliches und wirklich nichts Anderes gedacht habe, als wie er schon angegeben, daß jeder Einzelne sich darin spiegeln, und, seine Selbstbestimmung erkennend,

sie mit der letzten Mahnung eines Scheidenden um so ernster umfassen und durchleben werde.

Uebrigens werde ohnehin eine Leitung von selbstständigen Menschen sich nie anders gestalten, als daß jeder sich selbst leite. Es sei hierzu allerdings Uebereinstimmen nöthig, daß, wenn einer bei drohender Gefahr zurückbleibe, er von andern nicht geschimpft werde. Er habe aber auch gerade diese schöne Uebereinstimmung der Einzelnen gedacht, die sich in so vielen edeln Zeiten auch eingefunden habe, so daß man übereinstimmte, ohne auf seinen Mitbruder zu sehen. Es sei das ganze Ziel seines ernsten Abschieds gewesen, gerade diese schöne Einigkeit, die keines Zwanges von Außen bedürfe, zu schaffen, damit die Nachkommen die jetzige Zeit als eine edle möchten preisen können; und da dieses sein eigentlicher Trost sei, und sich in den letzten Zeiten als wirklich gezeigt habe, so könne er nicht begreifen, wie man dieses gerade auf Ordens- und Bundeswesen deuten wolle.

---

## IV. Untersuchung über eine literarische Gesellschaft, an welcher Sand Theil genommen hatte.

Sand war auch als Mitglied einer „literarischen Bildungs-Anstalt" zu Jena im Verdacht.

Die Gießener Special-Commission schickte an die Mannheimer das Verhör eines gewissen K. über den Verein der sogenannten „Schwarzen in Gießen." Dieser Akademiker hatte wegen eines ähnlichen Vereins in Jena angegeben: Im verflossenen Winter 18$\frac{18}{19}$ habe der Gießener Verein eine Schrift an den D. Follenius nach Jena geschickt, worin dieser aufgefordert worden sei, den dort gleichfalls gegründeten Verein zu veranlassen, ihnen seine Ueberzeugungen mitzutheilen. Daß ein Verein dort bestehe, habe er von G. gehört, der die Schrift mit nach Jena genommen habe. Die Schrift sei

vom D. S. verfertigt, ihnen allen vorgelegt und von ihnen gebilligt worden. So viel er gehört, sei Sand Mitglied dieses Vereins gewesen. G. habe auch einen Brief von Sand mit nach Gießen gebracht, den er in einer Zusammenkunft vorgelesen. Von seinem Inhalte könne er sich nur noch das erinnern, daß Sand entschlossen sei, alles für das Wohl Deutschland's zu thun.

Sand erklärte über den literarischen Verein zu Jena, wovon er Mitglied gewesen sei: Es bestehen diese Bildungsanstalten in Zusammenkünften, wobei Ideen ausgetauscht worden, welche aber auch zu literarischen Zwecken bestimmt wären. Diese Ideen beständen lediglich in dem Wohle des Vaterlands, welches dadurch begründet werde, damit, so viel er glaube, die Zerrissenheit und die Widersprüche sowohl in religiöser, als in politischer Hinsicht aufhören.

Ein solcher literarischer Verein, wie zu Gießen, sei in Jena nicht gewesen. Zwar sei ein großer literarischer Verein von vielen auch dort verlangt und im vorigen Sommer dazu ein Versuch gemacht worden, er sei aber, so lange er dort gewesen, nicht zu Stande gekommen. Wohl habe er mit Einzelnen Zusammenkünfte gehabt, wo man wechselseitig sich Grundsätze mitgetheilt habe, welche das Wohl des Vaterlands betreffen. Mit den Gießenern hätten sie keine Verbindung gehabt, als daß einzelne Jenaer an bekannte Gießener geschrieben.

In diesem Vereine wären bald mehrere, bald wenigere gewesen, wovon Sand neun namhaft machte. Bei D. Follenius habe er eine Schrift gesehen, die von Gießen dem Jenaer Vereine zugeschickt worden, um seine Ueberzeugung mitzutheilen; er wisse, daß G. sie mitgebracht habe, und daß darin gestanden, jeder, wer wolle, möchte seine Ueberzeugung mittheilen. Diese Schrift sei nicht addressirt gewesen, G. habe sie vom F. in sein Haus gebracht, und dort vorgelesen, wo er und mehrere andere zugegen gewesen.

Versammlungen seien nicht regelmäßig gehalten worden, und auf Zimmern, wo gerade Platz gewesen. Einer habe es dem Andern gesagt, wo eine Zusammenkunft seyn sollte von blos mündlichen Unterredungen.

Die ganze Versammlung habe aus sechzehn bis zwanzig Mitgliedern bestanden, lauter Studenten, außer D. Follenius. Der Hofrath Fries habe ihren Zusammenkünften auf Studentenzimmern nie beigewohnt, zu Anfang vorigen Winters aber die genannten Mitglieder etwa sechsmal in sein Haus eingeladen. In diesen Versammlungen seien allgemeine philosophische Gegenstände von besonderer Tiefe vorgekommen, wo Fries das Gespräch besonders geleitet. Auch zufällig seien Gegenstände ihrer Verhandlungen, wenn das Gespräch gerade auf solche Dinge gekommen, vorgekommen. Sie hätten dann die Ansichten der verschiedenen Mitglieder dem D. Follenius mitgetheilt, und ihn um die Aeußerung seiner Meinung gebeten, die er ihnen auch mitgetheilt habe. Um Weihnachten vorigen Jahres hätten diese Zusammenkünfte aufgehört. Sie seien auf die genannten Personen beschränkt, jedoch nicht ganz geschlossen gewesen; denn es wären auch wohl Fremde, oder einige Personen aus Jena eingeladen worden. Ueber diese Gegenstände ihrer Versammlungen sei nicht abgestimmt, und mithin auch keine Vereinigung über diese gemacht worden. Was sich ein jeder aus dem Gespräch angeeignet habe, das habe er behalten. Die Gegenstände seien gewesen: von den Menschen überhaupt, über Erziehung und die höchsten Ideale der Menschheit, worauf die Erziehung gerichtet werden müsse, über Tugend, religiöse Ansichten, Freiheit und Recht und dergleichen, auch Geschichtliches, alles in Beziehung auf das deutsche Vaterland. Es sei eine bloße Sprechgesellschaft gewesen, man habe sich daher über keine Idee vereinigt, sondern ein jeder habe seine Meinung berichtigt, so viel er gewollt.

Ueber manche Grundsätze sei man einig gewesen. Darüber, daß es etwas Herrliches mit der Anlage des Menschen und seinen Gaben sei, und daß die reine Menschheit nirgends anders, als im Volke selbst, wo

man geboren sei, erkannt und gepflegt werden könne. Allein es sei ebenfalls nicht als gemeinschaftlicher Grundsatz ausgesprochen worden; sie möchten nur alle darüber einig gewesen seyn. Zuweilen habe es wenig Widerspruch gegeben, zuweilen hätten Einzelne bis spät in die Nacht gestritten. Z. B. erinnere er sich, daß über die Freiheit des Willens beinahe so viele Ansichten als Anwesende gewesen.

Seit Anfang des Winter-Semesters 18$\frac{18}{19}$ seien die Zusammenkünfte gehalten worden, Anfangs etwa von neun Personen, die schon an dem im Sommer gescheiterten literarischen Verein Theil nehmen wollen; nachmals seien noch einige andere zusammengetreten. Es habe Niemand die Leitung dieses Vereins gehabt, noch sei ein Vorstand gewesen. Einige wären darum übel angesehen worden, daß sie den Hofrath Fries, wenn in seinem Hause die Versammlungen Statt gefunden, für eine Art Leiter hätten ansehen wollen. Es sei unter ihnen gar keine Form geduldet, weil sie sämmtlich gute Freunde und noch Studenten gewesen.

Nachdem man der weimarischen Commission die von Gießen erhaltene Anzeige und Sand's Depositionen geschickt, antwortete dieselbe: bei Untersuchung dieses Vereins werde sich nichts Strafbares, am allerwenigsten in Beziehung auf Sand's That ergeben. Späterhin als der Student B., der nach Sand zuerst den Versuch zur Bildung eines literarischen Vereins in Jena gemacht haben sollte, vernommen war, wiederholte die weimarische Commission, diese ganze Sache sei mit der größten Oeffentlichkeit betrieben worden. Es finde sich keine Spur, daß die von Gießen her gemachten Versuche, die Jenaer Vereinigung zu gewinnen und ihr demagogische Zwecke einzuimpfen, von einigem Erfolg gewesen.

Ein Institut unter gleichem Namen wurde auf der Universität Freiburg bemerkt. Einstimmend aber mit den Statuten der allgemeinen deutschen Burschenschaft und denen des Erlanger Burschenbrauchs, sagte Sand:

In den Statuten der Jenaer Burschenschaft seien alle Vereinzelungen, wodurch das öffentliche Zusammenleben gestört werde, verboten. Allein diese Gesellschaften hätten sich zur Burschenschaft gut verhalten; denn sie hätten blos einen Zweck gehabt, deshalb habe Niemand darnach gefragt.

Ein Brief, welchen B. den 12. Mai 1818 von Gießen aus an Sand schrieb, sagte: „A. von Jena war die Ostern einige Tage bei uns; wir verständigten uns vorzüglich mit ihm über die staatsrechtliche Bildungsgesellschaft, und erzählten ihm genau, wie wir es damit halten und auch die Freunde in Darmstadt. — Er glaube, es werde in Jena nicht recht angehen, weil Eure Verfassung (die Burschenschaft) alle Vereine verbiete; er ließ sich aber doch vom Gegentheile überzeugen. Es ist ja (äußerlich) eine blos wissenschaftliche Forschung; — wer etwas anderes dahinter sucht, den ladet man ein, zu kommen und zu sehen.“

Diese Ausdrücke des Briefes, behauptete Sand, zielten darauf, daß die Burschenschaft keine einzelnen Vereine dulde, und übrigens sei der Sinn, daß in diesen Gesellschaften auch für Nicht-Juristen Ansichten über Recht und Rechtswesen entwickelt, und so auch diesen davon die nöthigen Kenntnisse beigebracht würden. Der Zweck sei also Beförderung der Bildung überhaupt, wie man bei den Engländern bürgerliche und religiöse Katechismen sogar in den Schulen habe. Doch fand auch Sand das Beiwort „äußerlich“ zweideutig und auffallend.

Die Aussagen des K., welche von Gießen aus mitgetheilt wurden, enthalten über die Gießener Anstalten unter anderem: Der Zweck ihrer Zusammenkunft sei gewesen, die Gründung einer christlich-deutschen Kirche; damit hätten sie größere Freiheit der Deutschen beabsichtigt. Diese Freiheit habe durch Belehrung des Volks im wahren Christenthume hervorgebracht werden sollen. Es sei Absicht gewesen, Deutschland zu Einem Staate zu

verbinden, und zwar durch das Mittel, die Idee der Nothwendigkeit der Freiheit unter das Volk zu bringen, und daß durch das Volk selbst diese Freiheit hervorgebracht werden möge. Es sei im Winter 18 17/18 der Entwurf einer künftigen deutschen Staatsverfassung ausgearbeitet worden.

Aus der Untersuchung gegen den Freiburger Verein zeigen Aussagen einzelner Mitglieder, daß er sich gleichfalls auf politische Gegenstände mit erstreckte.

Sand erklärte, die Gegenstände, worüber ihre Gießener Freunde ihre Ansichten verlangt hätten, hätten Religion, auch das Vaterland und seine Bedürfnisse betroffen. Das Schreiben sei in einzelnen Fragen abgefaßt gewesen, über Puncte, deren er sich durchaus nicht erinnere, und ihnen im Namen der alten Burschenschaft, (der sogenannten Schwarzen,) zugeschickt worden ohne Unterschrift.

In der Versammlung habe Niemand geäußert, ob er darauf antworten wolle, und ihm sei nicht bekannt, ob Jemand nach Gießen geschrieben habe. Dieses sei drei Wochen vor seiner Abreise geschehen, und G., der das Schreiben überbracht, habe keine andere Antwort mitgenommen, als daß jeder seine Antwort nach Gießen gelangen lassen werde. D. S. bekannte, die Schrift, welche G. mitgegeben worden sei, verfaßt zu haben; sie habe den Zweck gehabt, eine Auseinandersetzung der Resultate der dortigen Verständigungen zu erhalten. Das Original habe er nicht zurückerhalten, und das Concept könne er nicht mehr auffinden. Vom Inhalt dieser Punctation gab ein zu Gießen abgehörter Akademiker folgendes:

D. S. habe einmal in ihrer Versammlung eine Aufforderung an die einzelnen Mitglieder zu Ablegung, wie es geheißen, ihres politischen Glaubensbekenntnisses vorgelegt, auch mehrere Puncte aus der Schrift, über welche das Bekenntniß verlangt worden. Er glaube, es habe enthalten, man möge sich auch darüber erklären, ob

man den Freistaat für die beste und allein rechtmäßige Form der Staatsverfassung halte. Dieses Glaubensbekenntniß müsse auch wohl nach Jena geschickt seyn, weil G. die mündliche Antwort mitgebracht, daß man in Jena die Ertheilung eines Glaubensbekenntnisses nicht für nothwendig halte, und daher nicht ablegen werde.

Sand erinnerte sich, daß der Satz, ob ein Freistaat für die beste und allein rechtmäßige Form einer Staatsverfassung zu halten sei, in jenem Aufsatze enthalten gewesen. Ob gerade in dieser Form, wisse er nicht. Sand gestand, dem G. einen Brief nach Gießen mitgegeben zu haben, er sei aber früher verfertigt gewesen, als die Fragen von Gießen gekommen seien, des Inhalts könne er sich nicht mehr erinnern. G., durch das Universitätsamt in Erlangen vernommen, behauptete, diesen Brief dem v. B. übergeben zu haben. Als v. B. durchaus leugnete, diesen Brief erhalten zu haben, erklärte dieser:

Der Brief sei seines Wissens nicht in einer Versammlung des Gießener Vereins verlesen worden. Er habe eine Einladung Sand's an seine Freunde enthalten, ihn oder die Seinigen im Fichtelgebirge zu besuchen, mit einigen philosophischen Gedanken, deren er sich nicht mehr erinnere. Wenn v. B. den Brief nicht erhalten habe, so müsse er, G., sich nothwendig geirrt habe, als er gesagt, daß er ihn dem v. B. gegeben. Da sein erster fester Glaube nunmehr umgestoßen worden, so könne er sich nicht mehr erinnern, wem er ihn gegeben, in Gießen habe er ihn aber abgegeben. Sand gab zu, der Brief an seine Freunde deutschen Sinnes sei allerdings an die Mitglieder des Vereins gerichtet gewesen, aber auch an alle andere, welche solchen lesen wollten. Er sei nicht ausschließlich für diese Gesellschaft gewesen, er habe aber gehofft, daß dieselbe solchen vorzüglich lesen und beherzigen werde.

An Herrn Studiosus Sand in Jena.

Gießen, den 12. Mai 1818.

„Mein lieber Sand!"

„Für die Grüße, die Du durch unsere Freunde an mich geschickt hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Wir

haben uns nur die wenigen Tage in Eisenach gesehen. Aber ich meine doch, wir haben uns dort so scharf und treulich einander in die Augen gesehen, daß wir wohl wissen, wofür wir mit unserm ganzen Leben und Streben stehen."

„Lieber Bruder, wir wollen uns einander auch in die Herzen sehen, damit wir immer wissen, wie wir streiten wollen für unser Höchstes, damit wir uns nicht verfehlen auf den Wegen zu unserm Ziele. Wer es treu meint mit seinem Volke, der muß auch immer Hand in Hand mit denen stehen, die dasselbe heilige Vorbild im Herzen tragen."

„Laß uns darum immer uns verständigen, nicht blos so lange wir auf der Hochschule sind, sondern so lange nur noch ein Wort von Einem zum Andern gelangen könne. Was können wir denn thun ohne Verständigung? Wir Jünglinge stehen ja fast allein im Vaterlande, (kaum 10 der Aeltern wollen unbedingt das Wahre,) und die Schaar derer, die bestimmt wissen, was sie wollen, und die ihr ganzes Leben und Streben an diese höchsten Grundsätze setzen, ist noch gar klein. Aber wenn diese kleine Schaar durch das Band gleicher Ueberzeugung verknüpft ist, wenn man auf Jeden unbedingt das Vertrauen hat, daß er nach allen seinen Kräften diese Ueberzeugung ausbreitet, und so die Vesten im Volke zu diesem unerschütterlichen Geistesburge zieht, dann steht eine Grundmauer da, auf welcher die Säulen des Volksthums, Freiheit, Gleichheit, Wahrheit und Schönheit rc. aufgerichtet werden können. Wie freudig müssen wir an diesem Werke schaffen, das Herrlichste ist's, das von Geschaffenen erbaut werden kann. Die Menschheit ist [illegible] niedergedrückt, ist zu feig nach dem Lichte zu wandeln, das ihr leuchtend vorangeht. Christus ist der Leuchter, der uns vorangeht, der allein von Allen das Werk vollbracht hat, das wir nur theilweise für das Bild der Menschheit, für unser Volk, thun wollen. Wie seine Jünger, müssen wir alle Rücksichten fahren lassen, recht eigentlich das Fleisch verleugnen, unbedingt einen reinen Willen über alles Sinnliche herrschen

lassen, wenn wir unsere Menschheit aus dem Staube fördern wollen. Ach Du fühlst es gewiß auch, Bruder! was das für ein seliger Beruf ist, in dem wir leben, die reine Menschheit in unserem Volke wieder aufleben zu lassen, die durch Pfaffen und Tyrannei zur Thierheit niedergedrückt ist. Millionen Feinde und Berge stehen uns im Wege; aber die müssen weichen vor der Kraft eines unbedingten Willens, vor dem einigen, glühend begeisterten Gottesmuthe, der die Welt mit ihrer Lust und Sünde verleugnet, und vor keinem Tode erblaßt. Dieses stiftet unter uns eine Freundschaft, treu und fest, wie noch keine, aber eine solche, die bei der geringsten Erschlaffung im Guten, bei der kleinsten Handlung gegen die höchste Ueberzeugung, bei der mindesten Kälte gegen das Vaterland aufhört und erstirbt. Mit einer großen Schuld sind wir ja alle dem Vaterlande verschuldet, möge uns der Herr gütig beistehen, daß wir sie zahlen, und bald!!"

„A. (von Jena) war die Ostern einige Tage bei uns; wir verständigten uns vorzüglich mit ihm über die staatsrechtliche Bildungsgesellschaft, und erzählten ihm genau, wie wir es damit halten; auch die Freunde in Darmstadt ꝛc. Er glaubte, es werde in Jena nicht recht angehen, weil Euere Verfassung alle Vereine verbiete; er ließ sich aber doch vom Gegentheil überzeugen. Es ist ja (äußerlich) blos wissenschaftliche Forschung, wer etwas anders dahinter sucht, den ladet man ein zu kommen und zu sehen."

„Bei Euch muß diese für das Vaterland so wichtige Sache gewiß gut gedeihen. Es wird die Bessern, die Festen und Unbedingten näher zusammen bringen, und auch für die Burschenschaft ein günstiger Mittelpunct werden, der, ohne die Gleichheit zu verletzen, in einem öffentlichen Leben namentlich durch das öffentliche Reden ein solches geistiges Uebergewicht erhalten kann, daß daneben nichts Leeres und Gemeines sein Haupt erheben darf. Nach der Verabredung, die Follenius mit Euch getroffen, theilen wir uns monatlich das Ergebniß des Forschens mit. Macht Ihr den Anfang damit, und zwar

schon den Mai, Du und G. kennt ja auch die Bessern in Erlangen. Kann da nicht ein gleiches entstehen? Sorgt doch dafür, daß es geschehe, wenn es möglich ist. Wie steht es in Berlin? Wie in Eurer Burschenschaft? Wie ich höre, so ist der A. sogar im Ausschuß. Wie sich diese Schlange zu winden weiß. Was ich gegen ihn habe, das ist dasselbe, was Christus im Matthäus Cap. 12, V. 31 32 ꝛc. gegen die Pharisäer sagt; persönlich haben wir nichts gegen ihn, aber er handelt gegen die gute Sache wissentlich, und hat, wie ich sicher weiß, sich noch nicht haarbreit gebessert, darum sollte er, wie Alle, die gleiches Sinnes mit ihm sind, niedergeschmettert werden. Was ich oben schon von Dir erbat, darum bitte ich jetzt noch einmal, laß uns unter einander verständigen, damit wir wissen was wir an einander haben. Grüße von mir F. W. W. M. (wenn er noch da ist,) und vor allen den — — — und schreibe bald

Deinem

treuen Bruder

— — —"

---

Ueber den literarischen Verein zu Jena hatte ein in Mecklenburg abgehörter Student L. weiters ausgesagt:

Einige in dem Verein seien der Meinung gewesen, daß Deutschland ein Freistaat werden müsse, andere, es müsse eine allgemeine Volksrepräsentation unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt eingeführt werden, noch andere, daß die Verfassungsform lediglich dem Willen des Volks überlassen werden müsse.

Sand erwiederte darauf, Hofrath Luden habe in seinen Collegien, deren Inhalt diese Aeußerung natürlich herbeigeführt habe, die Ansicht ausgesprochen, daß die Verfassung eines Freistaates, wie jene im Alterthume, auf große Reiche insbesondere auch auf Deutschland nicht

anwendbar sei. Hierüber sei nun in Jena und auch im wissenschaftlichen Vereine, jedoch hier nur gelegentlich, gesprochen worden. Allein es wären darüber nur allgemeine Ansichten ausgesprochen, und es sei nicht so gewesen, als wenn man Töpferzeug da habe, um gleich einen Freistaat herauskneten zu können. Es sei auch verschiedentlich, besonders von D. Follenius die Meinung geäußert worden, daß die Idee eines Freistaats mit jeder Art von Verfassung vereinbar sei, wenn sie nur bezwecke, daß den Einzelnen Freiheit und Recht zugesichert sei.

Die Vereinigung Deutschlands unter Einem gemeinschaftlichen Oberhaupte sei von einigen als sehr vortheilhaft ausgesprochen worden, aber keineswegs in der Art, daß sie Statt haben müsse. Daß die Verfassung dem Geiste der Zeit angemessen seyn müsse, und nicht mit Gewalt dem Volke aufgedrungen, sei in den Versammlungen allgemein geäußert worden; allein davon habe er nie etwas gehört, daß die Form der Verfassung von den Beschlüssen des Volks abhängig gemacht werden müsse, nämlich in der Art, daß sich das Volk seine Verfassung allein bestimme.

L. hatte ausgesagt, daß in jenen Zusammenkünften mehrere der Meinung gewesen, selbstsüchtigen und willkührlichen Absichten Gewalt entgegen zu setzen.

Sand erläuterte dieses, er erinnere sich wohl, daß über die Frage, ob man sich selbst helfen dürfe, in den Versammlungen gesprochen worden, er erinnere sich jedoch nicht, wer darüber geredet, und welche Meinungen geäußert worden seien. Wenn die Juristen über Recht gesprochen hätten, so seien sie, hierauf zu reden gekommen. Er selbst entsinne sich nicht, seine Ueberzeugung darüber ausgesprochen zu haben.

L. hatte angegeben, Sand habe in der Versammlung die Meinung ausgesprochen, daß ein Angriff auf das Leben der dem bessern Zustande feindlich gesinnten

Personen gemacht werden dürfe, und zwar aus der Rücksicht, weil dergleichen Leute, da sie durch ihre Handlungsweise die Rechte anderer verletzten, eine gewaltsame Vertheidigung nothwendig machten.

Sand erklärte, er müsse den L. hier einer Lüge beschuldigen. Er habe den schon damals gefaßten Entschluß zu seiner That in sich verschlossen, und sich auf keine Art darüber, und also auch nicht über diese Grundsätze geäußert.

Noch hatte L. angegeben, in den Versammlungen des Vereins bei Hofrath Fries sei über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden verhandelt worden.

Sand erklärte: Er sei zugegen gewesen, als dieser Gegenstand für die nächste Versammlung zum Vortrag ausgesetzt worden sei. Bei dieser Verhandlung sei er nicht zugegen gewesen. Hofrath Fries habe jedoch damals geäußert, er habe schon genug über diesen Gegenstand gesprochen, er werde sich nicht damit abgeben.

---

In Betreff der Turnanstalten, sagte Sand: Er habe zwar bei Jahn in Berlin geturnt, auch in Frankfurt den Rath gegeben, eine Turnanstalt anzulegen; allein die Turnanstalten in Deutschland hätten unter sich gar keine Verbindung, außer daß ein Turner von einer Anstalt auf die andere komme, oder daß bei Turnfesten sich fremde Gäste einfänden, dieses beruhe aber ganz auf freier Willkühr.

Uebrigens habe er selbst es in der Turnkunst nicht weit gebracht, und sie nur, weil er sie seiner Gesundheit zuträglich gefunden, geübt.

---

XI.

# Sand über sich selbst,

## seine Grundansichten, seine That, nebst den Urtheilen Anderer über ihn.

## Sand über sich selbst, seine Grundansichten, seine That, nebst den Urtheilen Anderer über ihn.

Aus der Eos wurde im 136. Stück der Münchner politischen Zeitung von 1819 wiederholt: Sand solle schon als Kind die Worte „ich bin der deutsche Mann" gelallt haben. Sand's frühere Erziehung von 1807 bis 1814 in Wunsiedel, Hof und Regensburg war durch seinen Lehrer Saalfrank geleitet. Seine Gedanken über diese Erziehung, und Rechtfertigung gegen den Mysticismus gibt, so, wie schon oben angegeben ist und noch weiter folgen soll, Nr. 160 der Münchener politischen Zeitung. Die Aeußerungen Saalfrank's über Sand, welche in den Untersuchungsacten sind, zeigen den geraden unbefangenen Mann.

Während Sand auf Schulen und in Tübingen war, bis zu seinem Feldzuge gegen Frankreich, war Vorliebe für Deutschland und das Deutschthum nach der damaligen Stimmung, Unmuth über die Herabwürdigung der Deutschen, und Haß gegen auswärtige Unterdrücker, in ihm vorherrschend.

Nach Saalfrank's Aeußerung mag Sand mit andern jungen Leuten zu Regensburg einzelnes aus der

Schellingschen Philosophie, zum Beispiel, daß das recht sei, was der Mensch nach seiner besten Ueberzeugung dafür halte, unrichtig gefaßt haben. Sand's eigene Erklärungen in Aufsätzen und Verhören zeigen, daß er diesen nicht mit seinen genaueren Bestimmungen aufgefaßten Satz allmählich weiter trieb. Die Acten geben, daß Sand den Entschluß gegen Kotzebue nach seiner Ueberzeugung für recht erkannte, und sich dagegen die göttlichen und weltlichen Gesetze anders deutete oder wegerklärte.

Nach seiner Heimkunft aus dem Feldzug von 1815 erscheint in seiner äußern und inneren Bildung eine andere Richtung. Mysticismus, oder die Meinung, als ob er durch eine innere Stimme vermittelst eigenthümlicher Einwirkungen der Gnade Gottes auf ihn, das, was recht und wahr sei, unwidersprechlich zu erfahren habe, ist, in seinen Aufsätzen, theils und noch mehr in vielen seiner Antworten im Verhöre, nicht zuverkennen, wo er überall nicht nur auf Gott und das göttliche Wort sich berief, sondern auch, nur durch eine unmittelbare Erleuchtung von Oben zur Erkenntniß seiner Verschuldung kommen zu können annahm.

Zu Frankfurt in dem Wirthshause, wo er mit seinen Reisegefährten abgetreten war, las Sand in ihrer Gegenwart ein Gebet, das er mit sich führte, mit lauter Stimme, einige Stellen desselben mehrmals wiederholend. Im übrigen war Sand für gesellschaftliches Leben und freundlichen Umgang. Er erklärte selbst, daß er einen seiner Bekannten, den Hauptmann von Plewe zu Berlin, welcher ihm in pietistischem Tone geschrieben, gewarnt, von dieser Frömmelei abzulassen.

Sand's Lectüre in dieser Zeit betraf theologische, historische Werke, nebenbei auch Schriften des Tags über Turnwesen, akademische Verhältnisse rc. Er hatte aber keine Uebersicht der neuern Zeitereignisse.

„In den Blättern aus dem Evangelium Johannis und aus Körner's Gedichten, die er mit

sich führte, hatte Sand manches sehr unterstrichen, wie im „Lied der schwarzen Jäger:"

„Klein ist die Schaar,
Doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott.
Wo seine Engel ihre Festen bauen,
Sind Höllenkünste Spott.
Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert noch heben,
So würgt sie ohne Scheu,
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben,
Der Tod macht alles frei."

Auch im „Gebet während der Schlacht!"

„Vater, ich rufe dich
Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege,
Führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne
Deine Gebote."

Sand behauptete oft, seine Grundsätze lägen in der Denkart des Zeitalters, und wären bei manchen seiner Bekannten in der nämlichen Art anzutreffen.

Seine Gemüthsart beschrieb Sand selbst schon zu Vol. Actorum I.

„Sie war seit meiner frühsten Jugend immer sehr still, von jeher ruhig, und lebensfreundlicher Art. Wo ich mich aufhielt, hatte ich bei meinem Streben, mich mit so vielen Menschen als möglich abzugeben, um die Welt und das Leben kennen zu lernen, das Glück gerne gesehen und auch geliebt zu werden."

„Vom elterlichen Herzen ausgehend, im Geschwisterkreise erstehend, ging diese Liebe in weitern und weitern Kreisen über manche Theile des Vaterlandes. Von Kindern

und bei Leuten, in deren Aufsicht ich gestellt wurde, von Lehrern und den Waffengefährten, selbst den rohesten, in gesellschaftlichen Kreisen und unter meinen Jugendgenossen warb ich um das reinste Gut der Liebe, und nirgends hat es gefehlt, mir diesen festen Standpunct eines wahren und freundlichen Lebens sicher zu begründen."

„Von der frühesten Jugend an, ward ich, von meinen Eltern zur Vaterlandsliebe angefeuert." Sand's Vater versicherte in dieser Beziehung, daß er ihm wegen des eigenen Enthusiasmus und der festen Idee für das Deutschthum zuweilen Zurechtweisungen gegeben, und seinen Eifer zu mäßigen gesucht habe.

Früher unterschrieb Sand sich, als ein echter Deutscher „Kerl Chlodowig." Er nennt dieses jetzt eine jugendliche Narrheit, die er späterhin unterlassen, wo er nur die Unterschrift „deutscher Bruder vom Fichtelberge" beibehalten habe. Auch anderer Eitelkeiten entwöhnte er sich bald.

Zu Tübingen trug er auf einem ganz kurzen schwarzen Rocke an den Aermeln weiße Litzen, dazu einen großen geschuppten Halskragen. Aber zu sehr deswegen ausgelacht, legte er die Tracht bald wieder ab. Auch bei dem Plane zur That, sagte er, es sei ihm Anfangs, wie man immer mit dergleichen schlimmen Gedanken umgeben sei, die Eitelkeit des Berühmtwerdens in den Sinn gekommen: er habe diesen Teufel aber gänzlich bekämpft.

Sein Lehrer Saalfrank, der ihn in der frühesten Jugend in Hof und Regensburg beobachtete, bezeugt:

„Sein Charakter entwickelte sich gesetzt, männlich und ernst, sein Herz war für das Gute empfänglich, mitleidvoll gegen Thiere und Menschen, voll Vertrauen, sanft

und still. Das Herz hatte das Uebergewicht über den Geist. Dieses verrieth sich in seinem Benehmen und vorzüglich in seinen Aufsätzen, worin man zwar oft die kalte Ueberlegung des Verstandes, aber nie das Gemüthliche vermißte. Das Temperament war stark gemischt, heiter ohne Leichtsinn, größtentheils ernst, ohne Aufbrausen und Jähzorn, nachdenkend, zuweilen grübelnd; das melancholische mochte das vorherrschende gewesen seyn. Glühendes Gefühl für Religion lebte in ihm, und er nahm glühenden Antheil an den politischen Verhältnissen Deutschlands, dessen Wohl seinem jungen Herzen nahe lag. Wenn man außerordentliche Empfindsamkeit Schwärmerei nennen will, so war er Schwärmer, doch nur im guten Sinne. Er konnte weinen, wenn er eine große That las, oder wenn ein Schüler dem Lehrer Verdruß machte. Seine Religionsansichten neigten sich mehr zum dogmatischen, als zum philosophischen."

Apotheker S. zu Wunsiedel, welcher Sand von Jugend auf kannte, erklärte nach seiner Ansicht der Dinge: „So lange bis Sand auswärtige Gymnasien und Akademien besucht, habe ich ihn stets als einen jungen Menschen vom besten sittlichen Charakter und Betragen, gegen Jedermann dienstfertig und freundlich gekannt. Als er aber das letzte Mal in Weimar gewesen, habe ich ihn am Ende für einen Schwärmer gehalten, so wie ich denn oft gedacht habe: der kann auch noch einmal überschnappen. So habe ich mit ihm in Gesellschaft ein Gespräch von einer halben Stunde geführt, mit einem Schwall von Worten, wobei er von einem Extreme auf das andere fiel, so daß ich mich am Ende nicht einmal mehr habe besinnen können, wovon eigentlich die Rede gewesen."

Zu Tübingen soll Sand Ueberspannung in Hinsicht der sogenannten Teutonia, große Erbitterung gegen alles, was französisch gesinnt war, gezeigt haben.

Aus Erlangen wurde in einem officiellen Zeugnisse der Polizei bemerkt:

„Sand entwickelte immer einen großen Hang zur Schwärmerei, zu der sich eine Frömmelei gesellte, die allen seinen Handlungen anhing. Seine Bekannten sahen ihn zu Zeiten mitten auf der Straße stehen, den Blick gerichtet in den gestirnten Abendhimmel, in scheinbar tiefer Betrachtung. In einem solchen Geisteszustande kam er nach Jena, und in diesem Geiste soll er die Worte auf der Wartburg gesprochen haben.“ (Dieses letztere ist unrichtig. Sand hat bei'm Wartburgsfeste keine Reden gehalten.)

Ein anderes Zeugniß fügt hinzu: „Sand's Lieblingslectüre war die Bibel, weswegen er eine solche von einem ungemeln großen Formate stets auf seinem Tische aufgeschlagen liegen ließ, außerdem war Thomas von Kempis sein Taschenbuch. Er soll sich keine schönere Zukunft als die eines Missionärs in Indien geträumt haben, wozu er sich vorbereiten wollte. Aus allen Erzählungen von dem Universitätsleben dieses Menschen zu Erlangen geht hervor, daß religiöser Mysticismus verschmolzen mit verkehrten Ansichten von deutscher Nationalität ihn auf's höchste überspannt haben.“

Diese angeblichen Zeichen von Schwärmerei erläuterte Sand lächelnd: die große Bibel sei nichts anderes gewesen, als eine seltene Edition mit Holzschnitten berühmter Meister, in Folio. Den Thomas von Kempis habe er gern gelesen. Er habe auch wirklich früher die Absicht gehabt, sich zum Missionär zu bilden, dieses aber in reiferen Jahren aufgegeben.

Einige seiner akademischen Freunde bestätigten, Sand habe immer einen Hang zur Schwärmerei, besonders im Puncte der Religion und des Vaterlands gehabt. Für beides sei er, wenn die Rede darauf gekommen, exaltirt gewesen, das Project Missionär zu werden, habe er darum wieder aufgegeben, weil er geglaubt habe, in seinem Vaterlande den göttlichen Glauben, den er in seinem Volke gesunken glaubte, predigen und wieder erwecken zu müssen.

Von Jena aus wurde gezeugt: „Mehrere, die Sand kennen, mit ihm studirt, oder den heiligen Krieg mitgemacht haben, bemerken: es habe ihm stets eine Neigung zum Schwärmerischen und Excentrischen beigewohnt. Zum Beweise seiner schwärmerischen Phantasie habe er in der historischen Gesellschaft des D. K. vorgetragen, daß er sich Gott als Blut denke, aber auf Erden sei geronnenes Blut.“

Seine Jenaer akademischen Freunde wollen von einem Hang zur Schwärmerei bei Sand nichts angetroffen haben. Sie stimmen überein, daß er ein ruhiger, braver, besonnener Mensch gewesen, so daß Jeder ihn habe lieb gewinnen müssen. Tiefföhlend habe man ihn gefunden, aber nicht schwärmerisch, vielmehr habe er immer mit ruhiger Besonnenheit gesprochen.

Sand war, nach Kieser's Wartburgsfest S. 20 und 23. „Mitglied des allgemeinen Ausschusses für Erlangen und Begleiter der Jenaer Burschenfahne.“ An dem Feste, schilderte Sand, habe er den freudigsten und lebendigsten Antheil genommen. Denn es sei in jeder Rücksicht ein so sittsames, frommes und die Liebe für das gemeine Vaterland so erhebendes Fest gewesen, daß alle braven Männer, die darum wußten, namentlich der Großherzog von Weimar, davon gesagt hätten, es habe gern den Unflath des alten Studentenlebens vergessen gemacht. Die Einladung dazu sei an alle Burschen zu Erlangen ergangen, und von der dortigen Burschenschaft beantwortet worden. An dieser Antwort habe er keinen persönlichen Theil genommen, aber schon vorher im Auftrage der Erlanger Burschenschaft einen Brief nach Jena geschrieben, worin er den Jenensern die Verhältnisse dieser Burschenschaft bekannt gemacht habe. Als in einer Broschüre „die wichtigsten Lebensmomente Sand's“ seine wartburger Punctation während der Untersuchung gedruckt erschien, erkannte er sie wörtlich für seinen Aufsatz; welchen Erfolg diese Schrift gehabt, sei ihm unbekannt, es wäre auch gar nicht besprochen worden. Die Grundsätze der Schrift seien davon ausgegangen, einen höhern Zweck in das Studentenwesen, der Zeit gemäß, hineinzulegen,

damit die Burschenschaft nicht untergehe, und überhaupt damit die Landsmannschaften sich mit den Burschenschaften vereinigen sollten.

Wo man liest: „Heute liegt uns mehr vor eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung“ wollte er Veränderungen, welche im bürgerlichen Leben und in den Wissenschaften seit 20 Jahren vorgegangen seien, und noch vorgehen würden gedacht haben. Das Ganze beziehe sich blos auf Burschenleben und die Studentenzwistigkeiten, wo er sagte: „Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten, und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll mehr der Einzelne auf eigene Faust nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten,“ erklärte er es auf das Burschenleben nach dem Zusammenhange.

Wenn seine Gesinnungen, die von Jugend auf gleicher Art gewesen seien und nie gewechselt hätten, mit den Ergebnissen einiger schönen Reden am Feste übereinstimmten; so sei dies ein glücklicher und sehr freudiger Zufall, den er zunächst Gott, seinen Eltern und Lehrern danken wolle.

Die Schrift, welche Sand auf der Wartburg vertheilte, soll roth, schwarz und gelb eingebunden gewesen seyn. Sand erklärte dieses für Farben der Burschenschaft in Jena. Die Fahne, welche die Jenaer Frauen der Burschenschaft geschenkt, hätten diese Farben gehabt. Die Idee jener kleinen Schrift sei aus ihm allein hervorgegangen.

Er habe sie zu Erlangen geschrieben, und dort auf seine Kosten drucken lassen; von einem früheren Plane zu einer deutschen allgemeinen Burschenschaft, welcher schon 1812 von D. J. mitgetheilt worden seyn soll, versicherte er nichts zu wissen.

Sand's Reisegefährten von Erfurt nach Frankfurt sagen aus, er habe auf der Reise umfassende Kenntnisse und einen hohen Grad sittlicher Bildung gezeigt; doch bei völliger Gemüthsruhe habe etwas Ueberspanntheit an ihm durchgeschienen. Obgleich zurückhaltend und verschlossen, habe er durch seine Aeußerungen den wissenschaftlich gebildeten Mann zu erkennen gegeben. Besonders habe er sich über Moralität und Religion sehr zu seinem Vortheile ausgesprochen, ungeachtet er in religiöser Hinsicht sich als überspannter Schwärmer gezeigt.

Seine Bekannten in Frankfurt wollen keinen Hang zur Schwärmerei bei ihm gefunden haben. Bei jeder Gelegenheit habe er die wärmste Vaterlandsliebe geäußert, und daß er sich in dem Berufe, den er gewählt, vorzüglich glücklich fühle. Er sei als wahrer Verehrer des Christenthums immer bekannt gewesen, und seine Aeußerungen in dieser Beziehung bestätigten diesen Ruf vollkommen. Ein ungewöhnlicher Ernst und eine gewisse Feierlichkeit habe in seinem Charakter gelegen, sogar versichert einer seiner Bekannten, der sich in Frankfurt ausschließlich über Theologie mit ihm unterhalten, daß er nicht Anhänger des Mysticismus sei, und eben so wenig Neigung zur Schwärmerei gezeigt habe.

Das Stadtphysikat zu Mannheim gab am Schlusse der Untersuchung über den physischen und psychischen Zustand Sand's in einem Gutachten Folgendes:

„Uebrigens geht aus denen während der Krankheit des Inquisiten gemachten Beobachtungen, und aus den öftern mündlichen Unterredungen mit demselben hervor, daß der Inquisit im Besitz richtiger Sinne und eines vollkommenen Gedächtnisses sei. Was seine Vernunft betrifft, so hat der Unterzeichnete (Stadtphysikus) nie eine Zerrüttung an derselben wahrnehmen können. Indessen ist es unverkennbar, und es spricht sich besonders in den Aeußerungen des Inquisiten über Politik und Religion aus, daß sein Verstand mittelmäßig, (nicht umfassend, nicht scharf, nicht gründlich) und ganz in der Herrschaft eines heftigen

überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sei."

„Ueber den Grad dieser Herrschaft seines Vorstellungs- und Gefühlsvermögens über den Verstand und über den dadurch früher veranlaßten außerordentlichen Antrieb zu seinem Verbrechen, behält sich der Unterzeichnete vor, wenn es verlangt wird, ein ausführliches Gutachten abzugeben."

Sand, den Einer seiner Jenaer Freunde, gegen welchen er ausgesagt hatte, des Wahnsinns in seinem Leiden verdächtig machen wollte, sagte mit Unwillen, er sei nie wahnwitzig gewesen, und in der Zeit, wo er verhört worden, habe er nie sein Bewußtseyn verloren gehabt.

Im Verhör erklärte Sand, er lebe so, daß er den Vorsatz habe, sich selbst dem Herrn zu weihen.

„Der Mensch," behauptete er, „der das Göttliche, so viel in seinen Kräften steht, zu erkennen sucht, der an dem Schlechten nie Wohlgefallen finden wird, sondern es, so viel als möglich, von sich abzuhalten sucht, und dagegen das Gute allenthalben nach Kräften übt, der stellt Gottes Ebenbild auf Erden dar. Diese Erkenntniß geht nur aus dem Menschen selbst hervor; es ist seine Bestimmung, daß sobald er etwas als wahr und klar erkennt, er es zum Besten des Ganzen öffentlich bekenne: Wenn der Mensch die Wahrheit nach seinen Kräften so erkannt hat, daß er vor Gott sagen kann: „das ist wahr," so ist es auch Wahrheit, wenn er es thut. Wenn man seinen ganzen Geist zusammenfaßt, und dann vor Gott sprechen kann, „das sei wahr," so wird man leicht einig. Denn wo führt es hin, wenn man die eigene Gabe, selbst zu sehen, zu forschen und zu erkennen als verwerflich annehmen will. Jeder muß für sich selbst stehen vor Gott."

„Wer aber dieses Göttliche in dem Menschen zu unterdrücken sucht, der hat Mord und Todtschlag an demjenigen, der sich glücklich überzeugt hat, dreifach verdient!“

„Wer nicht also denkt, oder gar biblische Aussprüche auf seine Mordthat anwenden wollte, der ist ein theologischer Finsterling.“ Dafür erklärte Sand den Verfasser eines, nach seinem eigenen Urtheil sehr wohl gemeinten Briefes, der von unbekannter Hand geschickt, ihn zum Erkenntniß seines Verbrechens durch Stellen des heiligen Wortes ermahnen wollte. Eben so erklärte Sand, er bäte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung. Wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß seine That unrecht sei, so werde er sie zu jeder Stunde bereuen; bisher sei dieses jedoch nicht geschehen.

---

Ueber den Gerichtsgang war Sand, wie es so viele sonst Bildungsbegierige zu ihrem Schaden vernachlässigen, so unwissend, daß er im Schlußverhör bat, man möchte durch die Landeszeitung bekannt machen, ob Jemand seine Vertheidigung übernehmen wolle.

Während seines ganzen Verhörs war er vollkommen bei Verstande. Dieses zeigen seine wohlüberdachten Antworten im Protokoll. Die Untersuchungs-Commission machte es sich auch zur Pflicht, die Verhöre, wenn Sand's Gesundheit bedenklich war, erst nach Bericht des Stadtphysikats vorzunehmen, und sobald im Laufe des Verhörs eine bedeutende Schwäche bei ihm wahrgenommen wurde, abzubrechen.

Die Commission war befehligt, die Untersuchung nach Vorschrift der bestehenden Gerichtsordnung zu führen, nicht aber daran etwas abzuändern.

Da Sand's Vater in einem Schreiben vom 19. Juli d. J. die Erlaubniß für seine Gattin und zweiten Sohn nachsuchte, den Gefangenen unter gerichtlicher Aufsicht sprechen zu dürfen, so hätte dieses keinen Anstand gehabt, wenn Sand diesen Besuch nicht abgelehnt hätte. Da man ihn fragte, ob er solche Unterredung wünsche, jedoch unter der Bedingung, daß immer ein Commissions-Mitglied zugegen seyn müsse, und das Gespräch auf elterliche und kindliche Verhältnisse, keineswegs aber auf das, was seine That betreffe, sich beziehen dürfe; so verlangte er frei und ohne Zeugen mit seinen Verwandten zu sprechen, sonst wünsche er lieber diesen Besuch nicht, da er überdem ihm und seinen Verwandten nur einen herben Kampf verursachen würde. Man erlaubte ihm darauf, seine Gründe in ein Schreiben an seine Eltern zusammenzufassen, welches, im Originale dem Vater zugeschickt, unter Anderm sagte:

„So sehr auch nur ein Blick in Ihre Augen, geschweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und die erhebenden Worte Ihres Herzens mich stärken und erfreuen könnten; so kennen Sie doch meine Lage überhaupt, kennen den natürlichen Gang einer jeden peinlichen Untersuchung zu gut, als daß Sie nicht, wie ich, finden sollten, daß die mancherlei möglichen Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude unseres Zusammenseyns trüben, wo nicht gar völlig vernichten würden, so daß der Schmerz des Abschiedes zum Ersatze einer langen beschwerlichen Reise am Ende heftiger werden möchte, als der, der uns in unserer körperlichen Trennung begleitet."

---

Was die Gesetze des Staats betrifft, versicherte Sand, die positiven Gesetze nicht recht zu kennen.

Seine Behauptungen waren: „**Ein vernünftiger durch den Verstand gehörig begründeter Glaube gilt mir für Gesetz.** Darnach bestimme ich mein Leben, und übergebe mich und mein Loos dagegen Allem, was meine Mitmenschen über mich

verhängen möchten. Dem freien Willen muß ich nachleben und wozu meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, das muß ich ausführen, sollte ich gleich unterliegen und mir völlige Verhöhnung zu Theil werden."

„Ich müßte ein feiger Tropf seyn, wenn ich nicht Mannes genug wäre, das, was ich als wahr anerkannt habe, und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen, so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen."

„In Collisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich Niemand durch diese abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden solle."

Ein anderer seiner Freunde erklärte: „Ueberzeugt, daß bei jetziger Verfassung in Deutschland ein echtes Volksleben nicht gedeihen könne, dürfen bestehende Gesetze dabei nicht in Anwendung kommen, weil sonst die Staaten in den schrecklichsten Zustand kommen könnten, ohne daß Jemand befugt wäre, zu wirken; daß dieser Zustand auf dem Wege der Reformation umgeschaffen werden dürfte."

Sand selbst bekannte: „Ich habe die Ueberzeugung, daß durch jedesmaliges Ergreifen des Nothzustandes, durch tolles Dreinschlagen, die edle Sache des menschlichen Geistes durchaus nicht gefördert werde; daß nur vielmehr freies Aussprechen eigener Meinung und danach Handeln zur Belehrung und Handlung aller, als die einzigen Mittel verstattet seien." Er verlangte *) aber einen wahrhaft menschlichen Staat,

*) Der Verstand verlangt, gerade weil man alsdann, wenn man alle verständige Mittel gebrauchen dürfe, sich der Gewalt

so daß in einer geistlichen oder weltlichen Regierunsform, die für das öffentliche Wohl am angemessensten sei, jeder Einzelne, nach seiner angestammten Würde sich, so weit nur immer möglich sei, selbst bestimmen könne. Dieses vorausgesetzt, wäre ihm die Form der Regierung gleich, denn er glaube, daß dieses Kennzeichen sich unter jeder der gewöhnlichen Formen darstellen lasse. Das deutsche Vaterland aber müsse frei werden! Unter echter irdischer Freiheit verstehe er, was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer lese. Der Zustand dieser Freiheit bestehe darin, daß die Klagen, die jetzt so häufig gehört würden, einmal aufhörten, namentlich die Klagen über unerschwingliche Abgaben, Preßzwang, über Mangel an Oeffentlichkeit, auch darin, daß es höchstes Ziel des Staates werde, dafür zu sorgen, daß aus jedem einzelnen Menschen ein edler freier Mensch gezogen werde, der seiner göttlichen Würde sich bewußt sei, zu den höchsten Geistesfreuden ungehindert gelangen könne, und im Staate nicht als eine todte Maschine, sondern als ein nach eigenem Willen sich bestimmendes Wesen geachtet werde.

Er wolle und träume keinen andern Zustand, denn dieser dünke ihn der Zustand der rechten Freiheit, wie er auf Erden zu erreichen sei. Wenn er also wünsche, daß das Land frei werden möge, so liege darin nichts weniger, als ein böser Sinn und eine beabsichtigte, plötzliche, gewaltsame Veränderung der Staaten. Im Gegentheil habe man seit zwanzig Jahren die deutschen Staaten in steter Veränderung und Erneuerung gesehen, man habe das Alte umstoßen und vieles Neue zum Guten und Bessern sich entwickeln gesehen, ohne daß Jemand daran gedacht habe, einen, der darüber gesprochen oder weitere Erneuerungen gewünscht hätte, zu bestrafen.

---

zu enthalten, schuldig ist, eben diese Freiheit, Meinung gegen Meinung ungehindert begründen zu dürfen. Wer dem Verstande seine Wirksamkeit nicht läßt, veranlaßt das gefährliche Ueberschreiten zur Gewalt.

Es müsse aber auch das deutsche Volk unter eine Regierung, wie sie seyn sollte, gebracht werden. Alle Weisen und Guten der Zeit hätten ohne Aufhören gefordert, „das ganze Volk in ein energisches Reich umzuschaffen.“ Die Trennung der einzelnen kleinen deutschen Völklein werde auf alle Weise so zu mehren gesucht, daß es wohl willkommen scheine, am Ende lauter solche kleine Nationen auf dem Schauplatze zu haben, während das große edle Volk vernichtet sei. Unter Zerreißen des Landes verstehe er die strenge Abschneidung eines solchen kleinen Reichs in der Mitte des Volks von andern, und vorzüglich das Aufhetzen des einen gegen den andern, welches sich aus der Geschichte vielfach nachweisen lasse. Wenn aber die Regierungen einen getrennten Zustand zwischen dem deutschen Volke nicht nur nicht abzuwehren, sondern vielleicht gar zu mehren suchten; so sei es um so mehr Pflicht eines jeden Einzelnen im Volke, Einheit zwischen den Brüdern herbeizuführen, auf daß nicht nothwendiger Weise Alle verloren gingen.

Endlich erklärt sich Sand für die Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen die, welche der Ueberzeugung sich entgegenstellen. Er sagte: „Wer das Göttliche in mir zu unterdrücken sucht, mich nicht als Menschen anerkennt, den Raub und Mord des heiligsten Besitzthums in mir begeht, hat nach meiner Ueberzeugung Mord und Todtschlag dreifach verdient. Ein Volk, das nicht von hündischer Gesinnung angesteckt ist, muß gegen alle dergleichen unmenschliche Dränger dieselben Grundsätze erweisen, danach wird in der Geschichte sein Werth gemessen. Dieses wollte ich (eine Stelle des Todesstoßes) sollte auch das deutsche Volk thätlich beweisen. Denn die daraus etwa entstehende Unordnung fällt nicht auf den Ausüber eines solchen nothwendigen Ereignisses, sondern auf den, der schon früher die ganze Menschheit beleidigt, und den nothwendigen Ausbruch der Rache gewollt hat.“

Uebrigens war Sand über politische Gegenstände der letztern Zeiten im Einzelnen wenig unterrichtet.

Sand's Ansichten über gesellschaftliche Verhältnisse sind kurz diese. Er sei stolz darauf, sagte er, sich diese Zwecke selbst gesetzt zu haben. In Verbindung der freien Liebe, wie der Sohn zu seinem Vater, oder der Mensch überhaupt zum Menschen stehen solle, befinde er sich mit allen denen, mit denen er auf seiner Lebensbahn zusammengetroffen sei. Nur wenige seien davon ausgenommen, weil sie seine Grundsätze nicht dulden könnten.

Eine Leitung selbstständiger Menschen bestehe darin, daß jeder sich selbst leite. Es sei Schmach der Zeit, daß man eine solche selbstständige Leitung des Mannes wundersam finden wolle; wäre jeder ein sich selbst bestimmendes Wesen, fromm vor Gott, so würden, wie es in der Schrift heiße, in Gott alle einig seyn. — Es helfe, meine er, keine Regierung und Leitung, als die des Guten, als die Gottes in jeder einzelnen Brust.

Der Zweck heiligt die Mittel. Dieser Grundsatz fand in Sand einen starken Vertheidiger, in sofern er bemerkte, der Grundsatz sei weder gefährlich, noch schädlich (wenn nur der Zweck ein wahrhaftig heiliger und göttlich-vollkommener sei.) Bei den Jesuiten wäre er nur dadurch scheußlich geworden, daß sie die Mittel zu schändlichen Zwecken angewendet hätten. Alle Mittel für eine gute Sache müßten immer gut seyn, nur dürfe man den Leidenschaften kein Spiel lassen.

Gleich im Anfang der Untersuchung äußerte Sand; er habe gar keine persönlichen Rücksichten gegen Kotzebue gehabt, seiner That liege durchaus keine andere Absicht zum Grunde, als die er öffentlich gestehe.

Sand's Erklärung, als er seinen Tod ganz nahe glaubte und den Untersuchungsrichter bat, ihm seine, vielleicht letzte Erklärung zum Protokolle zu erlauben, war diese: „Zur That hat mich nichts Sinnliches, nichts

Irdisches getrieben, kein persönlicher Neid und keine Feindschaft, oder sonst etwas Gemeines, sondern die Schande, die Entehrung des Vaterlandes, des regen Volksgefühls, daß ein Dichter das Heiligste seines Volkes nach außen verrathen habe, und welche ich nicht ertragen konnte. Es trieb mich dazu die Liebe zum gesammten Vaterlande, für das ich, der Einzelne, mich aufopfern zu müssen glaubte, und ich kann diese That, vor Gott zum Entschlusse gebracht und nach tausendmaliger Bitte, ob diese Gefahr denn doch nicht anders vorübergehen könne, dennoch ausgeführt, nicht bereuen, sondern habe es ausgeführt mit denselben Gesinnungen, die mein ganzes Leben erfüllen sollten: Gott leben und mit dem ganzen Leben ihn verehren zu wollen."

Sand hatte den deutschen Regierungen nicht die Kraft zugetraut, Kotzebue für Deutschland unschädlich zu machen. So erklärte er sich bestimmt: In den gegenwärtigen Zeitverhältnissen seien die Regierungen, welche durch viele brave Schriftsteller auf den schädlichen Einfluß, den Kotzebue auf die freie Entwickelung der Nation und ihre politische Selbstständigkeit gehabt, aufmerksam gemacht worden, nicht in der Lage gewesen, diesen Einfluß zu hemmen und Kotzebue zu richten. Unter diesen Umständen habe er sich verpflichtet gehalten, ihn selbst zu richten. Denn wenn Regierungen zu solchen Dingen nicht helfen könnten, so trage er die Ueberzeugung in sich, daß ein jeder seine Meinung in das Werk zu setzen berechtigt sei.

„Alle meine Kräfte habe ich dazu, um mir jenes Heilige, das Bestimmende meiner Seligkeit zu erhalten, und trete mit dem Urfeinde, der das Göttliche in mir unterdrücken will, in Kampf, um ihn zu verjagen, oder durch Erlegung mir meinen rechtlichen Platz zu sichern." Kotzebue habe, Sand's heiliger Ueberzeugung nach, sich ihm immer als der ergrimmteste Feind gegenüber gestellt; es sei ein Zustand der äußersten Noth, ein Krieg entstanden; er habe, so wie immer, so auch hier die Ueberzeugung gehabt, er müsse sein eigenes Daseyn dem des Kotzebue entgegenstellen, und habe, damit das Volk der

fortwährenden Verführung entrissen werde, es gern dem Kampfe Preis gegeben.

Auf weitere Frage, auf welche Art er sich gegen von Kotzebue im Zustande der Noth befunden habe, — meinte Sand: Kotzebue habe durch seine Schriften sein Privatleben so sehr verbittert, daß er ihn mehr als einmal körperlich getödtet habe. Das Vaterland habe er verspottet und verrathen, und es sei unmöglich gewesen, etwas durch Schriften gegen ihn zu thun, weil alle die weibischen Wesen in Deutschland mit ihm geweint und ihn angebetet hätten. Er habe so viel Anhang gehabt, daß ein Einzelner nicht daran habe denken können, solch einen Mann mit der Feder zu besiegen. Wenn er also seinen Unfug forttreibe, so könne sich der Einzelne in diesem Zustande der Noth nicht anders helfen, als mit Aufopferung seines Lebens.

Auf die Einrede, daß diese Grundsätze den Zustand der Freiheit, den Sand überall befördert wissen wolle, in vielen Beziehungen selbst wieder aufheben würden, erwiederte Sand: Es wäre schön, wenn alle, die in Deutschland ihr Leben hindurch wirkliche Menschen seyn wollten, auch darin übereinkämen; aber dieses sei nicht zu erwarten, und jeder müsse daher selbst für sich stehen vor Gott. Er müsse demnach gut heißen, was er gethan habe. Es sei ihm nicht mehr nöthig zu der That, als ein Dichter, der sein Vaterland verkaufe. Jener sei ein Dichter gewesen, der auf die ganze Nation wirkte, und das Heiligthum des Vaterlandes auskundschaftete. Die Persönlichkeit jedes Einzelnen und das Recht, seine Meinung zu äußern, müsse freilich beschützt werden, und dieses sei Hauptzweck der Freiheit. Allein es würde übel seyn, wenn in einem Staate das Vaterland ausgekundschaftet und ungestraft verrathen werden dürfte.

Die Frage, wie er seinen begangenen Mord vor göttlichen und menschlichen Gesetzen rechtfertigen wolle, versuchte Sand durch Folgendes zu lösen:

In der Welt habe man Angst; es gehe herüber und hinüber. Indessen könne nicht geleugnet werden, daß es Nothzustände gebe, wie dieses der Krieg selbst sei. Der Mensch sei im Irdischen befangen, und habe doch das Höchste erkannt; sein gewöhnlicher Zustand sei daher ein Schwanken, und es gebe viele Handlungen, von denen man eben so viel Gutes als Uebles sagen könne. Dieser Zustand der Unbestimmtheit sei eigentlich ein Zustand der Noth. Seine That sei ein Collisionsfall mit den weltlichen Gesetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung setzten. Allein darum habe er auch für seine Erkenntniß das Liebste auf das Spiel gesetzt. Wenn des Pfarrers Sohn aus Naumburg, welcher den Napoleon habe umbringen wollen, ihn wirklich umgebracht und Deutschland von ihm befreit hätte, so würde er dennoch von den Franzosen, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekommen hätten, geviertheilt worden seyn.

Er habe die That für das Höchste des Vaterlandes gethan, dessen sich, trotz der vielen Anklagen, Niemand angenommen habe. In so fern glaube er sich gerechtfertigt und straflos, weil er gethan, was andere Gerichte nicht gethan, und in den Zeitverhältnissen nicht hätten thun können.

Die versuchte Selbstentleibung wollte Sand gar nicht vertheidigen.

Dagegen äußerte er, als ihm der in seinem Todesstoße dem Volke gepredigte Aufruhr vorgehalten ward: Er habe dieses aus seinem Gemüthe geschrieben, die positiven Gesetze kenne er ohnehin nicht ganz. Er könne nach seiner Vernunft das Einzige, was aufrührerisch in der Schrift sei, nicht mißbilligen, und halte sich auch desfalls für straflos. Er habe nämlich das Volk für den Fall aufgerufen, wenn das Göttliche in ihm unterdrückt werde.

---

Nach Aussagen des zu Berlin arretirten D. J., hatte Sand das Lied „deutsche Jugend an die

deutsche Menge" verbreitet. Sand habe bei seiner Anwesenheit in Berlin mit H. ihm einen Brief mit der Aeußerung übergeben, daß darin Exemplare des Lieds enthalten seien. Er habe ihn vermocht, die Adresse darauf zu schreiben, und ihn auf die Post zu besorgen. Der Brief sei nach einem unbedeutenden Städtchen in Sachsen adressirt gewesen. Sand oder H. hätten ihm 20 bis 30 Exemplare des Liedes übergeben. Sand leugnete dieses durchaus. J. möge es beweisen, er habe ihm lediglich ein geschriebenes Lied, dessen Inhalt sich auf das Reformationsfest bezogen, gegeben, um es einem Bekannten mitzutheilen, der es habe in Musik setzen sollen. Er wisse nicht, wo es hingekommen sei."

Später erhielt die Untersuchungs-Commission Briefcouverte, anscheinend von Sand's Hand, unter denen jenes Lied eingeschlossen gewesen. Sand erkannte die Adressen für seine Handschrift und bezeugte den 8. März 1819: Er müsse zugeben daß er sich der Verbreitung dieses Liedes unterzogen habe. Er halte dasselbe für etwas so Hohes, daß er es in seine Untersuchung nicht habe verwickeln, und ihm dadurch einen Namen habe geben wollen. Den Verfasser kenne er nicht. Kurz vor seiner Abreise von Jena nach Berlin sei er von Hause einige Stunden abwesend gewesen. Da er nach Hause gekommen, habe er auf dem Boden seines Zimmers etwa drei Packete Papiere liegen sehen; alle in Octavform und in Packpapier eingewickelt. Sie seien mit Bindfaden zugebunden gewesen, ohne Siegel und ohne Adresse. In einem dieser Packete habe geschrieben gestanden: „zur Verbreitung." Der Inhalt sei das mehr erwähnte Lied gewesen. Sämmtliche Exemplare hätten schon die Octavform gehabt, doch habe er bei der Versendung viel leeres Papier davon schneiden müssen.

Das Lied war folgendes: *)

Sand habe es nun gelesen und sei tief von seiner Schönheit durchdrungen worden. Einige Tage habe er die Packete aufbewahrt, Vortheile auch Nachtheile der

---

*) Das Lied ist von der Censur, als nach den neueren Preßgesetzen zum Druck unzulässig, gestrichen worden.

Verbreitung des Liedes bei sich erwägend. Denn er würde sich auf keinen Fall zur Verbreitung von Etwas bestimmt haben, wenn er sich nicht von der Zweckmäßigkeit überzeugt halten würde. Vortheile habe er von der Verbreitung nur in so fern erwartet, als die Gemüther der Gebildeten dadurch zum eignen Nachdenken aufgeregt würden. Für den großen Haufen habe er es für unverständlich und wirkungslos gehalten; denn es könne nur für die Geweihten, welche solche Gedanken, wie:

„Männerwille aller Schwerter Schwert"

und

„„Gottheit aus der Menschheit Mutterwehn""

zu fassen vermöchten, verständlich seyn. Unter den Nachtheilen habe er nur eigene gedacht, und habe sich die Folgen der Verbreitung in jeder möglichen Art vorgestellt und sie willig übernommen; denn er habe wohl eingesehen, welche Folgen unter den jetzigen Zeitumständen diese Verbreitung für ihn herbeiführen könne.

Er habe, für die Verbreitung entschlossen, zu diesem Ende die Literatur- und andere Zeitungen durchgegangen, um die Namen der Buchhandlungen und Personen auszuziehen, an welche er das Lied verschicken könne. Dann habe er die Lieder in verschiedene Papiergattungen eingepackt, und mit verschiedenen Siegeln, mit Oblaten, Lack und Leim verschlossen, damit man desto schwerer den Verbreiter entdecken könne. Deswegen habe er auch mehrfach seine Handschrift zu verstellen gesucht und, außer seinem Familienwappen, drei andere Siegel gebraucht. Von Jena aus habe er nur Packete abgeschickt, in welche er dann die einzelnen Briefe eingeschlossen habe. Er könne aber durchaus nicht angeben, an wen; denn er habe sie größtentheils an ganz unbekannte Personen versendet. Er könnte nur so viel sagen, daß er das Lied nach allen Richtungen Deutschlands zu verbreiten gesucht und besonders darauf gesehen habe, Niemand dadurch in Verlegenheit zu bringen. Er sei in den letzten Tagen vor seiner Abreise nach Kahla gegangen, und habe dort eine Parthie Briefe oder Packete auf die Post gegeben, eine andere Parthie zu Apolda. Den größten Theil der Packete habe er auf der Reise nach Berlin an verschiedenen Orten, wo er durchgekommen, auf die Post besorgt.

Namen von Buchhandlungen oder Personen, an welche er Packete besorgt, gab Sand nicht an. Selbst die Personen, an welche die von seiner Hand geschriebenen Briefcouverts gerichtet waren, wollte er nicht kennen; er habe ihre Namen aus der Literaturzeitung genommen.

Er wisse nicht, ob das Lied durch andere verbreitet worden; er kenne den Verfasser nicht, er habe das Porto aus eigenen Mitteln bezahlt. In einige Packete habe er geschrieben, „zur Verbreitung." Dem D. J. zu Berlin habe er 30 bis 50 Stück unter das Deckbett unbemerkt gesteckt.

Zuletzt bat sich Sand aus, einige Worte überhaupt nachzutragen: Dieses sei, sagte er, das Letzte, was ihm zur Last gelegt werden könnte. Er habe den wahren Verhalt der Sache nicht leichtsinnig hinterhalten, sondern die Verbreitung nicht als eine That angesehen, die aus seinem Entschluß hervorgegangen, weil er blos Verbreiter des Liedes gewesen, es auch nicht eine That sei, wozu er sich hinsichtlich der Ermordung des Kotzebue bekannt habe. Ihn habe dieser Punct in der letzten Zeit der Untersuchung gequält, weil er den D. J., dem er so wohl wolle, deshalb habe leiden sehen. Er habe aber die Aufklärung vermieden, weil ihm der Verfasser unbekannt sei, und er befürchten müssen, daß man ihm diese Angabe nicht glauben werde.

„— — — — — — — — — — — — *)"

Gegen den Vorhalt: Das Lied fordere das deutsche Volk zum Aufstande gegen Fürsten und Verfassung auf; er habe sich durch die Verbreitung desselben des Hochverraths schuldig gemacht, erklärte Sand, er habe zwar im Zusammenleben von solchen juristischen Bestimmungen gehört, aber sich nicht näher darum erkundigt. Wo er etwas unternommen habe für die Idee, habe er sich nicht darum bekümmert, welchen Namen die That erhalten

---

*) Von der Censur wegen Sand's Aeußerungen über das Seite 222 erwähnte Lied, gestrichen.

werde, und noch viel weniger, ob mehr oder weniger Strafe darauf gesetzt sei.

Er wolle sich gar nicht vertheidigen, sehe auch nicht ein, wie er sich vertheidigen könnte, da er schon angegeben, daß er die Verbreitung des Liedes mit voller Ueberlegung unternommen habe.

Weil Sand über seine Verhältnisse zu Andern manches ausgesagt hatte, was durch fernere Nachforschungen als unrichtig erfunden wurde, so erbat er sich, außer dem, was als seine Meinung über Nichtverbindlichkeit zu Aussagen, welche Andern schädlich werden könnten, schon angegeben ist, noch den 3. Februar die Erlaubniß, welche er dann den 12. Februar 1820 erhielt, einen Nachtrag zum Protokoll zu geben.

Als junger Deutscher und Bekenner Christi erhebe er sich auf zu Gott und scheue sein Gebot und wolle es lieben. Er fühle seinen göttlichen Willen und wolle in Ewigkeit keinen Theil haben an dem Bösen und Schlechten. Darauf schwöre er. Das sei Wahrheit.

Daher liebe er die Freiheit als eben dieses Leben blos um Gottes und des Guten willen, als die rechte Erhebung über die Sinnlichkeit und als die selbstständige Entwickelung aller menschlichen Kraft, unter dem Schutze der Gleichheitsrechte aller in der Gesellschaft. Daher liebe er die Einheit seines deutschen Volks, als die rechte Verbindung für den höchsten Zweck der Menschheit, durch jene Liebe, wie sie Gott von uns fordere. Er strebe daher in seinem deutschen Volke Begeisterung für alles Hohe und Edle, demüthige Ergebung in Gottes heiligen Willen, und überhaupt ein Leben voller Andacht und Würde zu befördern, und hasse von Herzen alles, was diesem Zwecke zuwider ist. Darauf schwöre er. Das sei Wahrheit.

Er liebe als Freunde alle die, so das Wohl seines Volks ernstlich zu berathen bemüht und die bereit sind, all das Ihrige zur Erreichung dieses höchsten Zwecks dahin zu geben. Er hasse dagegen als Feinde alle, die in ihrer Selbstsucht oder in frevler Bosheit den Geist der

Menschheit nieder zu halten, und ihre Brüder zu unterdrücken suchen. Gegen einen dieser Feinde habe er sich mit eigenem Arme gewendet, und somit ihm und allen seinen Gehülfen, namentlich jenen Untertretern der Freiheit, den Krieg angetragen. Wer nicht mit ihm ist, ist wider ihn.

Auf dieser Bahn sei ihm das Gericht mit dem Stadtphysikate entgegen gekommen, und habe ihn aufgenommen, ob Freund oder Feind? darüber könne ihm Niemand Rechenschaft geben. Im tiefen Gefühle des Rechts und Unrechts, und wie er denn nichts mehr hasse, als jenen selbstherrscherischen eigennützigen Pöbel, der waltescheu durchaus kein Regiment und gesellschaftliche Ordnung haben wolle, hätte er immer eine fromme Scheu vor dem gemeinsamen Gerichtswesen, und es dünkte ihm immer (ja wenn er selbst menschlicher Weise jedem Gerichte verfallen sollte,) es dünkte ihm auch hier dieser Act eine freudige Handlung, weil dadurch das Wohl der Menschheit bestehe; auch jetzt habe er diese Gesinnung nicht aufgegeben. Aber in dieser hochnothpeinlichen Zeit, wo der einzige freudige Ausweg der sei, sich unbedingt und fest zu entscheiden, habe auch er sich entschieden, und zwar so, daß er die sich als Feinde gegenüber fand, in deren Namen alle Gerichte geübt werden.

Soll nun überhaupt ein Gericht seiner erhabenen Idee entsprechen, so müsse hier 1) eine Gerechtigkeitspflege nach dem volksthümlichen Gesetze, lediglich um des Guten an sich willen, verwaltet werden. Mit einem Worte: die Justiz müsse rein geschieden seyn von der Verwaltung, und das Gericht müsse sowohl bei Untersuchung als Urthelsspruch sich durchaus frei wissen von allem Einspruche der Machthaber, von allen Einflüssen von Staats-Maximen und der Cabinets-Politik und 2) müsse das Gericht mit ehrenwerthen geschickten Männern berathen seyn, mit rechtschaffenen Rechtsgelehrten, die ihr Amt, die Untersuchung und den Urtheilsspruch lieber niederlegen, als dem über sie Macht Habenden irgend einen Eingriff zu verstatten. — Vom Erstern könne er sich in denen über alles jammervollen Verhältnissen dieser Tage durchaus nicht überzeugen. Rücksichtlich des Zweiten sei Achtung und Vertrauen zu seinen Richtern in ihm, seit

er sie kennen gelernt, mit fortschreitender Untersuchung gewachsen, daher in diesem seinen unseligen Zustande der Grund seines Schwankens. Solle nun die tiefe Ehrfurcht vor dem Gerichtswesen auch in diesen Verhältnissen ihn wiederum durchdringen, und ihn zum strengen pflichttreuen Gehorsam bestimmen, solle er das Gericht als wirklich hoch über ihn stehend, als den wahrhaftigen Wägepunct in der Wage der Gerechtigkeit, dessen Schwere niemals in die Wagschaale hinabtrifft, mit frommer Scheu verehren; so müsse er sich überzeugen können, daß hier durchaus keine Abhängigkeit des Gerichts von dem deutschen Fürstenbunde und seinen Congressen Statt finde, weil er diesem für die Freiheit seines Volks sich entgegen gestellt habe, und daß durchaus keiner Staats-Maxime Gehör gegeben werde, oder er müßte nicht wissen, daß sein Verbrechen einzig darin bestehe, daß er den jetzt Gewalthabenden als Einzelner, ohne sich mit ihrer überschwenglichen Macht messen zu können, entgegen getreten sei. — Wer ihn aber damit kurz abfertigen wolle, daß er ihn in die Reihe gemeiner Verbrecher werfe, die sich durchaus nie für anklagungswerth und strafwürdig halten wollen, und die durch ihre Selbstsucht und einbekannte Lieblosigkeit zur Menschheit allen Schein eines innigen Begehrens nach wahrer Gerechtigkeit wirklich verloren haben, von dem verlange er eben Beweis, ja weiter nichts als die Angabe eines einzigen gültigen Vergleichungs-Grundes, den er mit jenen gemein habe.

Nein, der Anschein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit sei hier zu nichte; dagegen trete mit aller seiner Macht und mit voller Gültigkeit gegen ihn das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er sich ja auch als offenkundiger Feind, da er gefangen, in Allem geduldig unterwerfe, und von dem er selbst einsehe, ja sogar gestehe, daß es gegen ihn, da er als Einzelner, ohne alle Unterstützung es nur durchführen zu können, die alte Ordnung angegriffen habe, nothwendige Maßregel sei. Also alle Maximen der Politik erkenne er selbst gegen sich als erlaubt, aber nur müsse ihn Niemand dadurch zum Thoren machen wollen, daß er diese Verfahrungsweise mit der wahrhaftigen öffentlichen Gerechtigkeitspflege geradezu verwechselnd, von ihm dieselbe um der eigenen Seligkeit willen unbestechliche Pflichttreue fordere, die nur von einem

Gerichte, das das gesammte Volk vorstellt, und in seinem Namen Gerechtigkeit handhabt, billig gefordert werden kann.

Seine Richter mögen ihm also zum Vorwurfe machen, daß er vor ihnen die Wahrheit verkehrt habe. Wer sonst noch von dem Gange der Untersuchung erfährt, muß ihm Schwäche und Unbeständigkeit zuschreiben. Entschuldigt könne er nur von dem werden, der den Jammer dieser bis in den Tod peinlichen Zeit mit gleichem Volksgefühl verspüret wie er, und mit diesem unbesiegbaren Schmerze wolle er sich nun an den deutschen Fürstenbund wenden, und spreche zu ihnen aus seinem Gefängnisse:

„— — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — *)"

Und so, erklärte dann Sand, habe er die tausend und aber tausend Spieße der Welt gegen seine Brust gekehrt und Niemand könne ihm beistehen, als Gott und die Wahrheit, die durch dessen Gnade in seinem Innern throne.

„Gott helfe mir!"

Man hatte ihn nämlich während des Dictirens oft an das Straffällige seiner Erklärungen erinnert. Darüber aber sagte er, da er diese Erklärungen nicht muthwillig und durchaus so ungern, blos im höchsten Drange, von sich gebe, könne er nunmehr dabei körperliches Wohl und Wehe nimmermehr berücksichtigen und müsse einzig auf die innere Stimme hören, die ihn, wie zu seinen früheren Handlungen, reiner noch hiezu dränge.

*) Hier sind wegen der neueren Preßverordnungen mehrere Seiten von der Censur gestrichen worden, welche Sand's Anrede an den deutschen Fürstenbund enthielten.

# XII.

# Gerichtliche Vertheidigung für Sand.

## Urtheilsgründe als Bericht.

## Gerichtliche Vertheidigung für Sand. Urtheilsgründe als Bericht.

Sand's gerichtlicher Vertheidiger, Licenciat Rüttger zu Mannheim, machte vornehmlich bemerkbar, wie Sand's selbsterzählte Lebensgeschichte die geheimnißvolle Tiefe seiner innern Subjectivität, in Strahlen und Farben gebrochen, offenbarte, sein Temperament als melancholisch bezeichnete, ihn in allen Momenten seines Lebens ernst, gemüthlich und muthbeseelt, dabei aber in seine inneren Gefühle und Anschauungen versenke und durch Auflösung in das Religiöse zum Enthusiasmus verklärt darstellte, und ihn aus einer Familie, die als Hauch, Duft und Gluth in dem Göttlichen vegetire, mit diesen Grundzügen seines Charakters erscheinen lasse.

Er sagt ferner: „Durch sein philosophisches Studium wurde er in eine Lehre eingeführt, die, von religiöser Begeisterung ausgehend, alle Wahrheit nur in dem Göttlichen schaut, darin die Substanz alles Wissens und Seyns, so wie in der Einheit des Wissens und Wollens das Wesen aller Tugend erkennt. Durch diese Lehre ganz dem Göttlichen zugewendet, faßte er den festen Entschluß, das erkannte Wahre als das Göttliche im

Leben und Handeln zu offenbaren, und darin die Einheit seines Wissens und Wollens als die heiligste Tugend auszusprechen."

„Geweckt durch die Geschichte von dem Heroismus, den die Tapfern der Vorwelt in Kirche und Staat durch große Thaten bewiesen, wurde seine Seele auf das Oeffentliche, auf das Religiöse und Politische gerichtet, sein Geist zu kräftiger Thätigkeit erregt und die schon im sittlichen Familienkreise in ihm entzündete Gluth noch mehr angefacht, welche, durch die Ereignisse der Zeit, durch ihre eingetretene Verjüngung des öffentlichen Lebens durch Reformations- und Octoberfeier zur wallenden Flamme gesteigert, das Endliche zu verzehren, und nur das Ewige zu befestigen strebte. So sah man ihn auf der Wartburg als freiwilligen Kämpfer für die Selbstständigkeit des Staats, als Reformator des akademischen Lebens."

„Sittlichkeit trieb ihn, frohen Muths mit Hinwegsetzung über alle endliche Zwecke, durch Thaten zu verherrlichen, was sein Geist im Wissen für wahr und gut erkannte, es war daher bei ihm entschiedener Wille und Absicht, das erkannte Gute ohne Nebeninteresse rein und ungetrübt in das Seyn zu führen, nie erst zu berathschlagen, ob er seinem Wissen gemäß handeln solle, sondern aus innerer Nothwendigkeit seiner Erkenntniß gemäß zu handeln, und so die selbst bewußte Vernunft als ein Göttliches in ihm frei durch sich wirken zu lassen."

„Es war ihm unmöglich geworden, anders zu handeln, als er wußte, daß es gut sei, und eben dadurch wurde Gewissenhaftigkeit, die Einheit des Wissens und Thuns, bei ihm zur eigensten Tugend gebildet, in der er seine Vortrefflichkeit anschaute."

„Eine Folge hiervon war Vaterlandsliebe; vaterländische Sitte, als das politische und religiöse Leben des sich in ihm entwickelten Weltgeistes

ward für ihn die Form seines eigenen geistigen Lebens, und so mit seiner eigenen Individualität auf das Innigste verschmolzen. Darum das Vaterland als sein eigenes Wesen anschauend, hochherzig im liebenden Busen tragend, sein eigenes Wohl nur in dessen Wohl findend, machte er es sich zur heiligsten Pflicht, sein Selbst an dasselbe zu entäußern, jede Negative desselben für ein Nichtiges zu betrachten, und durch Vernichtung des Nichtigen dasselbe mit sich selbst zu vermitteln, was nun die Katastrophe seines Lebens herbeiführte."

„Daß der Menschen-Geist in einen Zustand gerathen könne, worin er als Verstand an der richtigen Beurtheilung verhindert ist, und darum als Wille Handlungen vollbringt, die mit der Vernunft im Widerspruche stehen, ist eine psychologisch und geschichtlich beurkundete Wahrheit. Wahnsinn, Blödsinn und Raserei sind die Schattirungen dieses krankhaften Zustandes und die specifische Eigenschaft der erstern Krankheit ist eine festhaftende prädominirende falsche Vorstellung als Folge einer zerrütteten Phantasie, die dem Verstande sonderbare Anschauungen darstellt, welche aber demselben so reell und wahr erscheinen, daß er sich von deren Ungrunde und Unwahrheit nicht überzeugen kann, dadurch sofort zu Trugschlüssen geleitet wird, die ihm um so überzeugender sind, da der Schluß mit den Prämissen in vollkommener Uebereinstimmung steht. Darum wird ein solcher Kranker zu seinen Handlungen durch einen innern Drang genöthigt, dem zu widerstehen sein Geist nicht mächtig ist, und er stirbt für die Wahrheit seiner Vorstellung, wie ein stoischer Weiser."

„Auch ohne eine specielle Krankheit zu unterstellen, ist der einzelne Geist durch Befangenheit in seiner Leiblichkeit der Gefahr des Irrthums und des Trugschlusses ausgesetzt; und zeigt uns nicht die Weltgeschichte, daß spätere Zeitalter als Irrthum und Aberwitz verlachten, was die Vorzeit als heilige Wahrheit mit Leben und Blut vertheidigte? — Nur das ist dem Geiste wahr und gut, was er als sein eigenes Wesen begreifen kann, in so fern er sich zum ungetrübten Selbst-

bewußtseyn erhoben, sohin von den Schranken der Naturbestimmtheit befreit und zum absoluten Geiste sich verklärt hat. Wissenschaftliche und sittliche Bildung sind die helfenden Mächte, die dem Geiste des Einzelnen, so wie dem der Völker dieses Streben erleichtern. Wie weit aber ist die Menschheit noch von ihrem Ziele! Unmittelbare Neigungen und Anschauungen, diese Quellen der Leidenschaften und Vorurtheile, sind die Trübungen des noch nicht zur freiern Intelligenz erhobenen Geistes, die durch ihre Unmittelbarkeit die Form der Vernünftigkeit entbehren, und so zur Wurzel der Irrthümer sich gestalten."

„Irrthümer, die Weltgeschichte zeigt es auf jedem Blatte, haben mehr Unheil gestiftet, als Leichtsinn und Bosheit. Nur letztere aber sind Werke der Freiheit, erstere dagegen Trübungen des Geistes, Geburten der unseligen Verfinsterung." —

„Zwar gibt es Irrthümer, die aus einer vermeidlichen Unkunde, aus Mangel an Aufmerksamkeit und Prüfung abstammen, und dadurch Werke schuldhafter Freiheit sind. Dieses kann aber nur bei zufälligen Gegenständen Statt haben, die einen blos empirischen Erkenntnißgrund haben, nie dagegen bei solchen, die in einem Begriffe begründet sind, und in diesem ihre Substanz haben. Nur von Irrthümern letzterer Art läßt sich eine psychologische Würdigung aufstellen und als Wahrheit behaupten, daß sie in der unmittelbaren Beschränktheit und in der Nacht des Geistes ihre Quelle haben, worin derselbe an eigener Selbsterkenntniß, sohin am freien Selbstbewußtseyn gehindert, seine Naturbestimmtheit, die seine Negativität ist, für sein wahres Wesen erkennt, sohin ein Nichtiges für reell anschaut und verwirklicht, und dadurch ein Irriges im Wahne in Wahrheit vollbringt."

„Absolut guter Wille liegt indessen unverkennbar der Handlung zum Grunde, worin ein solcher Einzelner seinen für wahr erkannten Begriff verwirklicht; er

handelt subjectiv gut, wenn gleich sein Begriff irrig und falsch ist, weil er seinen Begriff für wahr erkennt, und nur in dieser Ueberzeugung solchen realisirt."

„Daß der Thäter das absolute Gute und Rechte beabsichtigte und nicht nur vor der Ausübung selbst, in dem Kampfe mit sich, seine That für recht und gut, ja für pflichtgeboten erkannte, sondern auch noch jetzt dafür erkennt, ist aus der ganzen Untersuchung und aus dem Schlußverhöre hervorleuchtend."

„Nach seinem Begriffe war der Getödtete ein Verräther des Vaterlandes, ein Verführer der vaterländischen Sitte, ein Verderber der Jugend, ein Feind der vaterländischen Selbstständigkeit; die Handlungen, worin dieser gefährliche Feind seine Einzelheit aussprach und die Elemente des Vaterlands, Sitte und Selbstständigkeit zu zerstören suchte, waren ihm an sich nichtig, zugleich aber war darin von demselben ein formelles Gesetz, nämlich: die Nichtigkeit des Vaterlands aufgestellt, unter welches Gesetz jener als geborner Deutscher sich selbst subsumirte, und wodurch er seine eigene Nichtigkeit aussprach."

„Wer sollte aber dieses von dem Getödteten über sich selbst ausgesprochene Urtheil, diese Selbst-Vernichtung in Wirklichkeit setzen? Dieses war die Frage, die der Thäter an sich stellte, und die ihn lange in der Ausführung seiner That zaudern ließ, weil er, wie er ausdrücklich sagt, dieses eben so gut von jedem andern Deutschen erwarten zu können glaubte, wie jeder anderer, solches von ihm erwarten zu können, berechtigt gewesen sei."

„Die vaterländischen Regierungen konnten, nach Sand's Ansicht, ohne das Vaterland in noch größere Gefahr zu setzen, nicht einschreiten, und die Entfernung des Vaterlands-Verräthers in das Ausland war eben so gefährlich, da solcher dort in höherer Potenz fortwirken konnte."

„Die Gefahr stieg indessen immer höher und nun hielt der Thäter längeres Zaudern für pflichtwidrig, die schleunigste Ausführung für pflichtgeboten und sich aufgefordert, die von dem Vaterlands-Verräther über sich selbst ausgesprochene Nichtigkeit an denselben in Wirklichkeit zu setzen und das Vaterland zu retten."

„Das war der Begriff, den der Thäter verwirklichte; ein Trugschluß liegt ihm zum Grunde und darum ist seine That ein Irrthum; sie war aber blos eine fortgesetzte Dialektik seines Begriffs, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandsgefahr und von seiner eigenen Pflicht hatte."

„Nach seinem Begriffe war er zur That nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet." —

„So irrig nun auch dieser Begriff erscheint, ihm, dem Irrenden, ist sein Irrthum Wahrheit. Dieselbe als praktische Wahrheit war für ihn ein Pflichtgebot, und darum ist es nicht böser oder leichtsinniger Wille, sondern die Macht des als Wahrheit erkannten Irrthums, die in ihm und durch ihn handelte."

„Moral gebietet, nur den Bösen zu bestrafen, den Irrenden aber zu belehren."

„Der Thäter sah in dem Getödteten einen gefährlichen Feind des Vaterlands, in dessen Zernichtung aber die Möglichkeit, dem Vaterlande Bestand und Dauer zu wahren; und nur in der Kraft der Einzelnen die Ausführbarkeit dieses Rettungswerkes. Mißlingen der That (wie der Thäter glaubt) bereitete dem Vaterlande noch größere Gefahr; darum mußte auf sicheres Gelingen gerechnet werden."

„Der Trugschluß, der die Substanz der That ausmacht, reducirt sich auf die einfache Formel:

„Da wo das Vaterland in einer von der Regierung nicht abzuwendenden Gefahr steht, ist es Pflicht jedes Einzelnen, selbst mit Gefahr seines Lebens, Abhülfe zu leisten.

Hier nun ist das Vaterland durch den Getödteten in eine solche, blos mit dessen Vernichtung abzuwendende Gefahr gesetzt gewesen.

Folglich hatte er, als Einzelner, die Pflicht, das Vaterland gegen diese erkannte Gefahr zu retten.“

„Die irrige Vorstellung, welche der Mittelsatz bildet, war und ist noch jetzt dem Thäter unmittelbare Wahrheit, und eben darum mußte der Schlußsatz wegen seiner innern Consequenz sich ihm als ausgemachte Wahrheit aufdringen, und als ethische Wahrheit die Macht des Pflichtgebots in ihm äußern.“

„Dieses Pflichtgebot ist in der That realisirt. Darum ist eine Folge davon die natürliche Frage: Wie heißt das Gesetz, das solche Vaterlandsliebe, den bis zur Tödtung eines Vaterlands-Mörders aufwallenden Eifer für Vaterland verbietet oder bestraft?“

„Sitte und Gesetz, Recht und Pflicht hat Sand nach seinem Begriffe, in seiner That erhalten, nicht verletzen, nicht übertreten, vielmehr die Höhnung derselben an dem Höhner selbst aufheben wollen. So dachte, so handelte der Thäter, und gegen seine That ist kein Gesetz, sohin eine Gesetzes-Untertretung im objectiven Sinne nicht vorhanden. Was gerade Gesetz und Strafe bewirken wollen, und zu ihren Endzwecken haben, die Aufsicht des Rechts, hat er nach seiner Ansicht beabsich-

tigt. In dieser seiner Ansicht hat er bürgerlich gut gehandelt, das höchste Gesetz

„Treue dem Vaterlande"

redlich erfüllt, und seinen Patriotismus in Recht und That erprobt."

„Wohl wußte er, daß aus der Ewigkeit her̃ber sanctionirt sei: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Er kannte aber auch in seiner Ansicht ein höheres Gesetz, eine mächtigere Pflicht, wo das Leben des Vaterlands in Gefahr stehe, nicht des Einzelnen zu schonen, damit das Ganze erhalten werde."

„Er glaubte den Satz anwendbar, daß Noth kein Gebot und Verbot habe."

„Er nennt darum selbst seine That einen Collisionsfall; zwei Gesetze, ein allgemeines und ein specielles, kämpften mit einander. Die besonderen concreten Momente seiner That gaben dieser einen eigenthümlichen Charakter und eine Form, unter welcher er das Tödten so wenig als das Tödten im Kriegskampfe von irgend einem Gesetze berührt fand."

„Er stieß darum auf kein Gesetz, unter welches er seine That hätte subsumiren können, kein Gesetz, das auf solche anwendbar wäre."

„Durch erstrebte Zernichtung des deutschen Vaterlandes, durch dessen Nichtanerkennung hat ja der Getödtete seine eigene Nichtigkeit ausgesprochen, selbst ein Gesetz aufgestellt, sich selbst unter dasselbe subsumirt, und dadurch als Vaterlandsfeind aller Rechte sich verlustig erklärt."

„Dessen Tödtung war sohin, nach Sand's Begriffen, in keinem Gesetze verboten, und darum hielt er sie für erlaubt."

„Nur ahnete er, daß die richtende Nemesis über die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit ihrer speciellen Gesetze in Verlegenheit gerathen könne. Diese ihre Verlegenheit wollte er nicht, und fand nur zwei Auswege, sie davon zu befreien, entweder den sich ihren Gerichten zu entziehen, oder sich selbst ihr zur Sühne zu bringen. Er wählte den Letztern, und bewies auch noch dadurch, daß Pflichtliebe in ihm herrsche."

„Geben ferner die Criminalisten nicht als bestimmtes Moment der Strafbarkeit an, daß 1) eine Rechtsverletzung Zweck oder vorherzusehende Folge der That gewesen seyn müsse; 2) setzen sie nicht einen Gemüthszustand des Verbrechers voraus, vermöge dessen bei Vollziehung der That, die psychologische Möglichkeit der Wirksamkeit des Strafgesetzes in ihm begründet war? Sie verlangen daher das Bewußtseyn der Strafbarkeit und die Möglichkeit des Einflusses des Strafgesetzes auf die Unterlassung der That. Daher behaupteten sie, daß Zurechnung und Strafbarkeit nicht Statt finde, wo a) der Thäter sich in einem schuldlosen Gemüthszustand befand, der das Bewußtseyn der Strafbarkeit unmöglich macht; daher bei einer Gemüthskrankheit und bei einem gerechten, im höchsten Grade tobenden Affecte. b) Wenn der Thäter in einer Lage war, die den Einfluß des Strafgesetzes zur Verhinderung der That psychologisch unmöglich machte, wohin vorzüglich der Nothstand gerechnet wird, worin der Thäter von einem momentanen, dem Strafübel wenigstens gleicher und den Verlust eines unersetzlichen Guts bewirkenden Uebel fortgerissen wird. Daher frage es sich, ob eine Rechtsverletzung vom Thäter beabsichtigt, oder als mögliche Folge seiner That vorausgesehen werde."

„Eine Rechtsverletzung kann hier in Bezug auf den nicht Statt haben, der nach des Thäters Ansicht durch Nichtachtung heiliger Rechte selbst rechtlos geworden, und durch Verhöhnung der Sitte und Pflicht aller Persönlichkeit verlustig worden ist."

„Einen Nothzustand, in den nach Sand's Begriffen Deutschlands Selbstständigkeit, Sitte und Recht

durch den Getödteten versetzt war, und der vom Staate nicht entfernt werden konnte, sah er, und wollte die Gefahr abwenden. Dieses war seine Ansicht, und darum war in seinem Bewußtseyn nicht der Gedanke von Rechtsverletzung."

„Wie kann ihm zur Verschuldung gemacht werden, wenn er das Gesetz, „du sollst nicht tödten!" auf seine That unanwendbar, und den Getödteten außer diesem Gesetze stehend erschauete?"

„Es fragt sich weiter: ob das Bewußtseyn der Strafbarkeit seiner Handlung, so wie eine Territion der Strafbarkeit seiner That bei Sand möglich war? Wie hätte der, der versenkt in das Göttliche, stets nur das Gute wollte, der hinweg sehend über alle Nebenrücksichten blos der reinen Stimme seiner Ueberzeugung zu folgen von frühester Jugend gewohnt ist, der noch jetzt seine That für gut und pflichthaft erkennt, im Momente der Ausführung eine Gesetzwidrigkeit, oder eine Straffälligkeit darin erschauet haben können?"

„Als Heros im Dienste des Vaterland's hat er über sich genommen, was er von jedem Deutschen erwarten zu können glaubte. Und dieser heilige Glaube, für des Vaterlandes Wohl zu wirken, mußte selbst die Furcht des Todes von ihm verbannen, und ihn zum Märtyrer weihn."

„Eine Territion ist eben darum in ihm nicht möglich gewesen. War auch die ernste Nemesis mit ihrem ewigen Gesetze: „Blut um Blut" ihm in den Weg getreten, so konnte sie ihn damit nicht wankend machen. Er war beruhigt, daß jenes Gesetz nicht ihm gelte. Nur Abel's Blut schreit um Rache, nicht das des Vaterlands-Mörders; und als solchen erschauete er den Getödteten."

„In dem Thäter, dem des Vaterlands Selbstständigkeit und Sitten das heiligste Gut auf Erden ist, war

durch den Begriff des von dem Getödteten zu befahrenden Verlustes dieses Heiligthums, alles Ueberlegen, Klügeln und Berathschlagen verbannt; er ward fortgerissen."

„Der Zustand, worin der Thäter von der Gefahr eines unersetzlichen Verlustes zur That hingerissen ward, macht den Einfluß des Strafgesetzes zur Verhinderung der That unmöglich. Eine subjective Gesetzübertretung wird daher die richtende Nemesis nicht finden, oder wie heißt das Gesetz, das der Thäter, bei seinen Begriffen, übertreten hat?"

„Sollte übrigens in der Schrift „Todesstoß" wegen ihrer Richtung an das Volk eine revolutionäre Tendenz erblickt werden, so widerlegt der Inhalt derselben, so wie die so vielfältig in der Untersuchung ausgesprochene Denkart des Thäters jeden bösen Argwohn. Er verräth sich als ein gutmüthiger Schwärmer, dem jede äußere Verfassung gut ist, wenn nur der Menschengeist nach Gottähnlichkeit darin ringen und die Einheit des in Gott versenkten Denkens und Anschauens darin erreicht werden kann."

„Blos Einheit der Denk- und Sinnesart, hinbewegt auf das Religiöse, ist das Endziel seiner Wünsche, eine wahrhafte Theokratie sein Ideal, eine gänzliche Zernichtung und Ertödtung aller sinnlichen Neigungen und Triebe, eine selbstverleugnende, blos nach dem Ewigen strebende Tugend sein höchstes Gut, seine Seligkeit. Seine Lehre findet keine Anhänger, und geht mit ihm selbst dereinst zu Grabe."

„Man kann von der That sagen, ein Irrlicht habe dem Thäter geleitet. Es fragt sich aber, ob er diesen Irrthum einsehen können und sollen? Es gibt hier keinen Irrthum, welchen der Irrende, wenn er gewollt hätte, einsehen konnte. Was der Geist sieht, muß er sehen, was er nicht sieht, kann er nicht sehen. Jeder Irrthum ist dem Irrenden Wahrheit und, nach Plato, die

eigenthümliche Krankheit der Seele. Ein willkührlicher Irrthum ist darum nicht denkbar, und gerade darin besteht sein Wesen, daß eine Unwahrheit für Wahrheit erscheint und erkannt wird."

„Der Fanatismus hat dieses verkannt, und die trostlose Lehre vom strafbaren Irrthume hat die Inquisitionsgerichte eingeführt."

„Der Irrthum, der den Trugschluß erzeugte, mag er in einer Krankheit, oder in einer natürlichen Beschränktheit des Geistes begründet seyn, übte die Macht des Schicksals, und nenne man nun solches Tollheit, Wahnsinn oder Raserei, so sind diese Benennungen bloße Bezeichnungen eben so vieler Gemüthskrankheiten, so wie überhaupt ein jeder Irrthum eine Krankheit der Seele ist, von welcher der Mensch nie ganz sich befreien kann."

„Die irrige Vorstellung, und der darauf gestützte Trugschluß ist es nun, was dieser That eine Stellung außer der Sphäre des Gesetzes gibt. Der irrige Begriff, der in der That seine Wirklichkeit hat, ist das Werk einer Trübung des Geistes, und diese nur als Krankheit oder als Beschränktheit möglich. Sie ist das absolute Unglück, und ihr Erzeugniß ein bloßes Scheinverbrechen, wornach also hier nicht ein Verbrecher zu bestrafen, sondern ein Unglücklicher, Verirrter zu bedauern kommt."

„Straflosigkeit ist hier die unmittelbare Folge des Mangels der Imputabilität, und schließt die weitere Frage aus, ob die ordentliche Strafe oder eine Modification derselben eintrete? Todesstrafe kann ohnehin gegen den nicht Statt finden, der den Tod nicht als ein Uebel erkennt, und dauernde Gefängnißstrafe würde bei der Sinn- und Denkart des Thäters befahren lassen, daß derselbe in gänzlichen Wahnsinn falle! Auch die Leiden, die der Gefangene während seines Verhaftes erduldete, müssen nach der Lehre der Criminalisten, selbst dem wahren Verbrecher bei Erkennung der Strafe eingerechnet werden."

„Sollte, gegen des Defensors rechtliche Ueberzeugung, noch im mindesten an der Straflosigkeit seines Clienten zu zweifeln seyn, so ist derselbe nach den Berichten des Stadtphysikats, auch zu keiner Straferstehung physisch geeignet, ohne unmenschlich und grausam gegen diesen armen verirrten Jüngling zu seyn."

Die Schlußbitte war: „Den verirrten Thäter für schuldfrei zu erkennen, denselben seines Arrests zu entlassen, und ihn wegen der bei ihm festhaftenden irrigen Vorstellung, als gemüthskrank, der besondern Aufsicht seiner Obrigkeit zu unterstellen."

Uebrigens vergaß der Defensor nicht, Sand auch dagegen zu rechtfertigen, daß er hie und da, bei Depositionen gegen Andere, zurückhaltend gewesen.

„Da die Puncte, über welche Sand sichtbarlich Schonung für seine Freunde vorherrschen ließ, im Grunde ganz unerheblich erscheinen; so hat er in allen solchen Stellen nur die Güte seines Herzens ausgesprochen, die es nicht über sich gewinnen konnte, diese Dritten auch nur vorübergehend zu kränken; der gerechte Richter wird menschenfreundlichst geneigt seyn, bei dessen überall beurkundetem moralischen Gefühl seinen desfallsigen Entschuldigungen unbedingten Glauben zu gewähren."

---

Ein Nachtrag zur Defensionsschrift wurde von dem Defensor den 16. Februar 1820 übergeben. Dieser Nachtrag war durch die von Sand's Bruder, Appellations-Gerichts-Advocaten, dem Defensor übersandten Materialien veranlaßt.

Er sagte darin, es sei eine Mangelhaftigkeit in der Untersuchungsform dadurch entstanden, daß die Papiere und Schriften des Getödteten, welcher im

Badischen ohne öffentlichen diplomatischen Charakter, blos als Privatmann gewohnt habe, folglich den allgemeinen Gesetzen unterworfen gewesen sei, nicht in Beschlag genommen, also dadurch dem Thäter **Mittel entzogen** worden seien, **seinen Begriff** von dem **Getödteten und von der Vaterlandsgefahr als wahr und reell zu erweisen.**

Diese Entziehung der Vertheidigungsmittel für den Thäter **hebe alle denkbare Bestrafung gegen ihn auf**, wenn nicht der urtheilende Richter in die größte Verlegenheit über eine, seiner eignen Ueberzeugung widerstrebende Hinwegraisonnirung dieses unterbliebenen Hauptrequisits und daher in die Untersuchung gekommenen Hauptfehlers, gesetzt werden solle.

Was die **Form der That** betreffe, so sei eine wirkliche Nothwehr, oder bei dem wegen Mangelhaftigkeit der Untersuchung und nicht mehr herzustellenden Beweise derselben, die subjective Ueberzeugung eines solchen Nothstandes das einzige Motiv und die Causalität zur That gewesen.

Sand's Geist sei durch die Ueberzeugung, er müsse so handeln, befangen gewesen. Sei aber einmal eine solche Befangenheit des Geistes eingetreten, ein Begriff festhaftend und vorherrschend geworden, so schließt sie jede Rücksicht, überhaupt jede freie Wahl des Befangenen aus, seine Handlungen, welche auf diesen festhaftenden Begriff Bezug haben, sind **Wirkungen der Nothwendigkeit.**

Sand selbst könne so sprechen. Ich wollte das wahrhaft Gute, ich habe es gewissenhaft vollbracht, freue mich darob meiner gelungenen That, und übergebe sie ruhig dem Zufall und dem Gerichte.

Nur eines wünsche ich: Belehrung, wenn das von mir erkannte Gute nicht wahrhaft gut seyn sollte. Denn

noch bin ich von der Güte meiner That überzeugt, und in dieser Ueberzeugung beruhigt. Ich habe das Vaterland aus einer höchstdringlichen Gefahr gerettet; ich habe den nach dessen Vernichtung strebenden Feind selbst vernichtet, und das Pflichtgebot dazu so lebendig in mir erkannt, wie ich es noch jetzt lebhaft in mir erkenne und im ausführlichen Schreiben an meine Eltern entwickelt habe. Ich habe gethan, was ich von jedem redlich gesinnten Freunde des Vaterlands erwarte, und was wieder jeder von mir hoffen zu können berechtigt war; mein eigenes Selbst habe ich dem Vaterlande geopfert, und kann nun ruhig dessen Urtheil über mich erwarten.

---

Späterhin beleuchtete der Correferent in seinem Gutachten die Einwendung, welche wegen unterlassener Beschlagnahme aller Kotzebue'schen Papiere von dem Bruder Sand's gemacht worden war, durch Folgendes:

„Selbst die vom Bruder des Inquisiten so sehr gerügte Verabfolgung der Papiere des v. Kotzebue entscheidet nichts dagegen. Denn im äußersten Falle hätte dadurch vielleicht nur der Verdacht des Inquisiten von Kotzebue's Staatsgefährlichkeit als begründet erscheinen können; allein der bloße Verdacht einer Gefahr, wenn er sich auch hintenach bestätigt, begründet keine Nothwehr. Eben so wenig die Behauptung, der Staat habe nicht helfen können. Denn darüber ist der Inquisit den Beweis schuldig geblieben, und wäre es wirklich der Fall gewesen, so wäre er doch nicht befugt gewesen, das Richteramt auszuüben. Es müßte zur offenen Anarchie führen, wenn jeder Einzelne, der blos nach seiner individuellen Ueberzeugung einen Andern für staatsgefährlich, Abhülfe vom Staate aber nicht für möglich halten wollte, berechtigt seyn sollte, seinen Nebenmenschen ohne weiters aus dem Wege zu räumen."

---

Bericht des Ober-Hofgerichts an die höchste Stelle, gemäß der am 5. Mai geschehenen Abstimmung.

„Durchlauchtigster ꝛc.“

„Wir treten dem gutachtlichen Antrage des Hofgerichts einstimmig bei, und zwar aus folgenden Gründen:“

„I. Es ergibt sich aus der vorstehenden geschichtlichen Darstellung der Sache mit voller Gewißheit, daß Inquisit sich des an dem Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmords schuldig gemacht habe: indem

a) ein Mann getödtet worden, der alle Eigenschaften und Rechte eines Menschen hatte.

b) Die erfolgte Tödtung war absolute nothwendige Folge der dem v. Kotzebue, nach den Aussagen vollgültiger Zeugen und der eigenen oft wiederholten Geständnisse des Inquisiten, von diesem beigebrachten Verwundungen.

c) Die That ist als eine durchaus freie Handlung des Inquisiten anzusehen, indem die vorliegenden Untersuchungsprotokolle und sämmtliche mit ihm vorgenommene Verhöre nicht die mindeste Spur eines Wahnsinns enthalten; vielmehr zeugen sie, so wie sein ganzes Benehmen, von einer kalten, ruhigen und besonnenen Ueberlegung der That, so wie über deren Folgen, was dem Begriffe von Wahnsinn geradezu widerstreitet; und es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß Inquisit Kenntniß seiner Handlung, ihrem Wesen und ihren Folgen nach, hatte, daß er über das Verhältniß derselben zum Rechtsgebote urtheilen, und nach den Vorstellungen der Vernunft handeln konnte. Auch daß er das Vermögen hatte, unter mehreren Handlungsarten selbstthätig zu wählen, d. h. sich willkührlich zu der Verwirklichung der einen oder der

andern Art zu bestimmen, so daß sowohl Willensfreiheit als Willensfähigkeit bei ihm vorhanden war."

„Inquisit selbst will hierüber keinen Zweifel erregt wissen; wohl aber bemüht sich sein Vertheidiger, aus den Handlungen und aus den nachherigen Aeußerungen des Inquisiten zu deduciren, daß daraus eine Art partiellen oder fixen Wahnsinns hervorgehe, welcher einen Mangel an aller Zurechnungsfähigkeit bei dem Inquisiten, sowohl bei dem Vorsatze zur That als auch bei der Art ihrer Ausführung, hervorgebracht habe."

„d) Lange vorhergegangene Ueberlegung und planmäßige Ausführung des gefaßten Entschlusses stempeln das Verbrechen zum Morde, und sein Bemühen, durch Veränderung seines Namens und Vaterlandes und durch den Vorwand eines freundschaftlichen Besuchs, um den von Kotzebue gegen alle Besorgnisse einer Gefahr sicher zu stellen, zum Meuchelmorde."

„Endlich wird

e) die Unrechtmäßigkeit der Handlung wohl von Niemanden, als von dem Inquisiten bezweifelt werden wollen."

„Er selbst aber will noch jetzt seine Handlung als eine Großthat zum Wohl des deutschen Vaterlandes angesehen wissen, die er nothwendig begehen zu müssen geglaubt hat, weil von Kotzebue als Schriftsteller, als Dichter und als Verräther des deutschen Vaterlandes letzterm höchst gefährlich gewesen sei, der Staat selbst aber in den dermaligen Verhältnissen diese Gefahr nicht habe abwenden könne."

„Die Unstatthaftigkeit der Einrede einer Nothwehr springt von selbst in die Augen, so wie die Gefährlich-

keit des vom Inquisiten behaupteten und ausgeführten Grundsatzes, daß jeder Bürger im Staate berechtigt, ja verpflichtet sei, da, wo seiner Ueberzeugung nach Noth vorhanden, d. h., wo er ein Uebel sieht, das dem Staate Gefahr droht, und welchem die Regierung nicht steuern kann oder will, auf jede gutfindende Art in das Mittel zu treten."

„II. Die auf das Verbrechen des Mords überhaupt, und also auch des Meuchelmords gesetzte Strafe des gemeinen Rechts ist das Rad, nach dem Gerichtsgebrauche aber die einfache Strafe des Schwerts, sobald außer der Hinterlist des Mörders nicht auch zugleich gewinnsüchtige Absichten desselben hinzukommen. Unsere Gesetzgebung kennt blos die Strafe der Enthauptung, zu der in geeigneten Fällen noch die Aufsteckung des Kopfs auf einen Pfahl hinzukommen darf. Obgleich nun das vorliegende Verbrechen allerdings weit schwerer ist, als eine in der Hitze des Zorns unternommene Tödtung, die gleichfalls mit der Strafe des Schwerts belegt werden soll, so ist doch auf der andern Seite nicht zu mißkennen, daß ein aus gewinnsüchtigen Absichten unternommener Mord noch schändlicher sei, als ein Meuchelmord, der ohne solche Absicht verübt wurde; weswegen wir des Dafürhaltens sind, daß die gedachte Schärfung nicht auf den gegenwärtigen Fall anwendbar sei, und stimmen daher auf die einfache Strafe des Schwerts."

„III. Von rechtlichen Milderungsgründen, die in unsere Sphäre gehören, läßt sich ein einziger als scheinbar denken, nämlich der:

„Daß Inquisit in unseliger Selbsttäuschung den Mord als eine Pflicht, als eine Tugend angesehen habe, daß derselbe mithin, bei der fixen Idee von der Gefährlichkeit des v. Kotzebue für das deutsche Vaterland, die Strafbarkeit seiner Handlungen nicht eingesehen, und in so fern nicht frei gehandelt habe."

„Könnte man diesen Fall unterstellen, so würde freilich eine mindere Zurechnung der That in nähere Abwä-

gung kommen müssen; allein es ist überdies in den Acten vollständig bewiesen, daß Inquisit bei dem Morde, wo nicht eine ganz andere, doch wenigstens noch eine weitere, als seine angegebene Absicht gehabt habe, und zwar die der gewaltsamen Umwälzung der deutschen Verfassung. Inquisit ist deren überwiesen und geständig."

„Mag Sand also auch die Idee gehabt haben, eine veränderte Staatsverfassung sei nicht nur dem Wohl von Deutschland zuträglich, sondern sogar nothwendig; mag er seine That, die zu diesem Zwecke mitwirken sollte, blos aus Liebe zu dem Vaterlande und in der Ueberzeugung, daß sie Pflicht und Tugend sei, beschlossen und vollzogen haben: so kann dieses alles dem Richter keinen Grund geben, die Zurechnung der That zu mindern, vielmehr muß die Zurechnung hier in ihrem höchsten Grade um so mehr eintreten, als die Triebfeder zur That noch eine besondere, für das Rechtsgebiet gefährliche Absicht enthält, da doch Inquisit die Handlung mit allen ihren Folgen und in ihrer ganzen Unrechtmäßigkeit als Mensch, und besonders als Theologe wissen mußte, und wirklich eingesehen hat, da er nach seiner eigenen Angabe lange und oft kämpfen mußte, bis er, wie er sich ausdrückt, das Widerstrebende in der menschlichen Natur, das darin liege, unterdrücken und besiegen konnte, und da er keine Gefahr noch Mühe scheute, die Hindernisse, die seinem Vorhaben im Wege standen, zu beseitigen und dessen Ausführung möglich zu machen."

„Schließlich bemerken wir noch unterthänigst, daß wir in Gemäßheit der hohen Staats-Ministerial-Verfügung vom 21. October 1819 uns bei unserer Beurtheilung blos auf das Verbrechen des Mordes beschränken und des dem Inquisiten noch weiter zur Last fallenden Verbrechens des Hochverraths nur in so weit erwähnen zu müssen geglaubt haben, als dieses letztere Verbrechen mit dem Grade der Imputation des erstern im Zusammenhange steht, und über die Absicht des Verbrechers, also über seinen dolum noch mehr Aufklärung gibt."

Der Instructiv-Votant und die übrigen elf Stimmen waren durchaus für die vom Correferenten angetragene

Enthauptung ohne Schärfung. Für einen directen Antrag auf landesherrliche Begnadigung erklärte sich keine Stimme Doch bemerkte der Instructiv-Votant:

„Allerdings wird das großherzogliche Staatsministerium solches (das Politisch-Fanatische des Verbrechers) in Betrachtung ziehen; es wird nicht minder auch die übrigen Gründe, welche eine Begnadigung herbeiführen könnten, beherzigen; es wird die Stufen, auf welchen dieser unglückliche Jüngling bis zum Verbrecher stieg, ermessen; — es wird nicht übersehen, was Andere, ja Männer, die den Weg der Tugend und des Rechts dem Jüngling zu zeigen, ihn darauf zu leiten verpflichtet sind, dazu beigetragen, die in ihm in so hohem Grade vorhandenen Anlagen des Geistes und des Herzens zu ersticken und das Böse vorherrschend zu machen, was Verführung überhaupt gethan, was selbst von Oben geschehen, zwar zum guten Zwecke, um Vaterlandsliebe und Heroismus in den Zeiten der gemeinen Noth zu wecken, aber leider mit so unglücklichem Erfolge, was übersehen worden, um dem Unwesen, das unsere Jugend umspann, zu steuern."

„Alles dieses und noch mehr, das dürfen und müssen wir überzeugt seyn, wird nicht unberücksichtigt bleiben. Es wird entscheiden, ob Gnade eintreten könne; allein einen directen Antrag unserer Seits darauf zu richten, müssen wir unterlassen, weil er außer unserer Befugniß, auf welche wir beschränkt sind, liegt."

# XIII.

## Zur weiteren Beurtheilung der Sandischen That und deren Folgen.

## Zur weiteren Beurtheilung der Sandischen That und deren Folgen.

Schreiben des Doctors der Theologie und Professors de Wette zu Berlin an die Mutter des Studenten der Theologie, Carl Sand, datirt Berlin den 31. März.

„Es hat Sie als Mutter ein so harter Schlag getroffen, daß ich mich durch Ihre mir bewiesene Freundschaft verpflichtet fühle, Ihnen ein Wort des Trostes zu schreiben. Hätten Sie den einfachen Verlust Ihres trefflichen Sohns zu beklagen, so würde ich schweigen, und die Heilung Ihres Schmerzens Ihrem frommen Herzen und der Zeit überlassen. Aber daß die Meinung des großen Haufens Ihren Sohn als Verbrecher brandmarken wird, und mit einem Schein des Rechts, dies fordert mich, der ich mir ein Urtheil über die Sache zutraue, auf, seinen Anwald bei Ihnen zu machen und sein Andenken wenigstens in seiner Familie vor Entehrung zu schützen."

„Die begangene That ist freilich nicht nur ungesetzlich und vor dem weltlichen Richter strafbar, sondern auch, „allgemein betrachtet, unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend." Durch Unrecht, durch List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel. Als Sittenleh-

rer kann ich nie zu solchen Handlungen ermahnen und rathen, das Böse soll nicht durch das Böse, sondern allein durch das Gute überwunden werden."

„Aber ist von der Beurtheilung einer geschehenen Handlung die Rede, so darf man nie das allgemeine Gesetz als Maßstab *) gebrauchen, sondern die Ueberzeugung und die Beweggründe des Handelnden. Nur nach seinem Glauben wird ein Jeder gerichtet."

„Nun bin ich allerdings der Meinung, daß der Entschluß Ihres Sohnes aus einem Irrthume hervorgegangen und nicht ganz frei von Leidenschaft gewesen ist. Aber welcher Mensch darf sich rühmen, von Irrthum und Leidenschaft frei zu seyn? Nur Einer ist es gewesen."

„Der Irrthum wird entschuldigt, und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung, und die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Daß beides der Fall bei Ihrem frommen und tugendhaften Sohn gewesen, bin ich fest überzeugt. Er war seiner Sache gewiß; er hielt es für Recht, das zu thun, was er that, und so hat er recht gethan. Ein Jeder handle nach seiner besten Ueberzeugung, so wird er das Beste thun."

„Wenn ich seinen Entschluß nicht ganz von Leidenschaft frei spreche, so verstehe ich darunter keinen trüben Rausch, keine schäumende Aufwallung; denn er war, so viel ich weiß, ein sehr ruhiger und besonnener Mensch. Es war die reinste Begeisterung, die ihn erfüllte, die aus der besten Quelle kam, aber von der jugendlichen Kraft eine Gewalt entlehnte, welche über die Schranken des Lebens hinaustrieb!"

*) Nämlich „als Maßstab" der Moralität (sittlich guten Denkart und Gesinnung) der handelnden Person, des Thäters, nicht: der That im Allgemeinen betrachtet.

„Ohne irgend einen Antheil an dieser Art von Leidenschaftlichkeit wird kaum eine große That von dem Menschen vollbracht werden können; das Licht der Begeisterung wird immer zur Gluth auflodern."

„Mit vollkommener Aufrichtigkeit versichere ich Sie, daß ich die Liebe, welche mir Ihr Sohn auf den ersten Blick abgewonnen, seinem Andenken nicht entziehen kann, vielmehr in größerm Maße zuwende. So wie die That geschehen ist, durch diesen reinen, frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."

„Und was auch das Schicksal Ihres Sohnes seyn mag, er hat nun gelebt, da er für den höchsten Trieb seines Herzens zu sterben beschlossen hat. Wer das Leben wagen kann, hat das wahre Hochgefühl desselben, und schätze man doch nicht den Werth desselben nach seiner Dauer, sondern nach seiner innern Fülle und Schönheit."

„Leider herrscht bei uns die Ansicht, wodurch man ein Leben in Feigheit und Trägheit einem schönen Tod vorzieht."

„Sagen Sie nicht, es sei zu beklagen, daß so viele das Edle dieses Todes nicht erkennen werden. Wenigstens ist er doch ein Zeichen einer bessern Lebensansicht, wodurch Mancher erweckt werden wird. Ein Jüngling setzt sein Leben daran, einen Menschen auszurotten, den so viele als einen Götzen verehren. Sollte dies ohne alle Wirkung seyn?"

„Doch nach dem Erfolg ist keine Handlung zu beurtheilen; nicht nach dem Glanze, den es von sich wirft, ein Leben. Das Edelste sinkt oft verkannt in den Staub!"

„Verehrte Freundin! Mögen Sie diese Bemerkungen wahr finden, und diese Ansicht der Sache festhalten gegen

alle Widerrede. Sie haben diesen außerordentlichen Sohn geboren und erzogen, so werden Sie ihn auch verstehen und zu schätzen wissen, und sein selbst gewähltes Schicksal mit Muth und Ergebung tragen. Dazu verleihe Ihnen Gott seinen Segen, der auch im Schwachen mächtig ist. Mit inniger Hochachtung und aufrichtiger Freundschaft Ihr ergebener Diener

de Wette."

„Nachschrift. Nachdem ich dieses geschrieben, fällt mir Jean Paul's schöner Aufsatz über Charlotte Corday in D. Katzebergers Badereise, 2. Band S. 222. in die Hände."

---

## Authentische Erklärungen und Auslegungen über das de Wette'sche Privatschreiben.

### Schreiben des Professors de Wette an Se. Majestät den König.

„Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!"

„Von Ew. Majestät meines Dienstes entlassen, habe ich keinen Grund mich in dieser Hauptstadt länger aufzuhalten, und bleibt mir nichts weiter übrig, als in mein Geburtsland zurückzugehen. Ehe ich dieses thue, unterfange ich mich noch einmal zu Ew. Majestät zu reden; nicht aber um Allerhöchstdieselben zu einer Aenderung Ihrer Königlichen Willensmeinung in meiner Sache zu bewegen; denn ich sehe nur zu wohl ein, daß ich das Allerhöchste Vertrauen verloren habe, und indem ich den Königlichen Willen als den unabänderlichen Spruch eines mir ungünstigen Schicksals verehre, füge ich mich mit Geduld und Ergebung in das, was mir beschieden ist."

„Nur was selbst dem durch förmlichen Richterspruch verurtheilten Unschuldigen noch übrig gelassen ist, nehme

ich in Anspruch, indem ich hiermit auf mein Gewissen und im Angesicht Gottes vor Ew. Majestät Königlichem Thron erkläre, daß ich unschuldig bin. Diese Erklärung wird mir Ew. Majestät Gerechtigkeitsliebe zu gut halten, ja Allerhöchstdieselben werden es mir nicht verargen, wenn ich dieselbe Erklärung durch die einfache Darlegung der Thatsachen mittelst des Drucks vor dem deutschen Publicum abgebe."

„Ein Vergehen haben mir Ew. Majestät selbst nicht zur Last gelegt, sondern Allerhöchstdieselben setzen nur in meine sittlichen Grundsätze Mißtrauen; desto härter ist die Strafe, die mir aufgelegt ist."

„In einer verhängnißvollen Zeit verließ ich auf einen ehrenvollen ungesuchten Ruf eine angenehme und vortheilhafte Lage und eine schöne Wirksamkeit, um dem preußischen Staat meine geringen Kräfte zu weihen und seinem großen Geschick mein kleines Glück zu vertrauen. Neun Jahre lang habe ich, bei einem stillen unbescholtenen Lebenswandel, nach meinen geringen Kräften, mit redlichem Willen das mir anvertraute Amt verwaltet. Den schweren Weg der strengsten wissenschaftlichen Forschung wandelnd, im Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit, die ich in keinem Buchstaben, sondern allein in der freien redlichen Ueberzeugung anerkenne, habe ich stets freimüthig und unumwunden meine Ueberzeugung ausgesprochen, und mir dadurch von außen manche Mißdeutung und Verkennung zugezogen; aber in meinem Wirkungskreise als Lehrer habe ich, wenn mich die dankbaren Zeugnisse solcher Schüler, welche schon im Amte stehen und mit Beifall und Segen arbeiten, nicht täuschen, mehr Ueberzeugung und Einsicht, als Zweifel und Irrung bewirkt, und wenigstens heilsame Anregung gegeben. In einer theologischen Facultät, welche durch die lebendige, kräftige, tiefe Eigenthümlichkeit der wissenschaftlichen Richtung ihrer Mitglieder einen so hohen Rang behauptet, glaube ich eine nicht ganz unwürdige Stelle eingenommen zu haben; wenigstens wurden meine Unvollkommenheiten durch das Zusammen- und Entgegenwirken meiner Amtsgenossen ausgeglichen,

und was, für sich allein genommen, vielleicht das Ziel verfehlt hätte, zum Heil gewendet. In der gelehrten Welt ist mein Ansehen keinesweges gesichrt, aber Achtung glaube ich selbst meinen Gegnern abgewonnen zu haben, und mein redliches Bestreben ist selten verkannt worden."

„Und nun habe ich durch das Mißtrauen Ew. Königlichen Majestät meine Wirksamkeit als Lehrer vielleicht auf immer verloren, meine Ehre ist gekränkt, das Glück meiner Familie zertrümmert, und im vierzigsten Lebensjahre sehe ich mich weit auf meiner Laufbahn zurückgeworfen."

„Bei geschwächter Gesundheit, ohne alles Vermögen, Gatte, Vater zweier unerzogner Kinder, Versorger eines erwachsenen noch in seiner Ausbildung begriffenen Pflegesohns, nehme ich eine schwere Last von hinnen; aber ich trage sie ungebeugt. Aufrecht im Gefühl meiner Unschuld, aber ohne Trotz, im Schmerz über erlittene Kränkung, aber ohne Erbitterung, scheide ich aus Ew. Majestät Staaten. Mein Herz schlägt noch immer warm für Preußens Wohl, in welchem ich die Hauptstütze der evangelischen Kirche und des deutschen Vaterlandes sehe. Möge ihm das unfreiwillige Opfer, das mir aufgelegt ist, Heil bringen; ich hätte freiwillig auch ein größeres ihm darzubringen gewußt, Gott segne Ew. Majestät Thron und Reich, wie ich dies im aufrichtigen Gebet von ihm erflehe."

„Ich ersterbe in tiefster Unterthänigkeit

Ew. Königlichen Majestät

Berlin, den 16. October
1819.

unterthänigster Knecht,

(gez.) D. W. M. L. de Wette."

## Schreiben des Professors de Wette an die theologische Facultät der Universität zu Berlin.

„Durch die königliche Cabinets-Ordre vom 30. v. M. meines Lehramts an der hiesigen Universität entsetzt, sehe ich mich in der traurigen Nothwendigkeit, aus der Mitte einer Facultät zu scheiden, welcher anzugehören ich mir zum schönsten Ruhm rechnete, deren Gemeinschaft mir so ermunternd, stärkend und bildend gewesen ist, und deren Mitglieder mir durch persönliche Achtung und Liebe verbunden sind; und der Schmerz der Trennung müßte für mich wahrhaft vernichtend seyn, wenn ich nicht die Achtung meiner bisherigen Amtsgenossen mit mir hinwegnehmen dürfte."

„Den Grund zu meiner Entlassung hat zunächst ein von mir an die Mutter des bekannten Sand erlassenes Trostschreiben hergegeben, welches ich einer hochwürdigen Facultät in einer Abschrift mittheile, welche von der mir zur Anerkennung vorgelegten Abschrift genommen ist, und deren durchgängige Richtigkeit ich bezweifle. Die Veranlassung und Absicht dieses Schreibens kann keinem Vorwurf ausgesetzt seyn, ist auch, so viel ich weiß, nicht gemißdeutet worden. Desto mehr aber ist der Inhalt mißverstanden worden, ohne daß meine unterthänigste Bitte Statt gefunden hat, mich vor dem Gericht sachkundiger Männer gründlich vertheidigen zu dürfen. Dieses Gericht suche und finde ich, nachdem alles verloren ist, und ich nur noch meine Ehre zu retten suchen muß, in einer hochwürdigen Facultät, welche ich bitte, meine Vertheidigung anzunehmen und mit Aufmerksamkeit zu prüfen."

„Der in Anspruch genommene Brief ist ganz vertraulicher Art, und ich habe ihn keinesweges für einen größeren Kreis, geschweige für das deutsche Publicum bestimmt, ihn auch niemanden mitgetheilt. Wie eine Abschrift davon vor den Thron Sr. Majestät hat gelangen können, weiß ich nicht, und habe

dazu durchaus nichts beigetragen. Luther sagt: „Es ist ein großer Unterschied unter einem heimlichen und öffentlichen Briefe, und wer einen heimlichen Brief wider Wissen und Willen seines Herrn offenbar machet, der verfälschet nicht vier oder fünf Worte darinnen, sondern den ganzen Brief, daß es hinfort nicht mehr derselbe Brief ist, noch heißen kann, weil damit die Gestalt und Art des ganzen Briefs und die Meinung des Schreibers allerdings verkehret und geändert ist." Dies läßt sich streng auf meinen Fall anwenden. Niemals würde es mir eingefallen seyn, diesen Brief in dieser Gestalt öffentlich zu machen. Meine Absicht war, „das Andenken des unglücklichen Jünglings wenigstens in seiner Familie vor Entehrung zu schützen;" vor dem großen Publicum dies zu thun, stand nicht in meiner Macht, und vertrug sich nicht mit meiner Pflicht. Die öffentliche Meinung zum entschiedenen Vortheil dieses Verbrechers lenken wollen, hieße die sittlichen Grundsätze verwirren und Aufruhr gegen Wahrheit und Recht predigen. Der Zwiespalt, in welchen er mit den anerkannten Gesetzen der sittlichen Welt getreten, ist zu schreiend, als daß ihm jemals volle Verzeihung und Versöhnung bei der menschlichen Gesellschaft zu Theil werden könnte; und es ist nothwendig, daß ein großer und wohl der größte Theil der Menschen ihn hart verdamme, während die wenigeren ihn mit mehr oder weniger Milde beurtheilen können. Nur im engen Kreise derer, die ihn genau gekannt und geliebt haben, zumal seiner Verwandten, ist die Möglichkeit gegeben, ihm in einem hohen Grade Entschuldigung, nicht unbedingte Rechtfertigung, angedeihen zu lassen. In diesen Kreis trat ich mit dem Trostbrief an die Mutter; ich drängte mich nicht hinein, ich war durch die Umstände hineingezogen, und hatte so viel Muth und Mitgefühl, mich nicht kalt und lieblos herauszustehlen. Was mir aber als Mensch und Freund zu thun erlaubt, ja geboten war, durfte ich als Gottesgelehrter nicht scheuen, zumal da ich auf Vertrauen und Bescheidenheit rechnen zu dürfen glaubte."

„Die in dem Briefe vorangeschickten allgemeinen sittlichen Grundsätze, wonach ich die That für verwerf-

lich erkläre, wird eine hochwürdige Facultät tadellos finden; es sind die des Evangeliums."

„Unantastbar bleibt auch der Grundsatz, daß für die Zurechnung einer geschehenen Handlung die Ueberzeugung und die Beweggründe des Handelnden die Regel abgeben. Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich keinesweges verkenne, daß das objective Gesetz Gottes die allgemeine Regel der sittlichen Welt sowohl für das Handeln als für das Urtheilen und die Zurechnung bleibt; aber da dieses objective Gesetz, wenn es nicht als äußerer Buchstabe aufgefaßt werden soll, frei in die subjective Ueberzeugung des Menschen aufgenommen werden muß: so sind wir zunächst bei Beurtheilung menschlicher Handlungen an diese subjective Regel gewiesen. Es fragt sich zunächst, ob der Mensch in seinem Handeln sich selbst treu geblieben, ob er dem Gesetze, wie er es erkannt, pflichtmäßig Folge geleistet habe. Wenn Einheit und Selbstständigkeit das Gesetz des Geistes und der geistigen Welt ist, so muß diese Einheit und Selbstständigkeit zuvörderst in jedem vernünftigen Geiste als einer in sich selbst bestehenden Einzelwelt hergestellt seyn, damit sie in der Gesammtwelt herrschen könne. Wenn nun der einzelne Geist sich einem höheren Gesetze unterwirft, gleichviel wie rein und klar er es erkannt habe, und mit Selbstständigkeit und Treue darnach handelt; so ist die Forderung der sittlichen Gesetzgebung von ihm beziehungsweise erfüllt, wenigstens ist er mit der sittlichen Welt in Zusammenhang getreten, wenn er auch noch nicht in vollkommener Einstimmung mit ihr stehen sollte. Der Satz: „Ein jeder handle nach seiner besten Ueberzeugung, so wird er das Beste thun," ist vollkommen richtig. Der Mensch, der seiner besten geprüften Ueberzeugung gefolgt ist, wird das Beste gethan haben, was ihm möglich war in diesem Augenblick seines Lebens, in diesem Zustand seiner sittlichen Bildung, in dieser seiner Stellung zur Gesellschaft. Ein sittliches Leben im Großen, in welchem jeder Einzelne nach dem, was ihm das Beste scheint, mit Pflichtmäßigkeit handelt, wird, bei allem noch herrschenden Irrthum, bei allen noch übrig bleibenden Mängeln, das

Beste seyn, was sich unter dem bestehenden Verhältnisse erwarten läßt."

„Daß der Verbrecher aus wissentlicher Bosheit gehandelt habe, konnte und durfte ich nicht annehmen. Diese Voraussetzung hätte mir unmöglich gemacht, an die Mutter zu schreiben, und allen Zusammenhang zwischen mir und ihr abgebrochen, da ich nicht glauben konnte, daß sie mit mir je darin übereinstimmen würde. Ohnehin war ich durch die flüchtige Bekanntschaft, die ich früherhin mit dem damals allgemein geschätzten Jüngling gemacht hatte, und durch die vortheilhaften Zeugnisse, welche über seinen Charakter und Lebenswandel abgelegt worden sind, berechtigt, diese Voraussetzung aufzugeben. Ja, es mögen wohl nur Wenige seyn, welche ihm eine solche Bosheit zur Last legen. Ich nahm also an, daß er aus einem Irrthum gehandelt habe. Wie er in diesen Irrthum gerathen sei, glaubte ich hier nicht untersuchen zu müssen, sondern mich damit begnügend, auf die allgemeine menschliche Sündhaftigkeit hinzudeuten, überging ich diesen Punct, und beschränkte mich auf die Beurtheilung der That selbst, wiefern sie aus einem Irrthum hervorgegangen."

„Ich nahm an, daß der Verbrecher mit Lauterkeit und Festigkeit der Ueberzeugung gehandelt habe. Es ist dies weiter nichts, als die verstärkte Behauptung, daß er nicht mit wissentlicher Bosheit, sondern aus Irrthum gehandelt habe. War er sich nicht redlich bewußt, daß er das Gute wolle, so wußte er, daß er das Böse wolle, befand sich also nicht im Irrthum. Ich durfte diese Annahme gegen die Mutter als meine feste Ueberzeugung bekennen, ohne mein Gewissen zu verletzen, und mich des Verbrechens theilhaftig zu machen; nie aber würde ich diese Ueberzeugung öffentlich bekannt haben, nicht aus Heuchelei und Furcht, sondern weil sie ihrer Natur nach nicht zur öffentlichen Mittheilung geeignet ist. Sie läßt sich nicht gehörig begründen, und ist und bleibt stets individuell, kann aber eben darum leicht gemißdeutet werden, und Anlaß zur Irrung geben. Nur Gott kennt die Herzen der Menschen, und wägt ihre

Gedanken und Gesinnungen; vom Menschen ist es Anmaßung, über das Innere seines Nächsten zum Vortheil oder Nachtheil entscheidend abzusprechen. Den Grad der Lauterkeit und Festigkeit, welche ich dem Verbrecher beigemessen, habe ich nicht bestimmt und konnte ich nicht bestimmen. Sollten meine Worte die Geneigtheit verrathen, ihm einen hohen Grad zuzugestehen, so muß ich wieder daran erinnern, daß ich an eine liebende gebeugte Mutter schrieb. Vollkommene Lauterkeit und Festigkeit ihm beizulegen, ist mir nicht eingefallen: eine solche spreche ich dem sündhaften schwachen Menschen überhaupt ab; am wenigsten aber konnte ich sie einem in Irrthum und Leidenschaft befangenen Jüngling beilegen. Wer sich vom Gesetz entfernt und sich gegen die sittliche Gemeinschaft empört, kann kein vollkommen gutes Gewissen haben. Aber wie auch das Urtheil der Einzelnen über den Verbrecher sich festgestellt haben mag, so wird es doch wohl ziemlich allgemein eingestanden werden, daß er seinen Entschluß nicht ohne Kampf gefaßt und mit einer merkwürdigen Festigkeit ausgeführt hat."

„Es ist in dem Brief gesagt: „Der Irrthum wird entschuldigt und gewissermaßen aufgehoben durch die Festigkeit und Lauterkeit der Ueberzeugung." Daß dieses nur in einem gewissen Grade wahr sei, ist selbst in den Worten deutlich ausgedrückt; daß es aber in einer solchen Beschränkung wahr sei, ist durch sich selber klar. Wenn der Mensch alles nach seinen Kräften gethan, um sich das Gesetz zur Erkenntniß zu bringen; wenn er mit der ihn davon ablenkenden Lust und Leidenschaft einen ehrlichen Kampf bestanden hat, und dann dennoch irrt, so ist beziehungsweise der Irrthum für ihn kein Irrthum mehr; und indem er den Zwiespalt mit der sittlichen Gesetzgebung nicht fühlt, und mit sich selbst in Uebereinstimmung ist, steht er auch gewissermaßen mit der sittlichen Welt in Ueberstimmung."

Wenn nun hierauf gesagt ist: „Er war seiner Sache gewiß, er hielt es für recht, das zu thun, was er gethan, und so hat er recht gethan:" so kann dies,

so auffallend es klingen mag, doch schwerlich gemißdeutet werden, wenn man auf die Voraussetzung und den Zusammenhang sieht. Calixt sagt richtig: „Auch ein irrendes Gewissen verbindet, und wer wider sein irrendes Gewissen handelt, der sündigt." Richtig ist nun auch das andere, daß, wer seinem irrenden Gewissen folgt, gewissenhaft handelt, mithin recht thut. Er behauptet durch Treue gegen sich selbst seine innere Uebereinstimmung, und erfüllt mithin in seinem Kreise das Gesetz der sittlichen Welt. Daneben bleibt es freilich immer wahr, daß er Unrecht thut, weil er eben irrt, und sich im Zwiespalt mit der sittlichen Welt befindet in Ansehung der befolgten Regel des Handelns. Aber dieses Unrecht und jenes Recht heben sich gegenseitig nicht schlechthin auf, sondern nur beziehungsweise. Daß ich dieses Unrecht in der That des Sand finde, ist im Briefe deutlich ausgesprochen dadurch, daß ich sie im Allgemeinen für unsittlich erklärt und aus einem Irrthum abgeleitet habe."

„Neben dem Irrthum habe ich dem Verbrecher Leidenschaft zur Last gelegt, und auch diese als sündhaft bezeichnet, jedoch auf die schonendste Weise, indem ich uns alle als derselben unterworfen angeklagt. Ich habe sie dadurch entschuldigt, daß ich sie aus einer guten Quelle ableiten zu dürfen glaubte; daß diese Entschuldigung aber ebenfalls nur in einer gewissen Beschränkung zu nehmen sei, bedarf keiner Bemerkung, ist auch durch das Vorausgeschickte angedeutet. Für die vollkommene Richtigkeit der Behauptung, daß diese Leidenschaft, in ihrem Ursprunge rein, nur von der jugendlichen Kraft ihre zerstörende Gewalt entlehnt habe, möchte ich keinesweges einstehen, am allerwenigsten vor der öffentlichen Meinung des deutschen Volks, vor welchem ich sie auch nie aufgestellt haben würde. Was in einem vertraulichen Schreiben an die Mutter Ausdruck des freundschaftlichen Mitgefühls, der Geneigtheit das Beste zu glauben ist, würde, öffentlich ausgesprochen, den Charakter der Anmaßung und Partheilichkeit annehmen. Ich habe nichts dagegen, wenn man sich berechtigt glaubt, als einen Hauptbestandtheil der Leidenschaft, von welcher der Ver-

brecher getrieben gewesen, einen gewissen jugendlichen Hoch- und Uebermuth oder eine ungezähmte Ungeduld anzusehen. Hier können und müssen verschiedene Ansichten nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit der Urtheilenden, nach ihrer verschiedenen Kenntniß und Ansicht des Persönlichen und Thatsächlichen und nach ihrer verschiedenen Ansicht unserer Zeitgeschichte Statt finden. Niemals würde ich es unternehmen, den Jüngling von diesem Vorwurfe vor dem Urtheil der Welt unbedingt freizusprechen. Aber selbst diese Art und Richtung der Leidenschaft kann mit derjenigen Begeisterung, welche der Brief ihm beilegt, in Zusammenhang gesetzt werden; wenigstens bleibt so viel richtig, daß das Gute und das Böse darin so wunderbar gemischt ist, daß es, streng zu sondern, äußerst schwer ist, und mir, nach meinem Zweck, nicht obliegen konnte."

„Wenn in der in dem Schreiben enthaltenen Beurtheilung des Verbrechens eine Lücke bemerkbar ist, die nämlich, daß ich das Sündhafte des Zwiespalts, in welchen der Thäter mit der sittlichen Welt getreten ist, nicht herausgehoben habe; so weiß ich doch nicht, ob sie nicht verschwindet, wenn man den Geist und Zweck des Schreibens fest in's Auge faßt. Wegen dieses Zwiespalts wollte ich ja eben die gebeugte Mutter trösten, indem ich auf das Gute hinwies, das sich noch in der That entdecken lasse, und die Seite bemerklich machte, an welcher dieselbe mit der sittlichen Natur des Menschen zusammenhange. Daß ein solcher Zwiespalt, ein so schwerer Irrthum nicht weniger der Zurechnung unterliegt, als die daraus hervorgegangene That selbst, kann ich nicht verkennen, oder ich müßte sehr schlecht über diese Dinge nachgedacht, und mich der ersten Grundsätze nicht bemächtigt haben. Hier ist die Stelle, wo die strenge Anwendung des allgemeinen Gesetzes, wie es Vernunft und Offenbarung ausspricht, eintreten muß; und, nach diesem Maßstabe betrachtet, erscheint die Sünde des Verbrechers in ihrer vollen Größe. Aber es bedarf nicht der Auseinandersetzung, daß die Schuld der fehlerhaften Erkenntniß von anderer Art ist, als die der pflichtwidrigen, gewissenlosen, boshaften Handlung. Jene fällt dem Verbrecher nicht allein zur Last, sondern einen

Theil derselben müssen wir ihm, als freiem Einzelwesen, wegen seiner Abhängigkeit von Natur und Geschichte abnehmen, und dem ganzen Menschengeschlecht, zunächst aber vorzüglich seinem Zeitalter auflegen. Es war die Folge seiner in dieser Zeit, unter diesen Verhältnissen gewordenen Eigenthümlichkeit, daß er auf diesen Abweg gerieth. Der Mensch in seiner ganzen Erscheinung ist nicht sein eigenes Werk, sondern folgt dem Zuge einer höhern Gewalt. Er ist verantwortlich für sein sittliches Verhalten, denn er ist frei zum Guten und zum Bösen; er ist aber zugleich einer Nothwendigkeit unterworfen, der er nicht entrinnen kann. Das ist daß Geheimniß des Zusammenbestehens der Freiheit und Nothwendigkeit, das noch kein Mensch enthüllt hat."

„Die Schuld, welche dem Verbrecher wegen dieses Irrthums zur Last fällt, besteht unstreitig darin, daß ihn die Trunkenheit und der Ungestüm der obschon edeln Leidenschaft verblendet und fortgerissen hat. Aber selbst in dieser Hinsicht kann die geschichtliche Ansicht seiner That zur Erleichterung seiner Schuld gereichen. Der Zwiespalt, in welchem jetzt in Deutschland das junge Geschlecht mit dem alten steht, enthüllt sich leider von Tag zu Tag immer mehr, und es ist hier nicht der Ort, über dieses unselige Verhältniß, über dessen Quellen und Heilmittel mich näher zu erklären. Der Verbrecher hat diesen Zwiespalt nicht hervorgebracht, sondern ist von der Zeit hineingestellt worden. Aber kräftig, wie er war, hat er ihn ganz in sich aufgenommen, und sein junges Gemüth mit allem Zorn und aller Sehnsucht angefüllt, wovon unsere Jugend bewegt ist. Das zarte Gefäß ertrug nicht die ungeheure Gewalt, die es fassen sollte, und ward zersprengt. Ein beklagenswerthes aber nothwendiges Schicksal hat sich an ihm vollendet, die Sünde der Zeit ist an ihm offenbar geworden, und bei Betrachtung seiner That hat ein jeder an seine Brust zu schlagen, und auszurufen: Gott sei mir armen Sünder gnädig!"

„Wenn ich dessen ungeachtet in diesem Verbrechen ein gutes Zeichen der Zeit erkenne, so ist es wegen der Kraft der Aufopferung und Hingebung, welche unter der Voraussetzung, daß der Thäter wissentlich

das Gute gewollt, allerdings gelobt werden darf, und zumal gegen die Mutter gelobt werden durfte. Daß der Umstand, daß der Jüngling sein Leben zum Opfer der Sühne darzubringen entschlossen war, zu seinem Vortheil in Rechnung zu bringen ist, erliegt keinem Zweifel, weil dadurch die Selbstsucht ausgeschlossen oder doch vermindert wird. Uebrigens brauche ich kaum zu bemerken, daß auch dieses, um öffentlich gesagt zu werden, anders hätten gesagt werden müssen."

„Die von mir zum Protokoll hinzugefügte und Sr. Majestät dem Könige vorgelegte Erklärung über meinen Brief, wovon ich ebenfalls eine Abschrift beilege, hat das königliche Urtheil nur noch mehr zu meinem Nachtheil gewendet, indem daraus die Folgerung gezogen worden, daß ich „den Meuchelmord unter Bedingungen und Voraussetzungen für gerechtfertigt halte." Ich wagte es nicht, Se. Majestät mit einer schulgerechten weitläuftigen Vertheidigung zu behelligen, hatte auch dazu keine Zeit, und faßte mich daher ganz kurz, was mir aber, wie es scheint, Schaden gebracht hat. Eine hochwürdige Facultät wird mir gewiß nicht den Vorwurf machen, daß ich die Moral des Probabilismus predige, wogegen ich immer gestritten habe. Jene Ansicht liegt meines Erachtens nicht in meiner Erklärung, wenigstens sollte sie nicht darin liegen, und ich habe mich in einer zweiten, durch den Senat der Universität vor den König gebrachten Erklärung davon losgesagt, und sage mich hiermit nochmals davon los."

„Keineswegs ist es meine Absicht, eine hochwürdige Facultät zu irgend einem Schritte in meiner Angelegenheit veranlassen zu wollen. Ich sehe sie als ganz entschieden an, nachdem der Senat sich vergebens bei Sr. Majestät für mich verwandt hat. Ich habe das Vertrauen des Königs verloren und ergebe mich in mein Schicksal. Alles, was ich noch wünsche, werde ich erreicht haben, wenn die Facultät, in Beziehung auf die mir beigemessene Schuld und mit Rücksicht auf diese meine Rechtfertigung und meine amtliche Wirksamkeit, mich mit der Beruhigung entläßt, daß sie mich ihres Ver-

trauens fortwährend nicht für unwürdig halte."

„Berlin, den 16. October 1819.

(gez.) de Wette."

---

Der Hamburger unpartheiische Correspondent vom 2. April war beinahe ganz mit Nachrichten über des Herrn von Kotzebue Schriften, (gegen 400,) Leben und dessen beklagenswürdiges Ende angefüllt. Der Nürnberger Correspondent gab zugleich Folgendes: „In einer Gesellschaft ward behauptet, daß der wahre Name von Kotzebue's Mörder noch keineswegs ausgemacht sei. — „O doch!" rief ein ältlicher Mann, „o doch! Er heißt Klockenbring." — Alle erstaunten: da erzählte der Kundige, auf Kotzebue's Seele laste der ganze Ruin der Familie Klockenbring. Ein lüderliches Wort in dem berüchtigten Pasquille: D. Bahrdt mit der eisernen Stirne, habe jenen geachteten Mann, (er war geheimer Canzleirath zu Hannover,) zum Wahnsinn gebracht und die ganze Familie ihres Wohlstandes beraubt."

„Seitdem ging eine Generation vorüber, und unter so manchen noch schrecklichern Greueln der neuern Zeit schien jener Frevel vergessen zu seyn, da trat Kotzebue zum zweiten Mal als Feind aller edeln und liberalen Ideen auf; da leerte er den ganzen Köcher niedriger Schmähungen gegen die verdientesten Männer aus; da schien er selbst der geheime Denunciant deutscher Gelehrten und deutscher Universitäten zu seyn. Aber ein Augenblick, und sein Schicksal erreichte ihn. Er fiel durch meuchelmörderische Hand eines bis zum Wahnsinn verirrten Jünglings."

„— — — — — — — — — — — — *)"

---

*) Hier sind einige Perioden und zwei Briefe, die Sand's That nicht nur vertheidigten, sondern sogar rühmten, von der Censur gestrichen worden.

# XIV.

# Sand's letzte Tage und Tod.

## Sand's letzte Tage und Tod.

Das am 5. Mai im Oberhofgericht gefaßte Erkenntniß wurde Sr. königlichen Hoheit, dem Großherzog von Baden zur höchsten Genehmigung vorgelegt:

„Urthel."

„In Untersuchungssachen ꝛc. wird auf amtspflichtiges Verhör, eingebrachte Vertheidigung, erhobenes Gutachten des Hofgerichts zu Mannheim und weiterer Rechtsberathung am Oberhofgerichte, von diesem zu Recht erkannt:

„Daß Inquisit, Carl Ludwig Sand von Wunsiedel des an dem kaiserlich russischen Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmords für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe, ihm zur gerechten Strafe, andern aber zum abschreckenden Beispiele, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei. Alle in dieser Untersuchungssache aufge-

laufenen Kosten aber, mit Einschluß jener, welche auf dessen öffentliche Hinrichtung verwendet werden, und zwar erstere wegen dessen Vermögenslosigkeit auf die Gerichtsbarkeitsgefälle zu übernehmen seien. Von Rechtswegen."

Das Urtheil wurde den 12. Mai von Sr. königlichen Hoheit, dem Großherzog von Baden bestätigt, und gelangte mit Befehlen zur Verkündigung und Vollziehung am 16. Mai nach Mannheim.

Sand vermochte, nach ärztlichem Berichte, sich mit Hülfe seiner Wärter aus dem Bette zu erheben, mehrere Stunden außer demselben zuzubringen und sitzend in seinem Zimmer zu essen.

Den 17. Mai Morgens halb elf Uhr wurde ihm im Beiseyn zweier Urkundspersonen das bestätigte Todesurtheil wörtlich vorgelesen, worauf er zu Protokoll dictirte:

Es erscheine ihm diese Stunde und der verehrliche Richter mit der endlichen Entscheidung willkommen. In der Kraft seines Gottes wolle er sich fassen; denn er habe schon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menschlichen Leiden ihm keines diesem gleich dünke, als das ist, zu leben, ohne dem Vaterland und den höchsten Zwecken der Menschheit leben zu können. Er sterbe gern, wo er nicht in seiner Liebe wirken dürfe für die Idee, wo er nicht könne frei seyn. So trete er der Pforte der Ewigkeit mit frohem Muth entgegen, da er alle Zeit im Innersten dadurch bedrängt wurde, daß auf Erden das wahre Gute nur im Kampfe wechselseitiger Leidenschaften hervortrete; denn wer für's Höchste und Göttliche wirken wolle, müsse Führer und Mitglied einer Parthei werden. Er nähre die Hoffnung, durch seinen Tod denjenigen zu genügen, die er, die ihn hassen, und wiederum die zu befriedigen, mit denen er die Gesinnung theile, und deren Liebe mit seiner Erdenseligkeit eins sei. Willkommen erscheine ihm der Tod, da er noch die nöthigen Kräfte in

sich fühle, um mit Gottes Kraft so sterben zu können, wie man soll.

Der 20. Mai war zum Tage der Hinrichtung bestimmt. Während dieser Zeit war die Zuchthausverwaltung angewiesen, rechtliche Personen, nach Sand's Verlangen, insbesondere die protestantischen Geistlichen in das Gefängniß zuzulassen, und überhaupt ihm alle billigen Wünsche zu erfüllen.

Auch der zur Execution beauftragte Commissär besuchte Sand mehrmals. Er bemerkte zum Protokoll vom 19. Mai, daß Sand die nämliche Standhaftigkeit, wie bei der Urtheilspublication, bewiesen. Sand bat am nämlichen Tage, ohne einen Geistlichen auf den Richtplatz zu gehen, da die Begleitung eines Delinquenten auf den Richtplatz eine Herabsetzung der Geistlichkeit und der Religion sei. Diese müsse im Herzen liegen und könne nicht, zumal bei einem solchen Tumulte, von außen hineinkommen. Da alle Vorstellungen, selbst die der anwesenden Geistlichen, fruchtlos blieben, so nahm man keinen Anstand, ihm die Bitte zu bewilligen.

Am 20. Mai früh fünf Uhr ward Sand in eine offene niedrige Chaise bei verschlossenen Hofthüren des Zuchthauses gesetzt, mit ihm fuhr der Oberzuchtmeister, um ihn, seinem eigenen Verlangen gemäß, zu unterstützen und auf den Richtplatz zu führen. Zwei Zuchtmeister waren befehligt, neben dem Wagen herzugehen. Er war mit einem dunkelgrünen Ueberrock, (nicht mit altdeutschem schwarzen Rocke,) leinenen Beinkleidern und Schnierstiefeln bekleidet und ohne Kopfbedeckung. Dieser Wagen, so wie der ihm mit dem Amtspersonale folgende ward vor dem Zuchthause von einer in Bereitschaft stehenden Escadron Cavallerie umschlossen. Der Zug ging zu einer nahe vor dem Thore gelegenen Wiese, zu dem dort errichteten Schaffot, welches mit einem Quarré Infanterie umgeben war. Sand ward aus dem Wagen gehoben und bestieg auf die Achseln zweier Zuchtmeister gestützt, das Blutgerüst. Oben angelangt, wendete er sich im Kreise

umher, warf dann das in der Hand gehaltene Sacktuch mit rollenden Augen kräftig zu Boden, hob die rechte Hand in die Höhe, als wenn er einen Eid schwöre, richtete zugleich den Blick gegen den Himmel, und ließ sich dann gegen den Richtstuhl zu führen, wo er auf ausdrückliches Verlangen bis zur Vorbereitung zur Hinrichtung stehen blieb.

Hierauf ward das Todesurtheil durch einen Actuar mit lauter Stimme verlesen. Dann wurden Sand's Hände und der Leib an den Pfahl fest gebunden, wobei er zu dem Knechte des Scharfrichters leise sprach: „binden Sie mich nicht zu fest, es thut mir sonst weh." Nachdem ihm die Augen verbunden waren, wurde der Kopf mit Einem Hiebe vom Rumpfe getrennt, nur blieb der Kopf an einem Stück Haut hangen, welches schnell mit dem Schwerte durchgehauen ward.

Die Hinrichtung ging mit der größten Ordnung, unter dem tiefsten Stillschweigen der Zuschauer vor sich. Im Augenblick des Kopfabschlagens hörte man manchen Ausruf des Mitleidens.

Sand hat **nichts zu dem Publicum gesprochen.**

Nur kurz vor der Hinrichtung sprach er für sich mit hörbarer Stimme: „Gott gibt mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es ist vollbracht — ich sterbe in der Gnade meines Gottes."

So starb er mit vieler Fassung und voller Geistesgegenwart Morgens um halb sechs Uhr. Der Körper nebst dem abgeschlagenen Haupte ward bald darauf in den bereit gehaltenen Sarg gelegt, den man sogleich zunagelte.

Das Militär hatte die Ueberbringung des Körpers in das Zuchthaus unter seine Bedeckung genommen. In

der folgenden Nacht 11 Uhr ward Sand's Leichnam auf dem in der Nähe des Zuchthauses gelegenen lutherischen Kirchhof beerdigt.

Das Meiste dieser Erzählung beruht wortgetreu auf dem amtlichen Bericht des zur Leitung der Hinrichtung beauftragten Commissarius.

---

Nichtofficielle, aber mit Sorgfalt aufgesuchte Nachrichten über Sand, sind unter dem Titel: Ausführliche Darstellung von Carl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken, (Stuttgart bei Mezler 1820 8.) geliefert worden. Wir verbinden mehreres daraus mit diesem Ganzen.

Sand's linke Seite wurde endlich ganz gelähmt, so daß er nur mit Hülfe der Rechten die linke Hand bewegen konnte, und die Bettdecke gewöhnlich bis an den Hals die gelähmte Seite bedeckte. Der Eiterausfluß war stets mit kleinen Abweichungen der nämliche, und höchst bedeutend, oft so ätzend, daß er auf der berührenden Hand Blasen zog. Ebenso waren hierdurch die Rippen angegriffen. Vielleicht hätte Sand noch ein Jahr hinsiechen können. Vollkommene Besserung war nicht zu erwarten.

Drei bis viermal wurde ihm erlaubt, an seine Eltern zu schreiben, von denen eben so oft Antwort erfolgte. Durch das wiederholte Lesen ihrer Briefe pflegte er sie nach und nach auswendig zu lernen. Noch als er in Jena studirte, lud er einen Bekannten ein, nach Wunsiedel zu kommen. „Gehe mir mit deinem Wunsiedel; es lautet ja wie Wundsiedel." Nein, „erwiederte Sand, wie Wonnsiedel."

Sand las viel, z. B. Schiller's dramatische Werke, die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, meh=

rere englische Biographieen. Ihm angehörig waren das griechische neue Testament, dessen Uebersetzung von Eß, (das Evangelium Johannis hatte er heraus geschnitten und trug es bei der That in der Tasche) und de Wette's Dogmatik.

Nach und nach lehrte er seine Wärter ihm vorlesen. Ebenso lehrte er diese beten. Einen bedeutenden Beweis von der Vorzüglichkeit der Behandlung, die er genoß, gibt der Umstand, daß sich Sand, trotz seines vierzehnmonatlichen Krankseyns, nicht aufgelegen hatte. Die Bewohner Mannheim's suchten ihm, so viel nur möglich, seine Lage zu erleichtern. Sie schickten ihm ausgesuchte Speisen, (welche aber, da er einfache Kost vorzog, gewöhnlich zurückgegeben wurden.) Besonders erhielt er während der Wintermonate Aepfel, welche er, wie sie gehört hatten, liebte. Jeden Morgen erhielt er, so lang es Blumen gab, einen frischen Straus in das Zimmer gestellt. Dieses geschah noch am Tage vor seinem Tode.

Am 16. Mai 1820 erschienen zwei Justizräthe aus Karlsruhe mit dem bestätigten Todesurtheil. Sand kam es nicht unerwartet. Schon am Samstag vorher (den 13. Mai) wurde er von einem obrigkeitlichen Besuch gefragt, wie er sich befinde und ob er wohl sitzen könnte. Er erwiederte, daß sein Befinden noch das alte, und das Sitzen schwer zu versuchen sei. Bald aber verstand er den Zweck der Frage und sogleich verlangte er, daß die Probe gemacht werde. Es ging nur unvollkommen, besser am folgenden Tage. Er nahm sitzend das Mittagessen. Montag Morgens empfing er ebenfalls sitzend, einige Glieder der Commission, versicherte sie, daß seine Brust trotz der Wunde noch sehr gut sei, und declamirte eine halbe Viertelstunde mit möglichst lauter Stimme, meist Stellen aus Körner.

Mittwochs, den 17. Mai, Morgens 10 Uhr, erschienen der Stadtdirector, zwei Rathsherrn, als Urkundszeugen und der Actuar zur Publication des Todesurtheils. Der Verwalter führte sie hinüber. Sand saß am Fenster.

„Was Sie mir auch bringen," sagte er, als man die Sache einzuleiten suchte," es wird mir willkommen seyn." Man hielt es aber für gut, ihn zu ersuchen, das Urtheil liegend zu vernehmen. Er verstand sich dazu, bot aber alle Kräfte auf, um sich vom Lager aufzuraffen und möglichst aufrecht das Wort anzuhören, welches ihm des Todes ersten Gruß überbrachte. Ueberhaupt ist bis an sein Lebensende nicht zu verkennen, daß er mit dem Aufbieten aller Kraft sich zu dem Augenblicke vorbereitete, der ihm gleichsam der Krönungspunct seiner Ueberzeugung, und somit einer ernsten, zugleich recht innigen und lebendigen Auffassung würdig war.

Nachdem der Stadtdirector geendigt hatte, bemerkte er, daß er nichts einzuwenden und daß er kein besseres und andres Schicksal erwartet habe. Mit der letzten, zurückgelegten Post vor Mannheim sei ihm dieses schon vor einem Jahre klar geworden, und er danke Gott, daß ihm dieser so lange noch seine körperlichen Kräfte gefristet habe.

In dem Urtheil selbst fiel ihm blos der Ausdruck auf: „Andern aber zum abschreckenden Beispiel." Er fragte, was dieser bedeuten solle. Weiter fragte er, warum man blos Kotzebue's Ermordung erwähnt habe, nicht aber der andern weitläuftigen Untersuchungen, in die er gleichfalls verwickelt gewesen. Auf's Erste erwiederte man, daß dies die herkömmliche Formel sei; das Zweite gehe seinen eigenen Gang. Sand dictirte nun als Antwort dem Actuar wohl an drei gebrochene Folioseiten.

Wahrscheinlich verwechselte man dies politische Testament mit einem gerichtlichen, welches, wie man erzählte, Sand in den letzten Tagen verfaßt habe. Letzteres ist unrichtig.

Nach Entfernung der Commission wünschte Sand an seine Eltern zu schreiben, weil er gerade mit diesen Gedanken beschäftigt, gefaßt und noch von keinem Besuch gestört sei. Er fing auch einen Brief an, vertauschte ihn

aber nachher mit einem zweiten, welcher nur kurz war und am Tage nach seiner Hinrichtung den Eltern überschickt wurde. Eine Person, welche ihn sah, will viele Gedankenstriche und unterstrichene Worte darin bemerkt haben. Sein summarischer Inhalt ist: Er habe noch wenige Tage zu leben; diese Zeit wolle er dazu anwenden, sich durch die Trostgründe der Religion zu stärken. Er danke ihnen, daß sie ihn von Jugend auf gelehrt hätten, in der Religion Trost zu finden, empfehle sie und alle seine Angehörigen der göttlichen Vorsehung und hoffe sie einst, frei von allen Schmerzen, in einem andern Leben wieder zu finden.

In einem der früheren Briefe bat er seine Familie, wenn es ihre Umstände erlaubten, einen Stein, aus den Granitmassen des Fichtelgebirgs gebrochen, auf das Leipziger Schlachtfeld zu bringen, und zwischen Leipzig und Probstheide, an der Stelle, wo ehmals die Tabaksmühle stand, aufzurichten. Dasselbe wünsche er von einem der Heidelberger Granitfelsen, die längst dem Neckar sich hinziehen.

Leute, welche Sand zu sehen und zu sprechen wünschten, wurden in diesen Tagen mit Auswahl gemeldet und großentheils zugelassen. Unter Andern verlangte ein Handwerker, welcher in Mannheim bei einem Meister in Arbeit stand, zu Sand gelassen zu werden, weil er mit ihm zu Wunsiedel in die Schule gegangen und ihm wohl bekannt sei. Sand konnte sich seiner nicht sogleich erinnern, wünschte aber den andern Tag ihn zu sprechen. „Wie geht es Dir?" fragte der Eintretende. „Mir geht es sehr wohl," antwortete Sand, indem er ihm die Hand zum Gruße bot. „Nun, wenn Dir's gut geht," sagte hierauf der Andre, „so geht mir es auch gut." Sand ermahnte ihn, stets als ein deutscher Mann zu handeln und zu leben, trug ihm bei'm Abschied viele Grüße an seine Freunde und Verwandte im Fichtelgebirg auf, welches er einen der Hauptsitze alter germanischer Stämme nannte, und dachte jener mit besonderer Liebe. Er ließ sie bitten, um seinetwillen keine Betrübniß zu haben, indem er mit Gott völlig einig den Tod in freudiger Stimmung erwarte.

Am Tage vor seiner Hinrichtung sprach er noch einen Jenenser Universitäts-Bekannten, der jetzt im badischen Lande angestellt ist. Wahrscheinlich gab dessen tiefe Trauer, die er laut zu erkennen gab, so wie die Aehnlichkeit seines Namens mit dem Worte Sand zu dem Gerücht die Veranlassung, Sand's Bruder sei angekommen. Die Scene des Wiedersehens war tief erschütternd.

Unter andern näherte sich auch der badische Obrist von Holzing. Er hatte sich unter denen befunden, welche Sand vor Kotzebue's Haus zuerst verhafteten. Der Oberst fragte den Gefangenen, ob er ihn noch kenne, Sand wußte sich noch genau der Person des Obersten zu erinnern. Als dieser die Rede auf den frühen Tod richtete, welchem Sand als zwanzigjähriger Jüngling aus eigner Schuld entgegen gehe, äußerte Sand: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Ueberzeugung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde.“ Eben so sagte er: „Ich habe lange Zeit vorher über diese That nachgedacht, und seitdem wieder vierzehn Monate, und meine Ansicht hat sich um nichts geändert.“

Auch ein junger Mann, in Mannheim angestellt und ein Freund der Kunst, unterhielt sich lange mit Sand über solche Gegenstände. Hier äußerte Sand seine nicht völlige Zufriedenheit mit dem Bilde, welches der Staatsrath von Hohenhorst im Sommer 1819 von ihm hatte entwerfen lassen. Er sei damals zu schwach und krank gewesen, um sich so gegeben zu haben, wie er im gewöhnlichen Leben sei; auch der Maler habe, wie es ihm damals geschienen, die gehörige Unbefangenheit nicht gehabt. So sei zwar die Form die rechte geworden; der Geist, der Ausdruck des Gesichts habe sich anders gestaltet. Leute, welche Sand früher schon und auch auf dem Zug nach dem Schaffot wieder gesehen haben, können die Aehnlichkeit nicht genug rühmen. Er ist in den Kleidern gemalt, mit welchen er bei der That bekleidet war; im schwarzen deutschen Rock, rother vorn geschlossener Weste mit schwarzen Sammtbuffen und weißem, weit umge-

schlagenem Kragen. Die dunkelbraunen Haare ruhen gescheitelt und in natürlichen Locken auf den Schultern; die beiden Augen (das Gesicht zeigt sich von vorn,) sehen scharf nach der Seite hin, die Gesichtsfarbe ist nur wenig geröthet, der Hals offen, das Haupt unbedeckt. Die rechte Hand ist halb unterm Rock versteckt und der Dolchgriff blickt aus ihr hervor.

Gefragt wurde Sand wie er überhaupt mit Fragen genug gequält war, endlich auch dieses: ob er denn nicht wenigstens dies bedacht hätte, daß seine That zu den entschiedensten Maßregeln gegen die Verfassung der Universitäten und die deutsche Burschenschaft Veranlassung geben werde. Seine Antwort war kurz:

„Wenn es möglich ist, daß sie es leiden, so verdienen sie es nicht besser."

Wer das Unwürdige leidet, dem wiederfährt's. Welcher Sterbliche aber ist, der berechnen kann, welches der letzte Tropfen sei, dessen Kraft den Damm durchbrechen mag?

Manchmal begleitete er seine Rede mit Bewegungen der rechten Hand, um der bisweilen versinkenden Stimme wieder aufzuhelfen.

Am Nachmittag vor dem Tage seines Todes ließ er den Nachrichter Widmann aus Heidelberg, welchem die Vollstreckung des Urtheils von der Regierung aufgetragen war, zu sich entbieten. Sogleich erkannte er seinen Mann, als man ihn bei seinem Eintritt mit den Worten vorstellte, es sei der Herr aus Heidelberg, welchen er zu sprechen wünsche. Er hieß ihn freundlich willkommen, unterhielt sich an die drei viertel Stunden mit ihm, fragte, wie er sich auf dem Schaffot zu verhalten habe und sagte, als er dessen Erschütterung bemerkte: „Fürchten Sie nichts, lassen Sie sich durch nichts irre machen, und sollten Sie auch drei- und viermal hauen." Nach

geendigter Unterredung, welche zwischen Beiden unverkennbar eine Art von Befreundung herbei führte, *) sagte Sand, daß er von ihm noch keinen Abschied nehmen wolle, weil er ihn noch einmal zu sehen habe. „Am Scheidewege,“ erwiederte dieser.

Morgens, am Freitag erwachte Sand erst um halb acht Uhr und erzählte, wie er sich gestärkt fühle, und wie er gewiß glaubte, daß die Körperkraft durch die Kräfte seiner Seele sich mehren und stählen werde.

Noch andre, besonders Militärpersonen, wurden zu Sand gelassen. Andre waren Dienstgeschäfte halber, wie der Stadtdirector von Jagemann, der Hofprediger Katz, der reformirte Pfarrer Karbach, welcher Sand's Eltern genau kannte, sein Arzt, D. Bäuerle, der Verwalter Kieser, der Oberzuchtmeister Kloster, in den letzten Tagen abwechselnd bei ihm. Den Abend des Freitags hatte er gewünscht still hinbringen zu können und so befanden sich, wie an den früheren Tagen, die Geistlichen bei ihm. Mit dem Verwalter unterhielt er sich noch bis zur elften Stunde, wo er einschlief.

Die Nacht über hatte sich der Verband um die Wunde etwas verschoben; sie schmerzte heftiger. Morgens um drei Uhr (den 20. Mai,) erwachte Sand aus dem Schlummer und bat, daß man den Arzt, welcher ihn bisher behandelt hatte, zu kommen ersuchen möge. Alsbald erschien derselbe und legte den Verband gelinder um. Sand dankte und nahm von ihm Abschied. Er hatte sich eine Mehlsuppe zum Frühstück bestellt, und verzehrte diese mit

---

*) Der Nachrichter ließ, nachdem das Schaffot abgebrochen war, die Breter nach Heidelberg bringen, um sie an seinem Gartenhäuschen, welches auf einer Anhöhe liegt, zu verwenden, und sich in demselben Sand's zu erinnern. Das Bret, worin der Block befestigt war, (an welchen nachher der Richtstuhl gebunden wurde,) soll sich mit der durchsägten Oeffnung an der Decke hinziehen.

gewohnter Eßlust. Nun wurde er angekleidet. Weil er besonders an dem untern Körper sehr abgezehrt war, ließ man ihm wollene Strümpfe anziehen, welche bis zur Hälfte der Schenkel herauf gingen, um den Leib wurden mehrfach wollene Binden gewickelt. Die übrigen Kleider bestanden aus einem Rock mit Sammtkragen, weiß leinenen weiten Beinkleidern und kurzen Halbstiefeln. Der weiße Hemdkragen war umgeschlagen.

Vor dem Ankleiden hatte sich Sand das lange Haar ordnen und den ganzen Körper waschen lassen; wobei er bemerkte, daß die Völker des Alterthums, vor allen aber die Stämme germanischer Abkunft, es gleichfalls gethan hätten, ehe sie in's Treffen gingen. Schon früher hatte er gesagt, daß er diesen Morgen noch einmal recht bewußt leben wolle, und unterhielt sich wirklich nachher in diesem Sinn mit den Geistlichen. Endlich wünschte Sand, daß sie, um sich wechselseitig nicht zu stören, etwas zurück treten und leise mit ihm beten möchten. Dieses geschah. Als er geendigt hatte, sagte er mit lauter Stimme: „Alles Irdische ist vollendet und das Himmlische geht auf." *) Wie er schon früher von den Aerzten, welche ihn behandelt hatten, dankbar Abschied nahm, so geschah dieses jetzt gegen die Geistlichen. Er weinte, bemerkte aber sogleich, daß diese Thränen nicht Thränen der Weichlichkeit, sondern der Dankbarkeit seien. Schon früher, während seiner Gefangenschaft, hatte er Einigemal geweint, setzte aber gewöhnlich hinzu, daß er stets ein weiches Herz gehabt habe, daß es nicht seinem Zustande, wohl aber dem des Vaterlands gelte, und daß sein stärkerer Geist auch gegen seinen Willen dem so sehr geschwächten Körper in soweit unterliege.

Er wünschte, daß ihn die Geistlichen auf den Richtplatz nicht begleiten möchten, weil er selbst dem geistlichen Stande angehöre, weil er völlig vorbereitet und mit seinem Gewissen und Gott ausgesöhnt sei. Auf die Frage

---

*) Körners Leyer und Schwert. 2. Aufl. S. 53.

eines der Prediger, ob er ohne Groll scheide, antwortete er: „den habe ich ja nie gehabt.“

Schon um halb 5 Uhr, als er den wachsenden Lärm der Zudrängenden und des aufgestellten Militärs auf der Straße vernahm, sagte er, daß man über ihn verfügen könne, indem er bereit sei. Man bedeutete ihn, daß seine Glocke noch nicht geschlagen habe. Endlich war es fünf; er richtete sich, wiewohl unterstützt, von dem Bett, worauf er die Zeit über angekleidet gelegen hatte, in die Höhe, und schritt, gleichfalls unterstützt, nach der Thüre hin. Dort verweilte er einige Augenblicke, und sagte dem Zimmer, welches ihn 14 Monate über beherbergt hatte, ein lautes Lebewohl. (Es wurde nachher dem Oberzuchtmeister als Wohnung eingeräumt.) Nun ging es weiter durch die Gänge des Zuchthauses. Man hob ihn die Treppe herab. Vor der Thüre, welche in den Hof geht, stand die Kalesche. Sand stieg ein. Mehrere angesehene Frauen aus der Stadt, standen im Hof. Aus den Fenstern weinten ringsum die Züchtlinge. (Noch während der Untersuchung hoben diese, wenn sie an seinem Zimmer vorbei geführt wurden, die Ketten in die Höhe, um ihn nicht zu beunruhigen!) Mit dem offnen, freien Blicke, der ihm so eigen war, grüßte Sand stillschweigend rings umher, und nahm von dem Verwalter und den Predigern nochmals herzlichen Abschied.

Langsam fuhr die Kalesche vorwärts und das Hofthor ging auf. Ein dumpfes: Ach, da ist er! preßte sich einstimmig aus eines jeden Brust und ringsum hörte man ein Schluchzen aus der versammelten Menge. Sand schien hierdurch im ersten Augenblick sehr ergriffen; er bat, nachdem er die Worte: „Gott stärke mich!“ gesprochen hatte, den Oberzuchtmeister, welcher bei ihm saß, er möge, wenn er etwas Schwächliches an ihm bemerke, nur seinen Namen ihm zurufen.

Langsam und still fuhr er nun dahin, und sprach nur wenig mit seinem Begleiter, welcher, auf der linken Seite sitzend, ihn mit dem rechten Arm umschlungen hatte.

Bald blickte er zum Himmel, bald auf die Umstehenden. Einige Studenten grüßten aus dem Gedräng mit den Mützen und den Worten: „Lebe wohl, lieber Sand!“ Er dankte freundlich, und schaute mit voller, wiedergewonnener Ruhe, mit dem ernsten aber von verklärtem Feuer sanft erwärmten Auge umher. Kein Zuschauer blieb ungerührt, kein Blick ohne Thränen; die Meisten beteten, daß ihn seine Standhaftigkeit in dieser letzten Stunde nicht verlassen möchte, und sie ist ihm geblieben bis zum Tod.

Der Richtplatz befand sich kaum 800 Schritte vom Zuchthaus, auf einer Wiese vor dem Heidelberger Thor. Das Wetter war trüb und regnerisch; der Tag Samstag vor Pfingsten. Westlich vom Richtplatz sieht man die Thürme und Gebäude Mannheim's sich ausbreiten, mehr südlich heben sich die Gebirge jenseit des Rheins, die Haardt und die Gebirge hinter Speier hervor, nach Süden dehnt sich das Land flach bis nach Karlsruhe und weiter hin, indem nach Osten der größte Theil der Bergstraße mit den Gipfeln des Melibok, des Schriesheimer- und des Heiligenbergs hervortritt, und mehr rechts der Königstuhl über dem Gebirg, das sich nach Bruchsal hindehnt, seinen Gipfel emporhebt. Nach Mitternacht ist die Aussicht unbedeutend und die Gegend eben. Die Wiese selbst liegt etwas vertieft an der Landstraße, die mit einem großen, beinahe rechten Winkel daran vorbei nach Heidelberg sich erstreckt. Auf der Seite nach Mannheim bilden Weiden und andre Bäume mehrfache dichte und hohe Büsche. Zwischen zweien derselben hatte man den Weg (sonst gewöhnlich ein Fußpfad,) mit sanfter Senkung von der Straße ab nach dem Schaffot geleitet. Letzteres war zwar schon Abends vorher begonnen, aber noch diesen Morgen wurde eine Stunde daran gearbeitet. Am Fuß desselben befand sich ein Sarg von Eichenholz.

Zuschauer hatten sich verhältnißmäßig nur wenige eingefunden. Ein Bataillon Infanterie umstellte das Ganze. Ein zweites Bataillon war auf dem Paradeplatz und andern öffentlichen Plätzen in Mannheim aufgestellt, oder durchzog in Patrouillen die Stadt. So auch Cavallerie-

Patrouillen. Zwei Escadronen waren zur Begleitung auf den Richtplatz beordert.

Der Nachrichter traf mit seinem Gehülfen ein; sie waren schwarz gekleidet. Endlich, um fünf Uhr, erschien der Zug, während dessen nicht, wie gewöhnlich, geläutet wurde, aus der Stadt; General von Neuenstein, der einige Tage zuvor zur Leitung der Hinrichtung aus Karlsruhe eingetroffen war, mit dem Stab an der Spitze, dann Dragoner, Gerichtspersonen, eine offene Kalesche mit zwei Pferden bespannt, worin Sand mit dem Oberzuchtmeister saß. Auf dem Bocke des Wagens zwei Zuchthausdiener. Den Schluß machten wieder Dragoner. Man hatte für den Tag der Hinrichtung keinen Wagen in der Stadt zur Miethe bekommen können, um Sand zum Richtplatz zu führen. Das Gericht hatte die Kalesche, worin er sich befand, von einem Juden zu diesem Behuf an sich kaufen müssen. Die Fenster der Häuser der Stadt, bei denen der Zug vorüber ging, waren mit Menschen angefüllt. Der Zug ging langsam feierlich zwischen der Lindenallee bis zum Heidelberger Thor. Sand, um seine Wunde zu schonen, lag mehr, als er saß, im Wagen. Als er das Schaffot erblickte, lächelte er sanft.

Das Aussteigen am Richtplatz geschah sehr langsam; Sand mußte seiner körperlichen Schwäche wegen aus dem Wagen gehoben werden. Er sagte: „Bis hierher hat mich Gott gestärkt,“ verweilte einige Augenblicke am Wagen und lächelte bei'm Gruß gegen die Umstehenden, ohne sich durch die Zubereitungen des Gerichts stören zu lassen.

Das Gesicht war leidend, mit Sanftmuth, die jedoch nicht vorherrschend war, die Augend leuchtend, die Züge höchst interessant, aber nicht mehr jugendlich, (die Leiden hatten fast die Jugend verwischt,) die Stirne offen und frei. Das dunkle, unbedeckte Haar, über die Stirne gescheitelt, war über Schultern und Nacken lang herunter wallend. Obgleich manche meinten, der Rock,

womit er bekleidet war, sei derselbe, worin er die That vollbracht, so war dieses doch nicht. Jene Kleider wurden nach seinem Tode von den Eltern eingelöst und nebst einer Haarlocke und seinem Schnupftuche diesen überschickt. Der Rock war neu gefertigt, die Beinkleider aber und Halbstiefeln nicht neu.

Man hatte eine lange Brücke vom Boden bis zum Schaffot gebaut, das selbst nicht sehr hoch war, damit Sand leichter hinaufkommen konnte. Der Oberzuchtmeister und beide Zuchtmeister hoben ihn hinan. „Dies ist also der Ort, wo ich sterben soll,“ sagte er. Nun war er oben. Er ging einige Schritte rasch vorwärts, blickte nach Mannheim und auf das Volk zurück, welches sich längs des Wegs hingestellt hatte. Hier war es, wo er die rechte Hand, worin er das weiße Sacktuch schon lange festgeballt hielt, wie zum Schwur emporstreckte, hierauf das Sacktuch mit aller Gewalt zur Erde warf und abermals die drei Finger in die Höhe richtete.

Diese Bewegung hat mannigfache Auslegungen erhalten. Sand, welcher dem Tode mit ernster Freudigkeit, aber nicht mit Unmuth oder Schwäche entgegenging, wie konnte er den Schmerz des Todes fürchten oder verabscheuen, da er den Schmerz des Lebens kennen gelernt hatte? Weit eher ist jene Geberdensprache mit den Worten: „Ich habe bei Gott, dem Allmächtigen, geschworen, meinem deutschen Vaterlande treu zu seyn, und ich habe diesen Schwur gehalten bis zum Tode,“ im Einklang, welche er nach einem nicht unwahrscheinlichen Gerüchte leise gesprochen. Wenigstens versichert der Nachrichter, welcher ziemlich nahe bei Sand war, auf's Bestimmteste, daß Letzterer Worte gesprochen habe, und daß namentlich das Wort „deutsch“ darunter vorgekommen. Auch des Nachrichters Gehülfe will die Worte: „Bei Gott, dem Allmächtigen,“ genau vernommen haben. Hiermit ließe sich zugleich die vorher und nachher zum Schwur empor gehobene Hand vereinigen, und das zur Erde geworfene Schnupftuch würde dem Worte Tod entsprechen.

Andere wollen gar nichts gehört, blos die Bewegung mit der Hand gesehen haben, was aber durchaus unwahrscheinlich ist.

Als das Schnupftuch zur Erde gefallen war, bedeutete ihn der Stadtdirector mit den Worten: „Sand, nun ist's genug.“ (Früher schon war ihm nämlich das Versprechen abgenommen, vom Schaffot herab nicht zu reden. „Wenn ich auch wollte,“ sagte er damals, „so ist meine Stimme zu schwach, das Volk würde sie nicht vernehmen.“ Er fügte noch hinzu, daß er gewiß die Hinrichtung nicht verzögern, und sich blos noch einmal in der Gegend umsehen würde, um, des Lebens recht innig bewußt, von dem Leben abzuscheiden.)

Hierauf ließ sich Sand weiter vorwärts nach dem Richtstuhl führen. Der Stadtdirector fragte, ob er sein Urtheil stehend zu vernehmen im Stande sei. Sand antwortete: „Ja, ich glaube dieses, und zwar allein stehend.“ Er ließ seine beiden Begleiter auf die Seiten treten, doch so, daß, wenn er allenfalls gewankt hätte, sie schnell zu seiner Unterstützung bereit gewesen wären.

Nach angehörtem Urtheil, (welches ohne die gewöhnliche Form des Stabbrechens vorgelesen ward,) setzte er sich mit den Worten: „Gott verleiht mir viele Freudigkeit in meiner letzten Stunde,“ und dann: „ich sterbe in der Hoffnung auf meinen Gott,“ auf den Richtstuhl. Dann nahm er vom Oberzuchtmeister, dem er noch viele Grüße an den Verwalter auftrug, und dann vom Nachrichter mit einem freundlichen Händedruck Abschied.

Was er nun noch sprach, bezog sich Alles auf die nächsten Augenblicke. So wünschte er besonders seiner Wunde und seiner angegriffenen Nerven wegen nicht allzufest gebunden zu werden. Und so wurde er nicht mit der Brust, sondern mit dem Unterleib an den Stuhl befe-

stigt. Die Hände band man ihm Anfangs auf die Brust; da er aber sagte, es erschwere ihm das Athmen, band man sie auf den Schooß. Er wünschte sein Haar nicht zu verlieren, worauf der Nachrichter herbeitrat und ihm sagte, es sei für seine Mutter bestimmt. Sand nickte Beifall. Man schnitt ihm demnach nur wenige Haare ab und band die übrigen in die Höhe. Der Nachrichter zog ein rothes, schwarz geblümtes Seidentuch aus der Tasche; es wurde Sand um die Augen gebunden. Dieser bemerkte noch, daß das Tuch auf der einen Seite zu locker wäre.

Mit beiden Armen schwang nun der Nachrichter sein Schwert und in einem Augenblick war der Halswirbel durchschnitten. Der Kopf hing aber noch befestigt an der äußern Haut. Daß das Schwert bis dahin durchgedrungen war, beweist der Umstand, daß die Schärfe bereits bei'm ersten Hieb in das zwei Finger breite, gewirkte leinene Band eingeschnitten hatte, welches, damit ihn des Nachrichters Gehülfe sicherer fassen konnte, um das Kinn gezogen und auf dem Kopfe befestigt war. Schnell hieb der Scharfrichter nach, und das Schwert trieb sich durch die Heftigkeit des Hiebes noch in den Schenkel ein.

Nachdem der Leichnam sich verblutet hatte, band man ihn los und legte ihn nebst dem Haupte in den bereit stehenden Sarg; dieser wurde mit Nägeln zugeschlagen, auf einen Wagen gestellt, mit einem schwarzen Tuch behängt und in langsam feierlichem Zug, (das Bataillon auf beiden Seiten vertheilt,) nach dem Zuchthaus zurückgebracht.

Sobald sich das Bataillon vom Schaffot entfernt und nur wenige Schildwachen zurückgelassen hatte, eilte eine Menge der Umstehenden, worunter sich mehre Studenten aus Heidelberg befanden, die Stufen hinauf, um die wenigen Reste des abgeschnittenen Haares aufzulesen, und Sacktücher, Papiere u. dgl. in das Blut zu tauchen. Nur das herbeigeeilte Militär konnte sie wieder zurück-

treiben, und späterhin sah man noch viele um das Gerüst versammelt, welche sich blutige Späne aus den Bretern heraushauen und blutigen Sand reichen ließen.

Als die Execution längst schon vorüber war, sah man noch Studenten von Heidelberg kommen und den nähern Weg über's Feld einher eilen. Die fünfte Stunde war nämlich erst am Nachmittag des vorhergehenden Tages zur Hinrichtung festgesetzt worden, indem es vorher hieß, sie würde um elf und dann wieder um sieben Uhr vor sich gehen. Um drei Viertel auf sechs Uhr war bereits der Sarg in der Stadt.

Den Richtstuhl schenkte der Nachrichter einem seiner Freunde, welcher ihn sogleich vom Schaffot herunternahm und damit durch die Menge eilte.

Im Zuchthaus blieb der Leichnam bis um elf Uhr des Nachts, worauf er, ohne vorher secirt worden zu seyn, und in den Kleidern, in welchen die Hinrichtung geschah, nach dem lutherischen Kirchhof gebracht ward. Das abgeschlagene Haupt ruhte in den gefalteten Händen, die Augen waren sanft geschlossen. Hoch am Hals her hatte sich das Schwert die tödtliche Straße gebahnt. Der Hofprediger, der Verwalter und ein Adjutant des Generals von Neuenstein waren bei der Beerdigung, welche nach den gewöhnlichen Gebeten vorgenommen wurde. Nachdem der Sarg mit Erde bedeckt war, überlegte und ebnete man das Grab mit den ausgehobenen Rasenstücken.

Die Theilnahme der Bewohner Mannheims war allgemein. Viele der Angesehenern hatten die Stadt verlassen. Bald wurden Ringe und Medaillons getragen, worin sich Haare von Sand und Splitter vom Schaffot befinden. Die Wiese, worauf die Hinrichtung vor sich ging, nennt das Volk Sand's Himmelfahrtswiese, den Ort selbst hat es, wie man erzählt, mit ewigem Klee und Vergißmeinnicht eingesät. Die Grabstätte wünschte die Mutter genau zu erfahren. Sie ersuchte den Sachwalter

ihres Sohns, dasselbe von der Kirchhofsmauer nach Schritten abzutreten, und ihr auch die es umstehenden Epitaphien zu bemerken, weil es oft schon der Fall gewesen sei, daß man nach einigen Jahren das gewünschte Grab nicht wiedergefunden oder eines für das andere gehalten habe. — So denkt die edle, tapfere Mutter Tiedge's Worte:

> Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?
> Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad.

---

# XV.

# Nachwort.

## Nachwort.

Von Mannheim aus wurde, sofort nach Sand's Hinrichtung, in der Bremer und daher in andern Zeitungen eine neuen bösen Argwohn verbreitende Nachricht unter den 29. Mai 1820 in Umlauf gebracht. Sie ist folgende:

„So viel ist jetzt gewiß und geht aus den Acten hervor, und der baldige Abdruck wird solches der Welt beweisen, daß Sand in Verbindung mit einem ausgedehnten Complotte, wovon er die Theilnehmer indeß beharrlich verschwiegen, sich des Hochverraths im wahren Wortverstande schuldig gemacht hat und eine weit gelindere Strafe empfängt, als die Gesetze über ihn verhängen. Aus den von ihm anerkannten und bei den Acten liegenden Briefen geht unter andern hervor, daß diese Weltverbesserer, unter dem Deckmantel der Religion und mit der Bibel und dem Gebetbuche in der Hand, auf nichts weniger ausgingen, als alle bestehenden Regierungen umzustürzen; die 33 Tyrannen, wie es in jenen Briefen heißt, zu ermorden; die Welt durch Freiheit zu beglücken und so ein Reich Gottes nach ihrem Sinne über die Erde zu verbreiten! Sand hatte die Ermordung Kotzebue's übernommen, und diesem war aus mehrern Gründen der Untergang zuerst zugedacht. Die an Geiste Schwächern unter uns, heißt es ohngefähr, in jenem von Sand geschriebenen und von ihm anerkannten Briefe, sollen dann zur Ausführung jener blutigen Thaten bestimmt werden; die starken und ausgezeichneten Geister aber bei der Errichtung jener neuen Verfassung wirksam seyn, die die Welt beglücken wird."

„So war Sand's Vorsatz ganz der, nach an Kotzebue verübtem Meuchelmorde, ein Proclam mit dem blutigen Dolche an die hiesige Jesuitenkirche zu heften und dann über die Rheinbrücke nach Frankreich hin zu fliehen. Eine gefundene und bei den Acten ebenfalls liegende Abzeichnung von dieser Kirche stellt ihn knieend und diese Handlung verrichtend vor. Die Worte des Kindes „der Vater blutet" setzten ihn indeß, wie er selbst gestanden hat, so sehr außer Fassung, daß er seinen Plan vergaß und selbst nicht mehr wußte, was er that. So auch hat er ausgesagt, daß Kotzebue ihn mit den Worten angeredet habe; er wünsche wohl seine Bekanntschaft zu machen, worauf er erwiederte, daß ihm daran nicht viel gelegen sei, und ihn in dem Augenblicke mit mehreren Dolchstichen niedergestoßen habe."

„Es heißt, daß Sand gebeten *) habe, daß die Execution schon um 5 Uhr früh vor sich gehen möge. Die hier liegenden ohngefähr 2000 Mann Infanterie, nebst 4 bis 500 Mann Kavallerie, letztere von den braven, an Schlachten und Verachtung des Todes gewöhnten Kriegern, die einst in Spanien und Rußland gefochten haben, waren unter dem Befehle des General Neuenstein ausgerückt. An Unordnung war nicht zu denken, da der kleinste Versuch dazu blutige Köpfe und die schwerste Ahndung zur Folge gehabt hätte, indem die schärfsten Befehle für solchen Fall gegeben worden sind; denn in monarchischen Staaten duldet man, und wohl mit Recht, die Excesse, die die Verfassung Englands z. B. zuläßt, nicht."

So die neue gehässige Beargwohnung Ungenannter, mit Berufung auf die Acten. — — — — — — — **) Nichts ist also nothwendiger nichts patriotischer, als lauter Beweis, laute Aufforderung des Eingeständnisses, daß die wahren Acten den durch obige Kundmachung verbreiteten Argwohn nicht enthalten.

---

*) So will dieser Wahrheitsfreund das Auffallende des Verlegens der Execution in eine solche Frühstunde abwenden. Es bedurfte keiner Furcht vor Excessen.

**) Hier sind mehrere Stellen von der Censur gestrichen.

# XVI.

# N a c h t r a g.

# Nachtrag.

Herr Carl Courtin, großherzoglich badischer öffentlicher Lehrer der Handlungswissenschaften, auch Lehrer mehrerer Sprachen ꝛc. an dem von Graimberg'schen weiblichen Erziehungsinstitute zu Mannheim selbst, versichert, seine seit der Absendung obiger Actenstücke erschienene Darstellung der letzten Lebenstage C. L. Sand's (Frankenthal bei Enderes und Hertter 1821 51 S. 8.) theils durch seine eigenen Beobachtungen als Augenzeuge, theils durch das Zusammenstellen vielfacher Mittheilungen aus dem Munde unterrichteter Personen, begründet zu haben. Die in den Nachbarstaaten herauskommenden Zeitungen enthielten zwar eine Menge Artikel über Sand's Hinrichtung, doch nur rhapsodische Bruchstücke ohne gehörige Reihenfolge, entweder zu wenig oder zu viel. Sie widersprechen sich sogar in manchen wesentlichen Puncten. Courtin's Tendenz ist möglichst treue Erzählung. Daher auch keine individuellen Ansichten eben so wenig mißfälliger, als beifälliger Urtheile. Da er zu Mannheim im Mai 1820 schrieb, kannte er schon als Flugschriften über Sand:

1) Die wichtigsten Lebensmomente Carl Ludwig Sand's aus Wunsiedel. Nürnberg 1819.

2) Ueber die Ermordung Kotzebue's von F. W. Carove. Eisenach 1819.

3) Betrachtungen über die römisch-katholische Kirche mit ihren Jesuiten, in besonderer Beziehung auf Kotzebue's Ermordung durch Sand. 1819.

Hauptmomente aus der Courtinischen Darstellung, welche zur Vergleichung mit den Obigen dienen können, sind folgende:

Als nach der That Sand verwundet in das städtische Krankenhaus gebracht war, untersuchten ihn die Aerzte, verbanden seine Wunde und erklärten, daß sie zwar nicht sogleich tödtlich, aber doch unheilbar sei. — Hier blieb Sand bis zum 6. April, wo er auf höhern Befehl Abends um neun Uhr in das St. Michael-Stift transportirt wurde. Man wies ihm daselbst über eine Stiege hoch ein geräumiges Zimmer mit zwei Fenstern an, welches in den Garten geht und dicht an der Kirche gelegen ist. Auch gab man ihm den Oberzuchtmeister und zwei Krankenwärter zur Aufsicht und Verpflegung. Man behandelte ihn hier mit aller Sorgfalt, die sein physischer Zustand nothwendig machte. Den 10. (oder 11.) April machte der Hofrath und Professor Chelius von Heidelberg, mit Hülfe von drei hiesigen Aerzten und Wundärzten, und mit Sand's Zustimmung, eine ärztliche Operation, die zum Zweck hatte, das versetzte und verdorbene Blut aus der Wunde zu bringen. Er überstand sie mit vieler Geistesstärke glücklich. In der Folge besserte und verschlimmerte sich sein Gesundheits-Zustand abwechselnd.

Während seines Aufenthaltes in dem St. Michael-Stifte verhielt sich Sand äußerst still und ruhig. Seine Gemüthsstimmung blieb sich immer gleich, man hörte nicht die geringste Klage aus seinem Munde, er bewies eine seltene Festigkeit und Ergebung in sein Schicksal. Der Zutritt zu ihm wurde außer den Aerzten und den Personen, welchen die Aufsicht und Verpflegung anvertraut war, Niemanden gestattet, als dem Hofprediger und ersten evangelischen Pfarrer Katz. Mit diesem unterhielt er sich sehr oft, und war dem achtungswerthen Manne bald mit großer Liebe zugethan.

Seine übrige Zeit brachte er größtentheils mit Lesen theologischer, philosophischer, historischer und poetischer Werke zu, die ihm mit Genehmigung eingehändigt wurden, und von großem Genusse für ihn waren. — Daß er, außer einigen Briefen an die Seinigen, welche jedes-

mal durch die Untersuchungscommission, nach Durchsicht, an ihre Bestimmung befördert wurden, noch etwas niedergeschrieben habe, ist ungegründet, da ihm der freie Gebrauch der Schreibmaterialien nicht gestattet war. Seine Mutter würde ihn wohl besucht haben, allein die ihm deshalb gemachten Bedingungen waren von der Art, daß er lieber auf diesen Besuch Verzicht that.

Ungefähr vierzehn Monate nach der That war der 17. Mai der Tag, an welchem der großherzoglich badische General von Neuenstein Morgens um fünf Uhr mit dem Befehl zu Sand's Hinrichtung von Carlsruhe in Mannheim anlangte. Vier Tage zuvor, Sonnabend, den 13. Mai, war der großherzogl. badische Staatsrath von Gulatt von Carlsruhe, aus höherem Auftrage, Morgens zu Sand gekommen. Als jener sich entfernt hatte, machte ihm Hofrath und Professor Chelius von Heidelberg in Begleitung des hiesigen Doctors der Chirurgie Bayerle einen ärztlichen Besuch. Das Todesurtheil sollte ihm denselben Morgen verkündigt werden. Der damit beauftragte Stadtdirector von Jagemann (der anfängliche Untersuchungsrichter) verfügte sich zu dem Ende, in Begleitung von zwei Mitgliedern des Stadtraths als Urkundspersonen und eines Stadtamts-Actuars, nach zehn Uhr in Sand's Zimmer.

Dieser saß in dem einige Schritte von seinem Bette entfernten Lehnstuhle. Der Stadtdirector suchte ihn auf die Mittheilung dessen vorzubereiten, was ihm sein Amt zur Pflicht machte. Sand, diese Schonung wahrnehmend, versetzte sogleich: „Ohne Umwege, meine Herren! — Sie finden mich ruhig und auf Alles gefaßt.“ Als man ihn hierauf an das Bett geführt und hineingelegt hatte, las der Actuar das Todesurtheil. Er hörte es mit der größten Ruhe an — keine Spur eines unangenehmen Eindrucks war in seinen Zügen bemerkbar. — Sobald der Actuar geendet hatte, sagte Sand mit heiterer Miene: „Meine Herren, Sie sind mir willkommene Boten!“

Hierbei war Niemand gegenwärtig, als die bereits erwähnten Personen und der Vorsteher der St. Michaelsanstalt.

Nun wurde über diesen Act das herkömmliche Protokoll aufgesetzt, worauf Sand den Wunsch äußerte, noch Einiges zu Protocoll zu geben. Dieses wurde ihm gestattet und geschah sogleich. Es entfielen ihm dabei einige Thränen. Der Inhalt ist wörtlich schon oben aus den Acten aufbewahrt.

Es wurde ihm nach diesem eröffnet, daß man ihm, wenn er es wünsche, erlauben werde, Besuche zu empfangen, was er auch mit vielem Vergnügen annahm.

Als ihn der Stadtdirector von Jagemann fragte, ob er nicht verlange, daß ihn ein Geistlicher seines Glaubens zum Tode vorbereite, erwiederte er: „Das ist gar nicht nöthig; ich habe Zeit genug gehabt, mich auf diesen Schritt vorzubereiten. — Meine Rechnung mit dem Himmel ist schon längst abgeschlossen!"

Indessen wünschte er doch, daß ihn, außer dem Hofprediger Katz, auch noch der evangelisch reformirte Prediger Karbach besuchen möchte, den er in Erlangen kennen gelernt hatte und, wie er erzählte, alle Sonntage predigen hörte, als er auf der dortigen Universität studirte.

Als die erwähnten Personen sich entfernt hatten, schrieb er, mit Genehmigung des Vorstehers, einen eigenhändigen Abschiedsbrief an seinen Eltern mit sichtbarer Rührung. Den Tag vor seiner Hinrichtung erkundigte er sich noch einmal angelegentlich, ob dieser Brief, so wie die früheren, bestimmt in die Hände seiner Eltern gekommen seien; es schien ihn bedeutend zu beruhigen, als man ihm hierauf erwiederte, er dürfe nicht daran zweifeln, da man sie auf officiellem Wege dahin abgeschickt habe.

Nachdem er aufgehört hatte, zu schreiben, nahm er mit gewohnter Ruhe sein Mittagsmahl ein. — Er genoß nie Wein, noch weniger sonstige geistige Getränke, nur zuweilen eine Tasse Caffe. Uebrigens konnte er nie anders, als ganz oder halbliegend, Speise zu sich nehmen, da ihm das Vorwärtsbiegen des Kopfes und Oberleibes, seiner Wunde wegen, zu große Schmerzen verursachte.

Hierauf kam Hofprediger Katz, mit dem er sich ziemlich lange und mit ungewöhnlicher Seelenruhe unterredete. Um zwei Uhr erschien Pfarrer Karbach, den er freundlich willkommen hieß. Er sprach hauptsächlich über Familienangelegenheiten mit demselben, dachte sich mit Wohlgefallen in die früheren Verhältnisse seines Jugendlebens zurück und ertheilte ihm mehrere Aufträge an die Seinigen. Ihrer gedachte er immer mit vorzüglicher Liebe und Achtung, und bewies eine außerordentliche Anhänglichkeit an seine Eltern.

In der Nacht von der Mittwoche auf den Donnerstag schlief er bis Morgens halb acht Uhr und sagte bei'm Erwachen seinen Umgebungen, er habe sehr gut geschlafen und fühle sich ganz besonders gestärkt. — Diesen Tag und den folgenden wurden die Besuche häufiger. Sand unterhielt sich mit Allen, und obschon ihn das anhaltende Sprechen seiner Wunde wegen anzugreifen schien, so war doch immer Kraft und Leben in seiner Rede; die Leiden des Körpers, die physische Abspannung gaben seinem Geiste einen höhern, lichtern Aufschwung. Sein Aussehen war, der Blässe seines Gesichtes ungeachtet, gut und die Heiterkeit der Seele, die aus allen Zügen sprach, verbunden mit der Offenheit und Herzlichkeit seines Benehmens, machten auf den Zuhörer den tiefsten Eindruck. Da war keine Spur von bangem Zagen, oder unmännlichem Kleinmuthe, sein ganzes Wesen trug das Gepräge hoher Geistesstärke, und was der Mund in fügsamen Tönen wiedergab, war das truglose Abbild der unerschütterlichen Ruhe, die im tiefsten Grunde seines Herzens thronte. — Dies bezeugen alle, welche bei ihm waren; sie rühmen ferner seine vielseitige Bildung, so wie die entschiedene Liebe, welche er für Künste und Wissenschaften bewies; auch gibt Jedermann sein Erstaunen darüber zu erkennen, daß Sand, ungeachtet der officiellen Gewißheit seines nahen Todes, einen so hohen Grad von ruhiger Ueberlegung und klarer Besonnenheit gehabt habe, um sich über die verschiedenartigsten Materien mit so vieler Wärme, Umsicht und sinnigem Gefühle äußern zu können. — Als Beleg dazu wird Folgendes willkommen seyn: Man sprach von Gemälden. Sand erzählte, daß sich in seiner Eltern Hause viele von seiner Mutter herkommende Familiengemälde befänden, worunter auch das

Bildniß seines Großvaters sei, welches zwar mit den Familienzügen sehr zusammentreffe, die Umgebungen aber seien nicht anzusehen, so daß er für sich nur den Kopf und einen Theil der Brust ausschneiden würde. — — „Ich hoffe,“ fügte er nun hinzu, „daß auch bei uns wieder eine eigentliche, deutsche Bildnerei entstehen wird — nicht in heidnischen Götterbildern, wie bei den Griechen; diese waren vollkommen — deutsche Künstler müssen es in ihrer Art werden, und keine Nachbildungen aufstellen — auch keine Freiheitsgöttinnen, wie die Franzosen. — Will uns die deutsche Kunst einen erhabenen Begriff von Freiheit bildlich geben, so soll sie unsern Hermann, den Erretter des Vaterlands, darstellen, stark und groß, wie ihn das Niebelungenlied unter dem Namen Siegfried nennt, der kein anderer als unser Hermann ist. — Diese Bilder sollte man aber aus Granit hauen, der sich in den deutschen Urgebirgen findet; oder sie müßten aus Eisen gegossen werden, worin man es bereits zu einer großen Vollkommenheit gebracht hat. — Ja, solche Bilder ziemten der deutschen Kunst! Diese Stoffe hat auch das Vaterland im Ueberfluß, und braucht keine Marmorblöcke von Italien kommen zu lassen, deren einer oft mit Tausenden bezahlt wird.“ —

Sand war auch ein großer Freund von Blumen, und soll sich über die gerade zu blühen anfangenden Rosen geäußert haben: „Sie blühen — und verwelken! — Ich habe erst neulich Betrachtungen darüber angestellt, wie in der Natur das Schöne vergehen muß, wenn es sich zeigen und entfalten soll. — Ich erhielt eine sogenannte Monatsrose, die so schön war, als ich deren je gesehen. Ihr Anblick erfreute mich höchlich — die Nacht darauf wurde kalt — man machte Feuer in den Ofen, worauf sie bald völlig aufging, aber — sie sah schwächlich aus, und kam mir in ihrer blassen Schönheit vor, wie eine erst entbundene Mutter. — In ihrer Mitte war ein weißer Streif, vom Bisse eines Wurmes verursacht rc.“ —

So erzählt man ferner, daß ein Schulkamerad aus Wunsiedel zu ihm kam. Als man den Besuch anmeldete, soll Sand geäußert haben, er freue ihn sehr, indem dieser Mann immer sehr gutartig gewesen sei. Sie bewillkommten sich herzlich, und nachdem sie sich ihres Wohl-

befindens wechselseitig versichert hatten, sagte Sand: „Wir sind aus einer schönen Gegend; sie ist der natürliche Mittelpunct unseres lieben Deutschlands, dessen Urgebirgen viele schiffbaren Flüsse nach allen Richtungen entströmen — es ist der Vaterlandsaltar, auf den man jedes Opfer legen muß.“ —

„Freuen Sie sich dessen, und wenn Sie zurückkehren in's Fichtelgebirge, so tragen sie auch nach Kräften zum Wohle des Vaterlands bei.“ — Dabei trug er ihm noch viele freundschaftliche Grüße an die Seinigen auf.

So schwanden allmählig die drei letzten Tage, ohne daß man irgend eine Veränderung in seinem Innern wahrgenommen hatte. Am Vorabende hörten die Besuche, seinem eigenen Wunsche zu Folge, auf; dagegen brachten drei Geistliche der evangelischen Kirchen mehrere Stunden mit religiösen Gesprächen bei ihm zu und beteten mit ihm. Auch waren die Aerzte gekommen, einen frischen Verband auf seine Wunde zu legen, welches bisher immer zweimal des Tags geschehen war. — Gegen die Geistlichen äußerte er unter andern: Er flehe den Himmel vorzüglich um die Gnade an, daß er ihm für den kommenden Tag reichliche Kraft verleihen möge, um w ü r d i g sterben zu können. Uebrigens habe er die lebhafte Ueberzeugung, daß die Geistesstärke den Körper stähle und abhärte. — So soll er auch gesagt haben: „Gott, du hast mir bisher Stärke verliehen, du wirst auch ferner noch die Kräfte meines Körpers fristen, bis ich vollendet habe!“ Er sprach sich überhaupt in einer langen und anhaltenden Unterredung über seinen Glauben und seine Erwartungen vom andern Leben aus. —

Seine letzte Abendmahlzeit bestand aus Spargel. (Er aß gewöhnlich um sechs Uhr zu Nacht.) Dabei äußerte er: Seine Mutter sei eine große Liebhaberin von Spargel; weshalb er sie immer im Geiste zu Gaste lade, wenn er von diesem Gerichte genieße, und sich dann an ihre Seite denke. Die Sonne ging sehr schön unter; man machte ihn aufmerksam darauf und sprach darüber. Dabei war er so ergriffen und gerührt, daß ihm Thränen entfielen. — Nach einigem innern Kampf rief er aus:

„Thräne, warum unterdrück' ich dich? — Thräne, du schmähst mich nicht!"

Gegen acht Uhr verließen ihn die Geistlichen; seinem Wunsche gemäß versprachen sie ihm, ihn am folgenden Morgen noch einmal zu besuchen, und als sie weggingen, sagte er ihnen: „Morgen sehen wir uns wieder!" Seine Wärter ersuchte er, ihn um drei Uhr Morgens zu wecken, damit er Zeit genug habe, sich zu bereiten und ankleiden zu lassen. — Gegen elf Uhr entschlummerte er, schlief aber die Nacht über wenig und ziemlich unruhig. —

Man spricht noch sehr viel, was Sand in diesen letzten Tagen gesagt und nicht gesagt, gethan und nicht gethan hat. Aus dem Munde Unterrichteter und Wahrheitliebender ist Folgendes:

Den Tag vor seinem Tode bat sich Sand aus, mit dem von Heidelberg hierher berufenen Executionsvollstrecker (Wittmann) sprechen zu dürfen. Derselbe kam in Begleitung des Vorstehers der Anstalt gegen zwölf Uhr zu ihm. Er besprach sich lange und freundlich mit ihm, empfahl ihm, festen Sinnes sein Amt zu verrichten, selbst wenn ihm der erste und zweite Streich mißlingen sollte. — Ja er bat ihn sogar, ihn anzuweisen, wie er sich bei der Hinrichtung am besten benehmen möge, um ihm in der Ausübung seiner Function nicht hinderlich zu seyn. Ferner empfahl er ihm an, sich nicht zu übereilen, damit die Execution desto sicherer von Statten gehe. —

Als der Vorsteher der Anstalt unter Andern auch einen seiner Bekannten zu Sand führte und ihm denselben als einen guten Freund vorstellte, empfing er diesen mit vieler Wärme und rief aus: „Seyn Sie mir willkommen, Freund meines Pflegevaters!"

Am Vortage seiner Hinrichtung ritzte er mit einem spitzigen Knochen noch einige Herzensergießungen, die auf Daseyn, Scheiden und Zukunft Bezug hatten, auf die innere Seite der Decke eines Buchs, (De Wette, Lehrbuch der christlichen Moral.)

Als die Rede davon war, daß ihn einer der drei

Geistlichen auf den Richtplatz begleiten sollte, verbat er sich dieses ausdrücklich; man möge aber, fügte er hinzu, ja nicht glauben, daß er es aus Mangel an Liebe zur Religion und ihren Tröstungen ausschlage, sondern theils, weil er sich selbst hinlänglich zum Tode vorbereitet habe, theils um diesen ehrenwerthen Männern das Unangenehme eines solchen Ganges zu ersparen, der sich, seiner Meinung nach, mit der Würde eines solchen Amtes gar nicht vertrage. (Zwei der gedachten Geistlichen hatten sich bereitwillig dazu erklärt.)

Da er gewöhnt war, sein langes schwarzes Haar in ungebundenen Locken auf den Nacken hängen zu lassen, so bat er, man möge es ihm doch erst auf dem Richtplatze abschneiden lassen. (Die Richtigkeit dieser Angabe ist jedoch von einigen Seiten bestritten worden.) Auch hielt er um die Erlaubniß an, sich, wenn er auf dem Blutgerüste angekommen seyn werde, nach allen Richtungen umschauen zu dürfen, damit er Gottes Erde noch einmal betrachten und sich so echt in das Leben hineindenken möge. — Es wurde ihm gestattet, jedoch soll man ihm das feierliche Versprechen abgenommen haben, die Anwesenden nicht anzureden.

Unter den ihn Besuchenden befand sich auch ein großherzoglich badischer Officier, zu dem er sagte: „Sie sind also ein Kriegsmann?" — Ja, war die Antwort, Sie haben sich ja auch schon mit dieser Beschäftigung abgegeben. — „Ganz recht," erwiederte Sand, „doch gehört diese Zeit nicht zu meinen angenehmsten Erinnerungen." — Ueber dieses Gespräch enthalten öffentliche Blätter noch Folgendes: Als die Rede auf den frühen Tod kam, dem er als zwanzigjähriger Jüngling aus eigner Schuld entgegengehe, äußerte Sand: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde."

Sonnabend, den 20., Morgens um drei Uhr, zwei Stunden ehe die Hinrichtung vor sich gehen sollte, wurde Sand seinem Wunsche gemäß aufgeweckt und von seinem Wärter angekleidet. Seine Haare ordnete er selbst mit der rechten Hand, so wie er es jeden Morgen gewohnt war.

Während des Ankleidens äußerte er, der Verband

seiner Wunde schmerze ihn, er wünsche, daß der Doctor der Chirurgie Bayerle, (der ihn auch bisher behandelt hatte,) gerufen werde. Es geschah; der Doctor erschien vor vier Uhr, legte einen neuen Verband auf die Wunde und Sand nahm äußerst dankbar Abschied von ihm.

Er hatte sich sein tägliches Frühstück, eine braungebrannte Mehlsuppe, und zwar für diesen Morgen in doppelter Portion bestellt, wovon er nun den größten Theil zu sich nahm. Hierauf ließ er sich völlig angekleidet auf sein Bett legen. Seine Kleidung bestand aus einem Ueberrocke, (den man dazu angeschafft hatte,) von dunkelgrünem Tuche mit schwarzem Kragen; der Hemdkragen war darüber umgeschlagen, leinene hellfarbige, lange Beinkleider und Halbstiefel; das Haupt wollte er nicht bedeckt haben: (Der sogenannte altdeutsche Rock, den er bei seiner Ankunft in Mannheim trug, war, nebst dem Dolche u. s. w., bei dem hiesigen Gerichte deponirt gewesen, und ist nunmehr durch seinen Rechtsanwald nach Wunsiedel an die Eltern geschickt worden.) Es verdient hier bemerkt zu werden, daß man in der einen Tasche desselben das Evangelium Johannes und in der andern Körner's Leier und Schwert fand.

Nach vier Uhr erschienen die Geistlichen. Ihr Besuch machte Sand besonders große Freude. Außer ihnen und dem Vorsteher der Anstalt war nun Niemand mehr zugegen. — Sand wünschte diese letzte Stund mit vertraulichen, moralisch religiösen Gegenständen zuzubringen, welches auch geschah und wobei er eine seltene Festigkeit und Ergebung zeigte. Als ihn einer der Geistlichen fragte, ob er ohne Groll scheide? antwortete er: „Den habe ich nie gehabt! — Gegen wen sollte ich auch Groll im Herzen haben? — Man ist mir immer mit großer Menschenliebe begegnet. — Der Regierung kann ich nur danken, daß sie ein so mildes Urtheil über mich ergehen ließ — die Herren Untersuchungs-Commissäre haben mich stets mit edler Schonung behandelt — ja, selbst der Mann, der heute das letzte Amt an mir verrichten wird, hat mir Vertrauen und Wohlwollen eingeflößt!" —

Unterdessen wurde in den Straßen alles lebendig. — Die hier in Garnison liegenden Truppen rückten aus; ein Theil wurde auf den öffentlichen Plätzen der Stadt aufge-

stellt, ein Theil machte Patrouillen, ein anderer, und namentlich die Cavallerie, besetzte die Aus- und Zugänge der Straßen, welche zu dem St. Michaelstift führen, und ein Bataillon bildete ein Viereck um das Schaffott. Dieses war in der vergangenen Nacht auf einer Wiese, die sonst zu dem Festungs-Glacis gehörte, errichtet worden; sie liegt links bei'm Ausgange des ehemaligen Heidelberger Thores, zwischen dem Damme der Stadt und der nach Heidelberg führenden Landstraße. — Außerdem wachte die Polizei für die öffentliche Sicherheit und Ordnung, und der hiesige Polizeiamtmann hatte sich selbst an die Gerichtsstätte verfügt. —

Gegen drei Viertel auf fünf Uhr verlangte Sand den Rest seines Frühstücks zu verzehren, und äußerte dabei: „Nun der Geist gestärkt ist, muß ich auch noch für den Körper sorgen.“ Hierauf fragte er den Vorsteher, welche Zeit es sei. Dieser sagte es ihm, und setzte hinzu: Sie wissen ja, man läutet immer um fünf Uhr in unserer Kirche. — „Nun denn,“ erwiederte Sand, „so wollen wir die letzte Viertelstunde mit Gott zubringen!“ — Hierauf ersuchte er die Anwesenden, mit ihm und für ihn zu beten, jedoch leise und in einer solchen Stellung, daß er sie nicht gewahr werden könne, damit er sich so ganz allein fühle. — Alle traten seinem Wunsche gemäß auf die Seite, so daß er sie nicht sehen konnte. Nun ergriff er mit der rechten Hand seine linke, (diese war nämlich durch die Wunde gelähmt, und er konnte nur die Finger derselben rühren,) faltete beide, sah gegen den Himmel und blieb so eine gute Weile in stillem Gebete versunken. — Alsdann rief er laut: „Alles Ird'sche ist vollendet, und das Himmlische geht auf!“ — Diese Worte sind aus Theod. Körner's Bundeslied vor der Schlacht, wovon die letzte Strophe:

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen seh'n sich wieder,
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's! schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder, hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der bessern Welt!

Die Anwesenden stellten sich nun wieder um sein Bett herum — der Moment war erschütternd. — Nach einigen kurzen religiösen Aeußerungen sagte er zum Vorsteher: „Herr Verwalter! — Wenn unten alles bereit ist, — ich bin es,“ worauf ihm dieser erwiederte, es sei noch Zeit, da man die Ankunft des Stadtdirectors abwarten müsse. — Eine kurze Weile nachher erschien derselbe, kam auf Sand's Zimmer, sprach noch einiges mit ihm und entfernte sich. —

Da nun alles bereit war, wurde Sand durch den Vorsteher davon benachrichtigt. Zwei Männer hoben ihn aus dem Bette und führten ihn an die Thür. Auf der Schwelle wünschte er einen kleinen Halt zu machen. Er drehte sich nach dem Zimmer um, warf einige aufmerksame Blicke hinein und nahm Abschied von demselben. An der Stiege setzten ihn die beiden Männer auf ihre Hände und trugen ihn so hinunter, während er sich mit der Rechten an dem einen festhielt. Nun hob man ihn in eine mit zwei Pferden bespannte, offene Halbkutsche, die zu diesem Zwecke gelehnt worden war. An seine linke Seite setzte sich der Oberzuchtmeister, der ihn mit dem rechten Arme umfaßte. Der Vorsteher und die Geistlichen nahmen hier noch einmal Abschied. Er reichte ihnen mit Innigkeit die Hand, dankte wiederholt für ihre Besuche und sagte ihnen ein herzliches Lebewohl. Die Züchtlinge, welche Sand, rings umher schauend, stillschweigend grüßte, weinten aus ihren Fenstern. Um das Thor des Gebäudes und an den Fenstern der benachbarten Häuser befand sich eine große Anzahl Menschen beiderlei Geschlechts, welche, als das Thor geöffnet wurde, ein allgemeines, durchdringendes Geschrei des Mitleids ausstießen. — Sand schien verwundert und bewegt darüber, er rief: „Gott stärke mich!“ sah sie freundlich an und gab seinen Dank durch Zeichen zu erkennen.

Der Wagen fuhr langsam vorwärts, von Cavallerie begleitet, die Volksmasse hinterdrein. Jedoch hatten sich auch mittlerweile viele Zuschauer um das Schaffot versammelt. —

Sand sprach noch ziemlich viel mit dem Oberzuchtmeister; unter andern bat er diesen, wenn er irgend eine Schwäche an ihm wahrnehmen sollte, ihn sogleich darauf

aufmerksam zu machen. — Auch ließ er sich von demselben eine Erklärung über die Umgegend und Mannheim's nächste Umgebungen machen. — Auf dem Wege befanden sich mehrere Personen, deren Bekanntschaft er in den letzten drei Tagen gemacht hatte und die er mit Wohlwollen grüßte.

Als er an der, keine tausend Schritte von der St. Michaelsanstalt entfernten Richtstätte angekommen war, rief er tief Athem holend: „Gott stärkte mich bis hieher!“ — Der Wagen hielt am Fuße des Schaffots — er wurde herausgehoben. Gestützt auf zwei Männer, die ihm zur Seite waren, ging er den talutmäßig sich erhebenden Auftritt des Schaffots hinan. — Nun sagte er: „Hier ist also der Platz, wo ich sterben werde!“ und bei diesen Worten verbreitete sich eine ruhige Heiterkeit über sein ganzes Wesen, die mit Entschlossenheit und Ergebung gepaart war.

Auf dem Schaffot war der Stadtdirector von Jagemann nebst denselben Personen, welche bei Mittheilung des Todesurtheils gegenwärtig gewesen waren. Als Sand oben war, machte er eine Wendung gegen die Stadt, blieb stehen und sah sich ungefähr eine Minute lang mit aufwärts gerichtetem Kopfe mehrere Mal im Kreise herum. — Nun wurden seine Züge finster, die Blicke ernst und in demselben Moment erhob er die rechte Hand, streckte sie feierlich in die Höhe, gleich als ob er schwören wollte und sah dabei gegen den Himmel. Hierauf ließ er sie sinken und warf mit großem Nachdruck ein weißes Tuch auf die Erde, welches er in der Rechten geballt hielt. — Alsdann kehrte die vorige Ruhe wieder in sein Wesen zurück. —

Viele behaupten, daß er während dieser Geberden gesprochen habe; Andere erzählen sich sogar, was er gesagt haben soll, allein ich muß dieses für falsch erklären und kann mit ziemlich großer Bestimmtheit versichern, daß es durchaus stumme Pantomime war. — Hätte Sand etwas gesagt, so würde sich die Identität der von ihm gesprochenen Worte durch die Bestätigung der dabei anwesenden Ohrenzeugen eben so gut herstellen lassen, als jene von den meisten seiner übrigen Aeußerungen. Dagegen behaupten

nun die Personen, welche ihn in jenem Momente am nächsten umgaben, schlechterdings das Gegentheil, und was die Aeußerungen betrifft, welche Sand, nach Andern, dabei gemacht haben soll, so kann ich versichern, daß mir keine zwei Citationen zu Ohren gekommen sind, die auch nur einige Aehnlichkeit mit einander gehabt hätten.

Sand wurde jetzt vor den auf der rechten Seite des Schaffots stehenden Richtstuhl geführt, nachdem er von denen ihm Nahestehenden Abschied genommen hatte. Da ihm das Urtheil noch einmal vorgelesen werden sollte, so fragte man ihn, ob er dasselbe stehend anhören könne. Er erwiederte hierauf: „Ja, ich fühle mich kräftig genug, mein Urtheil stehend anzuhören." Er bat jedoch seine Begleiter, sich in einer ganz geringen Entfernung neben ihn zu stellen, um ihn unterstützen zu können, im Falle er wanken sollte. Der Actuar las mit lauter Stimme das Urtheil.

Sand wurde nach der Anhörung auf den Richtstuhl gesetzt, das Gesicht gegen die Bergstraße, also gegen Sonnenaufgang gekehrt. Hier sprach er mit gefalteten Händen: „Gott gibt mir in meiner Todesstunde viel Freudigkeit. — Es ist vollbracht! — — — Ich sterbe in der Gnade meines Gottes!" — Hierauf sagte ihm der Stadtdirector von Jagemann: „Brav, Herr Sand, das sind heilige Worte."

Nun begannen die Gehülfen des Scharfrichters die nöthigen Vorrichtungen. Als sie ihn an den Stuhl banden, sagte er: „Nicht so hoch — es thut mir auf der Brust weh und benimmt mir die Luft — ich bleibe ja doch ruhig." Das Band wurde nun lockerer gemacht und tiefer angelegt. Er drehte hierauf den Kopf nach dem links von ihm stehenden Scharfrichter, der sich ihm näherte und einige Abschiedsworte leise mit ihm sprach. — Alsdann schnitt man ihm die Haare im Nacken ab, wobei er gesagt haben soll: „Wenn es nicht nothwendig ist, so wünsche ich mit meinen Haaren zu sterben." — Nun verband man ihm die Augen. Das letzte, was er sagte, war, man möchte ihm die Binde etwas höher hinauf machen.

Während dessen hatte sich die den Wagen begleitende Cavallerie in einiger Entfernung dem Schaffot gegenüber aufgestellt. Unter den Anwesenden, deren Zahl verhält-

nißmäßig nicht bedeutend war, herrschte die tiefste Stille. Man vernahm nicht den geringsten Laut; nur tönte, da es gerade halb sechs Uhr war, der dumpfe Schall der Glocke vom Thurme der obern Pfarrkirche herüber, und erhöhte so das Schauervolle der Handlung, die auch das rohste Herz erschüttern mußte! —

Jetzt ergriff der Gehülfe das lange Haar des Sitzenden — der Scharfrichter führte den Todesstreich. — — Das Binden (an den Stuhl) war, um ihm wegen seiner Wunde nicht zu viel Schmerz zu machen, nicht mit der gewöhnlichen Festigkeit geschehen und soll die Ursache gewesen seyn, daß sein Kopf, obwohl er vom Rumpfe getrennt war, noch an den fleischigen Theilen des vordern Halses hängen blieb. Ein zweiter Streich löste ihn vollends ab, der in der Bestürzung ohne Zweifel zu heftige Hieb trieb das Schwert tief bis zum Knochen in den Schenkel.

Das hier angeführte Factum hat seine Richtigkeit.

Der Leichnam wurde vom Stuhle abgenommen und angekleidet in einen herbeigebrachten Sarg gelegt.

Während das Militär sich zum Rückmarsch anschickte und der Richtplatz menschenleer zu werden begann, (ja sogar gegen neun Uhr,) kam eine große Anzahl Fremder an; vermuthlich weil man Anfangs glaubte, die Hinrichtung werde zwischen zehn und elf Uhr vor sich gehen. So zählte man sechzehn Kutschen dicht hinter einander, die unmittelbar nach der Hinrichtung von der Heidelberger Landstraße her anlangten.

Das Bataillon Infanterie, welches ein Viereck um das Schaffot gebildet hatte, nahm den im Sarge befindlichen Leichnam, welchen man mit einem schwarzen Tuche bedeckt hatte, in seine Mitte und brachte ihn, unter Begleitung einer Menge Volks, an der großherzoglichen Münzstätte vorbei in das St. Michael=Stift zurück, wo ihn der Vorsteher in Verwahr nahm. — Nachdem derselbe sich am Abend noch überzeugt hatte, daß der Leichnam mit der ganzen bei der Hinrichtung angehabten Kleidung im Sarge befindlich sei, wurde er, ohne vorher secirt zu werden, in der nämlichen Nacht um elf Uhr unter der Begleitung des Vor-

stehers und des Hofpredigers Katz, so wie zweier Aufseher der Anstalt, (als Zeugen,) in aller Stille in den hiesigen evangelisch lutherischen Kirchhof begraben, (er war dieses Glaubens.) Schon um fünf Uhr hatte sich eine sehr große Menge Menschen an dem St. Michael=Stifte und in der ganzen Straße versammelt in der Absicht, Sand begraben zu sehen. Selbst die hereinbrechende Nacht hatte die Zahl nur um wenige vermindert. Nach zehn Uhr endlich, als die Leute fortwährend Alles ruhig sahen und keine Anstalt zum Begräbnisse gewahr wurden, zerstreuten sich die meisten; 40 bis 50 blieben dennoch zurück und waren entschlossen, bis zum lichten Morgen zu warten, weil sie, besser berathen als die übrigen, wohl vermutheten, daß man den Leichnam über die Pfingstfeiertage nicht werde unbegraben liegen lassen. Gegen elf Uhr besetzten acht Mann Wache das Thor des Kirchhofs, um das Eindringen der Umstehenden zu verhindern. Die Militärwache am St. Michael=Stifte war seit der Verkündigung des Todesurtheils verdreifacht. — Nun wurde der Sarg unter erwähnter Leichenbegleitung hineingebracht und das Thor geschlossen. Als der Leichnam in die Grube gesenkt war, verrichtete der Hofprediger Katz die üblichen Gebete. Die vorher ausgehobenen Rasenstücke wurden wieder sorgfältig auf ihre Stelle über das Grab gedeckt und geebnet. In demselben Kirchhofe liegt auch der Staatsrath von Kotzebue begraben. —

So endigte Sand — in einem Alter von 24 Jahren 7 Monaten und 15 Tagen. — — Er war von großem schlanken Wuchse, er maß 5 Fuß und 9 bis 10 Zoll rheinisch. Seine Haare waren schwarz, die Augen hellbraun, die Nase ziemlich groß, der Mund schön geformt. Alle Züge seiner ausgezeichneten Gesichtsbildung vereinigten sich zu einem ansprechenden wohlgeordnetem Ganzen. —

---

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Actenauszüge aus dem Untersuchungsprozeß über L. E. Sand

Altenburg 1821

Biogr. 1035
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066467-8